

Fairview Museum
Miami, 1890.

Ergebnisse der Expedition

zur Erforschung des

Arctischen Ozeans



von
Dr. G. A. Sars

Erzählungen und Novellen

von

Rudolph Lindau.

Erster Theil:

Aus Japan.



Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Aus Japan.

Erzählungen und Novellen

von

Rudolph Lindau.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin.

Verlag von Otto Zanke.

RBR
Juni
1914

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

	Seite
Fred	1
✓ Sedshi	15
Verlorenes Mähen	55
Der Squire	105
Die Bärenjagd	147

Fred.

Fred*) war ein herrenloser Hund, dessen Herkunft und Name in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt waren. Im Jahre 1861 war er, als junges Thier, auf einem englischen Theeklipper, in Gesellschaft eines melancholischen Weltumseglers, nach Yokohama gekommen. Niemand hatte sich damals sonderlich um ihn bekümmert und er, jede Familiarität mit Fremden vermeidend, hatte nur Augen und Ohren für seinen Herrn gehabt, dem er auf Schritt und Tritt folgte.

Dieser Herr, Alexander Young genannt, war ein schwermüthiger Säufer, von dem Niemand wußte, woher er kam oder wohin er ging. Der Capitain der „Georgina“ hatte ihn in Java kennen gelernt und ihn für ein billiges Passagegeld mit nach Japan genommen. Während der Reise hatte Alexander Young, oder Sandy, wie man ihn kurzweg nannte, auffallend wenig gesprochen und außerordentlich viel getrunken. Der Capitain, der, wenn auf See, nur Wasser trank, im Hafen aber durchaus nicht abgeneigt war, ein oder auch zwei Flaschen über den Durst zu nehmen,

*) Englische Abkürzung für Frederick.

behandelte die Schwäche seines Tischgenossen mit zärtlicher Rücksicht und zollte ihm sogar eine gewisse Freundschaft und Hochachtung dafür, die sich in vielen kleinen Aufmerksamkeiten kund gab. Sandy war dafür sehr dankbar und seine traurigen blauen Augen weilten oft mit träumerischer Wehmuth auf den harten wettergebräunten Zügen des Capitains.

Fred war schon damals Sandys steter Begleiter, und seine Nase war stets in einer Entfernung weniger Zoll von den Hacken seines Herrn zu sehen.

„Fred ist ein pugiger Name für einen Hund“, bemerkte eines Abends der Capitain. „Warum haben Sie das Thier so getauft?“

Sandy schwieg eine volle Minute und antwortete dann langsam: „Weil er mir von meiner Cousine Louise geschenkt worden ist.“

Der Capitain versank über diese Erklärung in tiefe Nachdenklichkeit. Da er aber selbst ein Mann war, der seine Gedanken in räthselhafte Ausdrücke zu hüllen pflegte, so zweifelte er nicht einen Augenblick, daß Sandys Erklärung einen verborgenen tiefen Sinn habe; und ohne darüber indiscrete Fragen zu stellen, machte er vielmehr häufige und fruchtlose Versuche, das gegebene Problem selbst zu lösen. Seine Achtung vor Sandy steigerte sich dadurch noch. Dieser kam auf den Gegenstand nie wieder zurück, und als man den Capitain später in Japan fragte, weshalb Herr Young seinem Hunde den Namen Fred gegeben habe, konnte er auch eben nur ant-

worten: „Weil der Hund ein Geschenk von Sandys Cousine Louise ist.“

Fred gehörte der Species Bull-Terrier an und war von reinstem Blute. Er war schneeweiß mit einem runden schwarzen Flecken über dem linken Auge; seine Vorderbeine waren krumm, seine Brust war außerordentlich breit und mächtig, der Kopf platt und breit; die Kinnlade, mit kurzen, schiefen, starken, kleinen Zähnen besetzt, schien stark genug, ein Stück Eisen zu zermalmen. Die Augen waren schief geschlitzt wie die der Chinesen, aber dessenungeachtet hatte der Blick des Hundes etwas Ehrliches, Gutes und Treues. Man sah, daß man eine gefährliche, aber keine heimtückische Bestie vor sich hatte.

Fred konnte lachen, wenn ihm sein Herr einen Knochen hielt und „smile!“ rief; aber im Allgemeinen war er still wie Young selber. Er war auch kein Rauffbold. Seiner Stärke sicher, ging er mit Verachtung an kleinen Kläffern vorüber. Große Hunde, die Streit mit ihm suchten, bekämpfte er unbarmherzig mit stiller blinder Wuth. Er bellte nicht und knurrte nicht; nur ein tiefes Röcheln, das dann mit jedem Athemzuge aus seiner breiten Brust drang, zeugte von seiner inneren Aufregung. Seine Augen wurden grün und glänzend wie Smaragde, und gewöhnlich verbiß er sich dermaßen, daß man ihn, nach Beendigung des Kampfes, nur mit der größten Mühe wieder frei machen konnte.

Sandy und Fred führten sechs Monate lang ein ruhiges Leben.

Man wußte, daß Sandy unglaubliche Quantitäten von Spirituosen in seinem Hause consumirte, aber in den Straßen und Wirthshäusern war sein Benehmen tadellos.

Wenige Tage nach einer Ankunft in Yokohama hatte er sich einen kleinen, häßlichen, rauhhaarigen Ponny gekauft. Spaziergänger, die sich verirrt haben mochten, oder die aus irgend einem Grunde die gewöhnliche Straße verlassen hatten, erzählten, daß sie Young, den Ponny und Fred auf den entlegentsten Wegen angetroffen hätten. Der einsame Reiter, das Pferd und der Hund schienen in tiefes Nachdenken versunken. Young rauchte; der Ponny, den loosen Zügel über dem Hals, ging gesenkten Hauptes einher, als studirte er den Weg, um den sich sein Herr so wenig kümmerte; Fred folgte in einer Entfernung weniger Zoll, die träumerisch, halb geschlossenen Augen auf die Hinterhufen des Pferdes gerichtet. Young redete niemals Jemand zuerst an. Grüßte man ihn, so dankte er höflich und leise. Die Fremden in Yokohama wunderten sich über ihren stillen Landsmann; die Japanesen nannten ihn „Kitschingai“ — verrückt.

Bei schönem Wetter war Young nur selten in Yokohama zu sehen. Er zog dann früh Morgens mit seinen beiden Begleitern aus und kehrte erst mit einbrechender Nacht von seinen weiten Spazierritten zurück. Regnete es aber, oder stürmte es heftig, so war man ziemlich sicher ihn auf „dem Bund“ — der Straße, die von dem europäischen Quartier den Hafen entlang läuft — anzutreffen. Sandy ging dann, mit den Händen auf dem Rücken, langsam auf und ab. Fred folgte ihm wie gewöhnlich, obgleich das durchnäßte, zitternde Thier durchaus kein Ge-

fallen an dem Regen zu finden schien. Von Zeit zu Zeit blieb Sandy stehen und beobachtete mit anscheinend großer Aufmerksamkeit die unruhige See und die darauf hin und her geworfenen Schiffe. Fred setzte sich dann sofort nieder, die blinzelnden Augen auf das Gesicht seines Herrn geheftet, als hoffte er dort den Entschluß zu lesen, die unwirthliche Straße mit dem trockenen Zimmer zu vertauschen. Blieb Young zu lange stehen, so weckte ihn Fred aus seinen Träumereien, indem er aufstand und ihn leise mit der Nase anstieß. Dann ging Sandy wieder weiter; aber nach Hause ging er nicht, bis sich das Unwetter gelegt hatte, oder die Nacht hereinbrach. Sein unstätes, zweckloses Umherwandeln gab ihm das Aussehen eines Mannes, der an einer fremden, uninteressanten Station den Eisenbahnzug verpaßt hat, und der die Zeit bis zur Abfahrt des nächsten Zuges auf irgend eine Weise todtschlagen will.

Young mußte eine kleine Barschaft mit sich gebracht haben und an dieser zehrte er während mehrerer Wochen ohne eine Beschäftigung zu suchen. Dann zeigte er im „Japan Times“ an, daß er sich als Public Accountant in Yokohama niedergelassen habe.

Er fand in Folge dessen etwas zu thun; er arbeitete langsam aber mit großer Gewissenhaftigkeit. Bei dieser Gelegenheit machte er auch die Bekanntschaft von James Webster, dem Chef eines amerikanischen Handlungshauses. Dieser, nachdem er Young mehrfach beschäftigt hatte, bot ihm eines Tages die gut bezahlte Stelle als zweiter Buchhalter in seinem Hause an. Sandy lehnte dankend ab.

„Ich weiß nicht, wie lange ich hier bleiben werde,“ sagte er. „Ich erwarte Briefe, die meine Abreise nothwendig machen können.“

Aber die Briefe schienen nicht zu kommen und Sandy wurde alle Tage blässer und trauriger. Eines Abends kam er zu James Webster. Sein Besuch war etwas so Außergewöhnliches, daß Webster, der sich sonst nicht leicht stören ließ, aufstand, um seinem Gaste entgegen zu gehen. Aber dieser blieb in der offenen Stubenthür stehen und lehnte sich dort an den Pfosten. Seine Bewegungen und Worte waren äußerst ruhig und gelassen, und Webster wunderte sich einigermaßen, als er hörte Young wolle von ihm Abschied nehmen.

„Sehen Sie Sich doch, Mann“, sagte Webster, „und nehmen Sie ein Glas Brandy und Soda und einen Cheroot.“

„Nein,“ erwiderte Young, „Ich will morgen in aller Frühe fort, und muß gleich nach Hause gehen, um meine Sachen einzupacken und Alles in Ordnung zu bringen.“

„So wollen Sie uns also verlassen?“ fragte James. Es thut mir leid, daß Sie nicht zu mir kommen wollen. — Aber ich wünsche ihnen Glück und gute Reise.“

Er reichte Young die Hand. Dieser hielt sie einen Augenblick so fest, daß Webster sich darüber wunderte und seinen Besucher scharf ansah. Es schien ihm, als ob Sandys Augen feucht würden.

„Sie sollten lieber hier bleiben,“ fuhr James fort, der ein aufrichtiges Interesse an dem stillen Mann genommen hatte, „der

Platz, den ich Ihnen neulich anbot, ist auch noch heute frei für Sie."

Young schwieg einen Augenblick. Dann schüttelte er traurig mit dem Kopfe. „Nein," sagte er. „Sie sind sehr freundlich; ich danke Ihnen. Aber es ist besser, daß ich gehe. Was soll ich hier noch thun? Japan ist ein schönes Land, aber es ist gar zu klein. Immer dasselbe blaue Meer, und derselbe weiße富士-yama*), und dieselben Leute und Pferde und Hunde. Ich bin des Lebens hier herzlich müde. — Gestehe sie, Herr Webster, daß das Leben hier nicht sehr amüsant ist." —

Eine kurze Pause trat ein.

Dann fuhr Young langsam und ruhig fort: „Ich glaube es ist ein Typhoon in der Luft. Ich fühle mich sehr ermattet. Ich bin niemals so müde gewesen wie heute. Ich glaube nicht, Herr Webster, daß Sie jemals so müde gewesen sind wie ich es bin. — Ich hoffte der Sturm würde heute Nachmittag losbrechen, dann hätte ich mich wohler gefühlt. Es ist ein recht schwüler, schwerer Tag gewesen. — Gute Nacht, Herr Webster, ich wollte Yokohama nicht verlassen, ohne Ihnen für Ihre große Freundlichkeit zu danken."

Er wandte sich zögernd ab. Nachdem er einige Schritte gegangen war, drehte er sich noch einmal um, und dem ihm nachblickenden James Webster mit der Hand zuwinkend, wiederholte er mit einem gewissen Pathos: „Besten Dank, Herr Webster."

*) Der höchste Berg in Japan, den man in Yokohama und in der Umgegend der Stadt fast nie aus den Augen verliert.

Ich wünsche Ihnen eine recht gute Nacht.“ Dann verschwand er in der Dunkelheit.

Während der Nacht brach ein furchtbares Gewitter aus, aber zu spät um den lebensmüden Sandy noch zu erfrischen. Man fand ihn am nächsten Morgen erhängt in seinem Schlafzimmer.

Auf dem Tische lag ein großer Bogen Papier auf dem mit kräftiger Schrift die Worte standen: „Please take care of Fred,“ „Nehmt Euch Freds an!“

In den Koffern des Verstorbenen fand man einige abgetragene Kleidungsstücke und ein Packet alter, augenscheinlich oft gelesener Briefe, ohne Couverts, die das Datum| Kimerick 1855 und 1856 trugen und „Louise“ gezeichnet waren. Sie wurden aufmerksam geprüft in der Hoffnung, daß sie irgend welchen Aufschluß über Youngs Herkunft oder seine Angehörigen geben würden; aber es waren Liebesbriefe, wirkliche Liebesbriefe, und man fand darin eben nichts, was Jemand anders als den armen Sandy interessirt haben könnte. Vater und Mutter waren häufig und, allem Anscheine nach, als dem Liebespaare feindliche Parteien genannt. Wer Vater und Mutter waren, war nirgends gesagt. Andere Persönlichkeiten, die hie und da auftauchten, Charles, Edward, Mary, Florence, waren nur mit Vornamen bezeichnet. —

In den letzten Briefen aus October, November, December 1856 war oft von Fred Macondray gesprochen, einem Freunde Sandys, den dieser seiner Cousine und Geliebten vorgestellt zu haben schien. In den ersten Briefen hieß es, daß „Herr Macondray“

der Mutter sehr gefalle und in der That ein höchst liebenswürdiger und angenehmer Gesellschafter sei. Im Laufe der Zeit wurde dann „Herr Macondray“ rasch „Herr Frederick Macondray, Fred Macondray, F. M.“ und schließlich kurzweg „Fred“. — Fred war mit Louise und ihren Eltern in Dublin gewesen, wo man sich köstlich amüßirt hatte; — Fred war ein vorzüglicher Reiter und hatte bei der letzten Jagd den großen Steinwall hinter Strachans Park in einer Weise genommen, die die Bewunderung aller Anwesenden erregt hatte; — Fred begleitete Louise häufig auf Spazierritten und gab ihr den besten Reitunterricht, den sie je genoßen; er ging mit Pferden um wie Keiner, und der störrische, wilde Black Bird, den Sandy nie zu reiten gewagt hatte, war unter ihm zahm und willig wie ein Lamm. — Bei den letzten athletischen Spielen, die von den Officieren des 19. Regiments arrangirt worden waren, hatte Fred den Hammer am weitesten geworfen und würde auch jedenfalls das Fußhürdelrennen gewonnen haben, wenn er nicht am letzten Hinderniß gestolpert wäre. — Fred hatte eine schöne Stimme. Fred hie, Fred da, Fred überall. In dem letzten Briefe wurde erzählt, wie der „arme, tollkühne Fred“ bei der großen Steeple Chase, wo er den „schändlichen Black Bird“ geritten, gestürzt sei und sich das Schlüsselbein gebrochen habe. „Er hat dessenungeachtet das Rennen durchgeritten, und ist als Dritter angekommen. Mutter hat darauf bestanden, daß er sich von uns pflegen lasse und seine Herstellung im Hause abwarte. Er sendet seine besten Grüße und will schreiben, sobald sein Gesundheitszustand dies gestattet.“

Die Briefe wurden versiegelt und in den Archiven des eng-

lijchen Consulats deponirt. Auch wurde darüber officiell nach Limerick berichtet und angefragt, ob man dort in den Jahren 1855 und 1856 die Herren Alexander Young und Frederick Macondray gekannt habe. Die rechtzeitig eingehende Antwort brachte über beide Fragen unbestimmten Bescheid. Von dem pp. Alexander Young wußte man gar nichts. Ein gewisser Frederick Macondray, auf den das gegebene Signalement zu passen schien, war vor mehreren Jahren in Limerick gewesen und hatte die Stadt heimlich verlassen, nachdem er Schimpf und Schande über eine der achtbarsten Familien des Landes gebracht. Seitdem war er verschollen.

Da Youngs Nachlaß gänzlich werthlos war, so wurden weitere Nachforschungen nicht angestellt, und der Verstorbene versank bald in Vergessenheit. Er war seiner Zeit in aller Stille begraben worden und Niemand, außer dem englischen Constabler und Fred waren damals dem Leichenbegängniß gefolgt. —

Nachdem die traurige Ceremonie beendet war, kehrte der Hund vom Kirchhofe nach Yokohama zurück. Während mehrerer Tage suchte er nach seinem Herrn in der alten Wohnung und bei der frischen Grabstätte; aber er schien sich bald von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen zu überzeugen und von dieser Zeit an wurde er, was ein in Japan anwesender Californier „eine Institution von Yokohama“ nannte.

Sandys Testament „Please take care of Fred“ war nicht zu tauben Ohren gesprochen. Mehr als ein Duzend Einwohner von Yokohama erklärten sich bereit, den schönen, treuen Hund zu adoptiren. Aber Fred schien nicht geneigt, einen neuen Herrn

anerkennen zu wollen und zeigte wenig Erkenntlichkeit für zahlreiche Liebesbezeugungen, deren Gegenstand er wurde. Er besuchte bald den einen, bald den anderen seiner Gönner, er verschmähte auch nicht Diesen oder Jenen auf einem Spazierritt oder einer Promenade zu begleiten, aber Niemand konnte auf ihn bauen und sich rühmen, daß Fred sein Hund sei. Am liebsten verweilte er im Club, wo er des Abends alle seine Freunde versammelt fand und wo außer ihm kein Hund geduldet wurde. Dort fand er reichliche Nahrung und dort blieb er gewöhnlich, bis die letzten Gäste aufbrachen. Diesen schloß er sich dann an, um bei dem Nächstwohnenden ein Nachtquartier zu suchen, das ihm nie verweigert wurde, da er von großer Wachsamkeit und exemplarischer Reinlichkeit war.

Dies dauerte ein ganzes Jahr, bis eines Tages die „Georgina“ wieder in den Hafen von Yokohama einlief. Der Capitain des Schiffes erkannte den Hund auf der Straße und rief ihn an. Fred beschnüffelte ihn aufmerksam, ließ den Kopf hängen und schien sich zu besinnen; dann zeigte er plötzlich eine wilde Freude, sprang an dem Capitain in die Höhe, beleckte seine Hände, bellte und lachte, lief die Straße in vollem Galopp auf und ab und nahm endlich, wedelnd und befriedigt, seinen alten Platz, zwischen den Hacken des von ihm erwählten neuen Herrn, ein. Dieser, ein ruhiger Philosoph, sah darin eine Schickung, in die er sich ohne Widerstand fügte.

Eines Abends wurde der Capitain von betrunkenen japanischen Officieren angefallen. Fred sprang an die Kehle des einen der Missethäter und würde ihn erwürgt haben, wenn ihm nicht

ein anderer Officier einen Schwertstreich versetzt hätte, der ihn verreckend zu Boden streckte. Der Capitain entkam mit einer leichten Wunde und eilte mit zahlreichen bewaffneten Freunden herbei, um die Mörder zu packen und seinen Hund zu retten.— Aber er fand nur die Leiche seines tapferen Freundes. Sie wurde im Hofe des Club von Yokohama beigesetzt, und ein Stein mit der Inschrift „Fred 1863“ zeigt noch heute die Stelle, wo das treue Thier begraben ist.

Sedſchi.





I.

Es war im October oder November 1864, als ich in Yokohama, im Hause des englischen Ministers Rutherford Alcock die Bekanntschaft des Major Baldwin machte. Ich erinnere mich seiner, als ob ich ihn gestern gesehen hätte: ein stattlicher, schöner Mann; schwarzes, krauses Haar; voller, starker Bart; dunkles freundliches Auge; tiefe, wohlklingende Stimme; er mochte damals zweiunddreißig bis fünfunddreißig Jahre alt sein und war erst vor einigen Tagen in Yokohama angelangt.

Er unterhielt sich lange mit mir und war begierig, so viel wie möglich von Japan und den Japanesen zu hören. Er sagte mir, daß er beabsichtige mit einem jungen Freunde, dem Lieutenant Bird, einen Ausflug nach Kamakura zu machen und bat um Erlaubniß, mich nach seiner Rückkehr zu besuchen. Ich lud ihn ein, dies nicht zu vergessen, und wir trennten uns mit einem „Auf baldiges Wiedersehen.“

Acht oder zehn Tage später hatten sich mehrere meiner Bekannten und Freunde, darunter auch Max von Brandt, damals preussischer Consul in Japan, in meinem Hause versammelt. Draußen war es kalt und stürmisch; und ein gutes Feuer im

gemüthlichen Zimmer, Musik und Cigarren hatten die Gesellschaft bis spät in die Nacht zusammen gehalten. Im Laufe der Unterhaltung war erwähnt worden, daß zwei meiner Freunde, Charles Wirgman, der Correspondent der Illustrated London News, und Albert de Bonnah, am Tage vorher in Kamakura gesehen worden waren. Sie hatten mir Grüße geschickt und mir sagen lassen, daß sie in drei oder vier Tagen nach Yokohama zurückkehren würden.

Es war gegen zwei Uhr Morgens und ich war eben eingeschlafen, als ich von Taka, meinem japanesischen Bedienten, geweckt wurde. Der Mann hatte ein verstörtes Gesicht und mein erster Gedanke, als ich ihn so unerwartet sah, war, daß mein Haus in Flammen stehe. Ich sprang aus dem Bette und fragte ihn, was vorgefallen sei.

„Man hat zwei Fremde ermordet,“ sagte er, „und draußen sind japanesische Beamte, die Ihnen dies mittheilen wollen.“

Ich sprach mit den Leuten, die das Gesagte mit dem Zusätze bestätigten, daß das Verbrechen zwischen Kamakura und Daibuts verübt worden sei. Die Namen der Ermordeten konnte man mir nicht angeben; die Nachricht der blutigen That war vor einer halben Stunde nach Yokohama gelangt, und der Gouverneur hatte es sich zur Pflicht gemacht, die Kunde sofort zu veröffentlichen.

Ich zog mich schnell an und lief zum Gouverneur, den ich persönlich kannte. In den Straßen war es leer und dunkel; aber die Residenz des Gouverneurs war erleuchtet, und ich wurde ohne weitem Verzug in das Audienzzimmer geführt, wo

ich den Colonel Brown, Commandant des 20. englischen Infanterie-Regiments, zur Zeit in Garnison in Yokohama, und Herrn Sachlan Fletcher, einen der Secretaire der englischen Gesandtschaft, antraf.

Ich erfuhr auch dort nur wenig Neues: Zwei Fremde seien ermordet worden; die Leichen lägen noch auf der Stelle, wo man sie aufgefunden habe, auf halbem Wege zwischen Kamakura und Daibuts. — Das war Alles.

„Armer Wirgman, armer de Bonnay!“ sagte ich mir.

Ich theilte dem Gouverneur mit, daß ich sofort nach Kamakura reiten würde, und bat ihn, mir einige Officiere mitzugeben, die mir den Weg zeigen, und mich, im Nothfalle, vertheidigen könnten. Er zögerte etwas, aber willfahrte schließlich meinem Verlangen.

Mein Betto (Pferdejunge) hatte wohl vorausgesehen, was geschehen würde; als ich in den Stall trat, fand ich meinen guten, starken Ponny gesattelt, Pistolen in den Halftern und den Betto für einen langen und schnellen Ritt ausgerüstet, das heißt: beinah vollständig entkleidet, ein kurzes Schwert im Gürtel und eine Laterne in der Hand. Ein paar Minuten später war ich im Sattel.

Vor der Thür meines Hauses wurde ich von Herrn von Brandt angehalten. Er hatte, wie ich, Kunde von der Mordthat erhalten und theile meine Besorgniß über Wirgman und de Bonnay. Als ich ihm sagte, daß ich beabsichtige nach Kamakura zu reiten, bot er sich sofort an, mir Gesellschaft zu lei-

sten. Eine Viertelstunde später trabten wir Beide die Hauptstraße von Yokohama hinunter zum Thore hinaus.

Vor dem Zollhause erwarteten uns vier berittene japanesische Officiere, die vom Gouverneur Befehl erhalten hatten, uns zu begleiten. Sie folgten uns mißmuthig und saumselig, und ehe wir eine Viertelmeile zurückgelegt hatten, war es v. Brandt und mir klar geworden, daß es ihnen durchaus nicht zusagte, uns auf unserm nächtlichen Ritt zu begleiten. Wir hielten eine kurze Berathung: „Auf Vertheidigung von den Lumpen dürfen wir doch nicht rechnen, wenn wir angefallen werden sollten,“ sagte v. Brandt, „die Leute langweilen uns nur und halten uns auf. Der Betto und wir kennen den Weg. Lassen sie uns allein vorwärts gehen.“ Ich rief meinen Pferdejungen, auf den ich als den besten Läufer in Yokohama stolz war, und sagte ihm, daß ich ihm ein gutes Trinkgeld geben würde, wenn er bis Kamakura oder Daibuts — vier deutsche Meilen von Yokohama — vor den Köpfen der Pferde bleiben würde. — Er rieb sich die langen, sehnigen Beine, schnallte seinen Gürtel fester, steckte ein frisches Licht in die Laterne und sprang in großen Sätzen und mit einem lauten „hai — hai!“ davon. Die Pferde, als theilten sie unsere Ungeduld, spitzten die Ohren, legten sich fester auf die Zügel, und vorwärts ging es in gutem, scharfen Trab.

Ein Ritt von ungefähr drei Viertelstunden brachte uns an den Fuß einer kleinen Hügelkette, die sich zwischen Yokohama und dem Fischerdorfe Kanasava dahinzieht. Die Wege sind dort steil und schlecht; wir stiegen deshalb ab, um die Pferde am

Zügel zu führen und Thiere und Betto etwas verschmaufen zu lassen. Der Mond war aufgegangen, die Nacht war klar und kalt. Unsere japanesischen Officiere waren natürlich spurlos verschwunden; v. Brandt und ich hatten nur wenige Worte gewechselt. Unsere Gedanken waren bei den Ermordeten, die wir nun bald sehen sollten. Auf dem weichen Boden hörte man kaum die Tritte der Pferde; das „hai — hai“ des Betto, der durch diesen, sich in kurzen Zwischenräumen wiederholenden Ausruf, die Thiere auf die Unebenheit des Weges aufmerksam machte, unterbrach allein die unheimliche Stille der Nacht. Auf der entgegengesetzten Seite des Berges begegnetem wir einem einsamen Wanderer. Der Betto hielt ihm die Laterne unter die Nase, und wir sahen ein' harmloses Bauerngesicht. Der Mann war so bestürzt über sein Zusammentreffen mit uns, daß wir kaum ein Wort aus ihm herausbringen konnten. Von dem Morde behauptete er nichts zu wissen.

In der Ebene stiegen wir wieder zu Pferde. Wir passirten Kanasava, wo noch Alles in tiefem Schlaf lag, und es mochte fünf Uhr Morgens sein, als wir in die Kamakuraberge gelangten. Dort mußten wir wieder langsam reiten. Der Betto war stark außer Athem; als ich ihn aber fragte, ob er noch weiter laufen könne, nickte er zustimmend mit dem Kopfe. Wir passirten einen kleinen, mit einer dünnen Eisrinde überzogenen Bergstrom; ich sah den Betto sich Beine und Gesicht darin baden. Die Pferde zeigten noch keine Spur von Müdigkeit, und sobald der Weg es gestattete setzten wir sie wieder in Trab.

Die Sterne wurden nun bleicher; ein kaltes, graues Halblight lagerte sich über die öde Winterlandschaft. Vor uns lag die Tempelstadt Kamakura. Brandt und ich hatten während der letzten halben Stunde kaum einige Silben gewechselt. Wir waren beide beklommen; unsere Gedanken eilten unseren Pferden voraus, dem blutigen Ziele unserer Reise zu.

Vor dem großen Theehause von Kamakura saßen japanesische Officiere. Ich erkannte darunter den Yokohama-Dolmetscher Sina-gawa. Auf unsere hastigen Fragen antwortete er, wir würden die Leichen am Ende der Tempelallee, dort, wo der Weg nach Daibuts plötzlich rechts abliegt, finden. Die Namen der Ermordeten kannte er nicht. Er hatte die Leichen gar nicht gesehen.

Im Galopp ging es in die Allee hinunter. Plötzlich hielten wir Beide unsere Pferde an. Einige dreißig Schritt vor uns lag etwas Unheimliches, Schreckliches. Wir hatten Furcht zu sehen, was wir gesucht und nun gefunden hatten. Wir stiegen langsam vom Pferde und gaben dem keuchenden Betto die Zügel. Dich neben einander lagen zwei Körper, die man mit einer alten Matte bedeckt hatte. Ich zog dieselbe schauernd zurück und erblickte zwei schrecklich verstümmelte Leichname. Meine Einbildung war so sehr Herr meiner Sinne geworden, daß ich einen Augenblick Bonnay und Wirgman zu erkennen glaubte. Aber nein — die Ermordeten waren mir fremd. Ich fühlte mich beinah beruhigt; doch war der Anblick grausen-erregend. Die Leichen lagen auf dem Rücken, die Arme weit vom Körper, ein Kreuz bildend, die Beine ausgespreizt. Der eine

Leichnam war der eines starken, großen Mannes mit schwarzem, krausen Haar, mit vollem, dunklen Bart; die offenen, gläsernen Augen starrten entsetzlich; in der rechten Hand, von der zwei Finger abgehauen waren, hielt er einen Revolver, in der linken Hand eine mit Blut besudelte Reitgeißel; neben ihm lag ein abgebrochener Sporn. Die andere Leiche war die eines jungen, blonden Mannes. Arme und Beine waren buchstäblich zerhackt; der Kopf war beinahe vollständig vom Rumpfe getrennt. In der Todtenstille, die herrschte, hörte ich deutlich das Tick-Tack seiner Uhr, die halb aus der Westentasche gefallen war. Nicht neben den Leichen waren zwei Pferde angebunden, deren Sättel und Bügel mit Blut bedeckt waren.

Wir hörten Geräusch und blickten auf: zwei Ritter kamen daher gesprengt. Sie sprangen in unserer Nähe von den Pferden, und ich erkannte in ihnen einen Amerikaner, John Stearns, und den schwarzen Pferdehändler, den Neger Georges, Beide Einwohner von Yokohama: Stearns näherte sich den Leichen.

„Das ist Baldwin und das ist Bird,“ sagte er, „poor fellows!“

Und jetzt erst erkannte ich in dem einem verstümmelten Körper den Leichnam des kräftigen, freundlichen Mannes, den ich vor wenigen Tage bei Herrn Rutherford Alcock gesehen hatte.

Bald darauf langte Sachlan Fletchen an. Er war von Lieutenant Wood und von der berittenen Garde des englischen Ministers begleitet. Man untersuchte den Ort, wo der Mord geschehen war; aber die stummen Zeugen der That gaben unsern ungeübten Augen wenig Aufschluß. — Hier und da, be-

sonders in der Nähe eines Brunnens, der sich dort befindet, entdeckten wir Blutspuren — das war Alles. —

Die Soldaten hatten zwei Bahren bereitet und auf diesen trugen sie die Leichen der Ermordeten bis an das nahe Meeresufer, von wo aus sie mit einem Boote nach Yokohama geschafft wurden.

II.

Die Kunde von der Ermordung Baldwins und Birds erregte große Aufregung in der kleinen Colonie von Yokohama. Die beiden Unglücklichen waren zwar nicht die ersten Opfer japanischen Fremdenhasses: der edle Heusken, die Holländer Boß und Decker, Richardson und viele Andere waren vor ihnen gefallen; aber die Ermordung der englischen Officiere erschien deswegen besonders gehässig und geeignet, selbst die ruhigsten Leute in Besorgniß zu versetzen, weil den Getödteten auch nicht der geringste Fehler, der die Schändlichkeit des Verbrechens einigermassen hätte mildern können, zur Last gelegt werden konnte.

Baldwin und Bird waren erst vor Kurzem in Japan angekommen; Beide waren als ruhige, besonnene, freundliche Leute bekannt. Daß sie in ehrlichem Kampfe gefallen seien, war ganz unwahrscheinlich, ihre Eigenschaft als Nicht-Japanesen mußte allein die Ursache ihres Todes gewesen sein. Verhielten sich die Dinge in Wahrheit so, wie man nun annehmen mußte, dann war kein Fremder in Japan seines Lebens mehr sicher, und Jeder vertheidigte seine persönlichen Interessen, wenn er laut und mit

Nachdruck auf Ergreifung ernster Maßregeln zur Entdeckung der Missethäter drang. —

Unter dem Einfluß der öffentlichen Entrüstung schritten die englischen Behörden denn auch auf das energischste ein. Sir Rutherford Alcock begab sich sofort nach Jeddo, um dort mit den höchsten Behörden verhandeln zu können, und erzwang von ihnen das Versprechen, daß nichts versäumt werden sollte, um die Mörder zu entdecken und zu bestrafen. Das Verhör der japanesischen Zeugen fand in Gegenwart des englischen Consuls und Dolmetschers statt. Die Umstände, unter welchen Baldwin und Bird erschlagen worden waren, wurden dadurch bald allgemein und genau bekannt.

Beato, ein Italiener, und die bereits genannten Herren Wirgman und de Bonnay waren die letzten Fremden gewesen, die Baldwin und Bird lebend gesehen hatten. Diese Fünf hatten sich in der Nähe des Tempels von Daibuts getroffen und hatten dort zusammen gefrühstückt. — Baldwin und Bird hatten ihre Absicht zu erkennen gegeben, von Daibuts über Kamafura und Kanafawa nach Yokohama zurückzukehren, während Beato, Wirgman und de Bonnay übereingekommen waren, den Weg nach Yokohama über Fufisawa einzuschlagen. Die Letzteren waren am Abend in Fufisawa angelangt; in der Nacht hatte sie ein Betto geweckt und ihnen gesagt, daß zwei Fremde auf dem Wege zwischen Daibuts und Kamafura ermordet worden seien; aber Keiner der Gesellschaft hatte diesem Gerüchte Glauben schenken wollen, und sie waren am andern Morgen ruhig und unbelästigt nach Yokohama weitergereist.

Ein junger Bursche von 12 Jahren, der Sohn eines japanesischen Tagelöhners, war der wichtigste Zeuge. Um seine Aussage verständlich zu machen, ist es nothwendig, einige Worte über den Schauplatz der tragischen Handlung zu sagen.

Der Boden zwischen Kamatura und Daibuts ist ganz flach. Wenn man von Kamatura kommt, führt der Weg zunächst durch eine schöne, breite Allee, die auf beiden Seiten mit alten, hohen Bäumen bepflanzt ist. Am Ende dieser Allee befindet sich ein kleines Theehaus. Links von dem Theehause ist ein Brunnen, rechts ein mächtiger Baum, dessen Stamm eine kleine Rasenbank birgt, die auf der dem Wege entgegengesetzten Seite des Baumes angebracht ist. Zwischen dem Theehause und dem Baume biegt der Weg scharf nach rechts ab, verengt sich zum Fußsteig und schlängelt sich durch unbewaldetes Ackerfeld bis zum Dorfe, in dessen Nähe der Tempel von Daibuts gelegen ist. Ein auf der Ruhebänk Sitzender kann diese Ebene und den Acker übersehen und kann sich den Blicken der von der einen oder andern Seite Kommenden leicht entziehen. In gerader Fortsetzung der Allee führt eine dritte Straße zum Meeresufer. Auf beiden Seiten derselben erheben sich künstliche Erdwälle, die ungefähr vier Fuß hoch sind und die wahrscheinlich als ein Schutz gegen hohe Fluthen errichtet worden sind. Hinter diesen Erdwällen befindet sich dichtes, mannshohes Gesträuch. Man kann auch von dort aus die Allee, die nach Kamatura, und den Weg, der nach Daibuts führt, übersehen. Hier und da, in der Ebene und in der Nähe der drei bezeichneten Straßen, liegen ver-

einzelte Häuser und Hütten, die von Feldarbeitern und Fischern bewohnt werden.

Der japanesische Knabe, von dem ich oben gesprochen habe, sagte nun aus: daß er, am Tage da Baldwin und Bird ermordet wurden, von seinem Vater, der in der Nähe des am Ende der Allee gelegenen Theehauses wohnte, ausgeschiedt worden sei, um Del zu kaufen. Auf dem Wege nach Daibuts hatte er zwei japanesische Officiere angetroffen, die ihn gefragt, wie lange man zu gehen habe, um nach Kamakura, nach Daibuts und nach dem Meere zu gelangen. Der Bursche hatte die verlangte Auskunft gegeben und war seines Wegs gegangen. Auf dem Rückwege hatte er dieselben Leute wieder gesehen. Sie hatten sich auf der kleinen Ruhebank niedergelassen und es war ihm aufgefallen, daß sie jetzt die weiten Ärmel ihrer Gewänder aufgeschürzt hatten, wie die Japanesen es zu thun pflegen, wenn sie sich zum Kampfe, zum Laufen oder zu einer heftigen Bewegung vorbereiten wollen. Einer der beiden Officiere hatte ihm barsch zugerufen, er solle sich fortmachen oder es werde ihm Urges geschehen.

Der Knabe hatte den Weg, der zum Meere führt, eingeschlagen, war über einen der Erdwälle geklettert und hatte sich im Gesträuch versteckt. Von dort aus hatte er zwei fremde Reiter gesehen, die langsamen Schrittes durch die Ebene von Daibuts daher gezogen kamen. Sie ritten einer hinter dem andern; Baldwin war der Beschreibung nach der erste gewesen; ihm war Bird in einer Entfernung von ungefähr zehn Schritten gefolgt. — Als sie sich der Bank genähert hatten, waren

die Officiere aufgestanden und in denselben Augenblicke, wo Baldwins Pferd den Baum passiren wollte, hatten sie den Reiter angefallen und ihm mehrere Schwertthiebe versetzt; dies hatte nur einige Secunden gedauert: das Pferd hatte einen Sprung gemacht und Baldwin war zu Boden gefallen; die Japanesen hatten sich für den Augenblick nicht weiter um ihn bekümmert, sondern waren auf Bird eingedrungen, der inzwischen ebenfalls den verhängnißvollen Baum, der ihm den Mord Baldwins verborgen, erreicht hatte. — Der Knabe hatte einen schrecklichen Schrei vernommen und gleich darauf auch Bird am Boden liegen, und ein reiterloses Pferd davon sprengen sehen. Der erst Gefallene, Baldwin, hatte sich aufgerichtet; sein Gesicht und seine Kleider waren voll Blut gewesen; in der einen Hand den Revolver, hatte er sich taumelnd nach dem Wall geschleppt, hinter dem das Kind verborgen war; dort hatte er, in einer fremden Sprache, die der junge Japanese nicht verstanden, etwas gerufen; es waren nur wenige, und immer dieselben Worte gewesen. Er hatte versucht über den Wall zu klettern, als die japanesischen Officiere wiederum auf ihn losgestürzt waren. Dann hatte das Kind einen zweiten furchtbaren Schrei gehört, — darauf war Alles todtenstill geworden. Der eine Japanese hatte eine Handvoll Blätter aufgerafft, und damit sein Schwert abgewischt. Gleich darauf waren beide Leute verschwunden.

Der Knabe hatte sich vor Angst während einiger Minuten nicht von der Stelle gerührt. Als er einen letzten Blick auf die blutige Scene geworfen, hatte er gesehen, wie der große Mann

mit dunklem Haar, Baldwin, auf allen Vieren nach dem Brunnen zu kriechen versucht hatte, wo Bird lag. Das Kind war darauf nach Hause gelaufen und hatte seinem Vater das Vorgefallene erzählt.

Die Aussagen dieses Hauptzeugen trugen den Stempel der vollkommenen Wahrheit. Sie wurden übrigens auch im Laufe des Verhörs durch andere Aussagen bestätigt und bekräftigt. Ein Punkt nur blieb schrecklich unaufgeklärt. Die Japanesen, die Baldwin und Bird bald nach der Mordthat gesehen, erklärten einstimmig, daß die beiden Verwundeten noch einige Zeit gelebt und mit einander gesprochen hatten. Daß vom englischen Doctor Woodworth vorgenommene post mortem examina schloß aber ganz bestimmt dahin, daß Bird keine Secunde mehr gelebt haben konnte, nachdem er eine Wunde erhalten, die den Kopf theilweise vom Rumpfe getrennt hatte. Man nahm demnach allgemein an, daß die Leute, die den Unglücklichen gefunden, daß vielleicht die Regierungs-Beamten von Yokohama selbst, Bird im Laufe des Abends kalten Blutes abgeschlachtet hatten, um in ihm einen Zeugen der Mordthat aus dem Wege zu räumen; denn Bird, obgleich seine Arme und Beine schrecklich zerhackt waren, hatte nur eine tödtliche Wunde — die am Nacken.

Dieser Widerspruch zwischen den Zeugenaussagen und der vom Dr. Woodworth gegebenen Expertise ist nicht aufgeklärt worden.

Baldwin hatte sein junges Leben aus einer Wunde ausgehaucht, die ihm wahrscheinlich beigebracht worden war, als er,

seinen Feinden den Rücken zurückkehrend, über den Erdwall zu klimmen versucht hatte. Ein Hieb, der mehrere Fuß lang war und von der linken Schulter zur rechten Hüfte reichte, mußte ihn in kurzer Zeit, höchstens in einer halben Stunde, meinte der Doctor, getödtet haben.

Die Beerdigung von Baldwin und Bird fand in Yokohama statt. Die ganze Fremdeugemeinde, das 20. Regiment und viele japanesische Beamte begleiteten die Leichen nach dem Friedhofe. Der Colonel Brown, Kommandeur des Regiments, dem Baldwin und Bird angehört hatten, sprach einige Worte, welche den Augen aller Anwesenden Thränen entlockten. Sir Rutherford Alcock gelobte angesichts der offenen Gräber, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um den schändlichen Mord zu rächen. Drei Salven wurden abgefeuert, und die Leidtragenden zogen sich ernst und still zurück.

III.

Ungefähr vier Wochen nach dem Begräbniß von Baldwin und Bird verbreitete sich in Yokohama die Nachricht, daß einer der Mörder der englischen Officiere verhaftet worden sei. Dies Gerücht wurde denn auch bald durch die officiellen Bekanntmachungen des englischen Konsuls Winchester bestätigt. Der Name des Gefangenen, Schimidso Sebshi, wurde genannt, und die baldige Veröffentlichung seines Verhörs, Geständnisses und seiner Verurtheilung angekündigt. Wenige Tage später brachten

die Zeitungen von Yokohama die versprochenen Documente. Man erfuhr daraus Folgendes:

Sedschi war in Sinagawa, der östlichen Vorstadt von Jeddo, verhaftet worden. Er war dort vor einigen Wochen angekommen und hatte sich, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, in einem der zahlreichen Theehäuser des Ortes eingemietet. Seine Ausgaben waren mäßig, er bezahlte dieselben regelmäßig und gab sich für einen „Lonine“ — herrenlosen Edelmann — aus, wie es deren Viele in Jeddo und namentlich in Sinagawa giebt. Sedschi hatte seinem Wirthe erzählt, daß er die Ankunft einiger Freunde erwarte, in deren Gesellschaft er sich nach Simonofeki, im Süden von Japan, begeben wolle. In Jeddo schien er Niemand zu kennen. Sein einziger Umgang dort war eine junge, hübsche „Odori“ — Tänzerin — die im Dienste des Theehauses stand, in dem Sedschi abgestiegen war, und über deren Freikaufung er bereits mehrfach mit dem Wirthe unterhandelt hatte. Dieser hatte für das Mädchen einen höheren Preis gefordert, als Sedschi zu zahlen im Stande war. Letzterer hatte jedoch seiner Freundin versprochen, die Angelegenheit vor seiner Abreise von Jeddo in Ordnung zu bringen. Die Tänzerin schien eine große Zuneigung zu ihrem neuen Beschützer gefaßt zu haben, und die Beiden verließen sich nur selten.

Das Theehaus war ein Sammelplatz für junge, wüste Officiere, Beamte und „Lonines“, die sich dort allabendlich in zahlreicher Gesellschaft einzufinden pflegten, und deren Gelage häufig bis spät in die Nacht hinein dauerten. Sedschi war zu ver-

schiedenen Malen eingeladen worden, sich der lauten, lustigen Brüderschaft anzuschließen; aber er hatte dies immer höflich und bestimmt abgewiesen unter dem Vorwande, daß er unwohl, und weder zum Trinken noch zum Singen aufgelegt sei. Der Wirth bemerkte, daß ihn dies nicht verhinderte bedeutende Quantitäten von „Saffi“ — Reisbranntwein — auf sein Zimmer kommen zu lassen, und sich dort in Gesellschaft seiner Odori zu berauschen.

Eines Abends erschien Sedshi unerwartet in dem großen Saal des Theehauses, in dem wie gewöhnlich zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Er sah erhitzt und aufgeregter aus, und nachdem er einen höflichen Gruß mit mehreren der anwesenden Officiere ausgetauscht hatte, rief er laut nach Fisch, Früchten und Saffi und ließ sich inmitten eines lauten und lustigen Kreises, und zur Seite der Tänzerin, die mit ihm in den Saal getreten war, nieder. Die Officiere, die einen Standesgenossen in ihm erkannten und einen fröhlichen Kumpan in ihm vermutheten, luden ihn sofort ein, sich zu ihnen zu gesellen. Sedshi nahm dankend an und bald hörte man ihn erzählen, singen und lachen. Er war augenscheinlich betrunken.

Der Wirth, der seit langer Zeit begierig war, Auskunft über die Verhältnisse seines sonst so stillen, und zurückhaltenden Gastes zu erhalten, schenkte ihm fleißig ein; Sedshi wurde mit jeder Minute lauter und aufgeregter. — Seine Freundin, die, ohne sich an dem Gelage zu betheiligen, zu seiner Seite saß, redete ihm leise zu, sich aus dem Saale zu entfernen und sich in sein Zimmer zurückzuziehen. Aber Sedshi stieß sie unsanft zurück und rief ihr barsch zu, sie solle sich zu Bette scheeren,

wenn sie müde sei, und solle ihn unbehelligt lassen. Die Odori rührte sich jedoch nicht vom Platze und blieb schweigsam und ernst neben ihrem Geliebten sitzen.

Im Laufe der allgemeinen Unterhaltung, die unterdessen ihren Fortgang genommen hatte, fiel bald darauf das Gespräch auf die in Jeddo und Yokohama ansässigen „Todjin“ — Fremdlinge. Als Sedschî diesen Namen hörte, wurde er plötzlich ganz wüthend. Er überhäufte die Fremden mit Schimpfworten, schmähte auf die Schwäche der japanesischen Regierung, die die übermüthigen Eindringlinge im Reiche duldete, und schloß damit, daß er ausrief, die Barbaren würden bald aus Japan verschwunden sein, wenn sich nur einige Patrioten fänden, die geneigt wären mit ihm, Sedschî, gemeinschaftliche Sache zu machen, und wie er zu handeln.

Der Mord von Kamakura war damals frisch in vieler Leute Gedächtniß. Die Polizei von Jeddo, durch den englischen Minister bedroht und bedrängt, hatte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel aufgeboten, um den Missethättern auf die Spur zu kommen. Namentlich hatten auch die Wirthe der berühmtesten Theehäuser von Sinagawa strengen Befehl erhalten, auf ihre Gäste und deren Unterhaltung zu achten, und über alles Verdächtige, was ihnen zu Ohren kommen möchte, an die Polizei zu berichten.

Nachdem Sedschî gesprochen hatte, erhob sich der Wirth langsam. Die Zecher, namentlich der aufgeregte Sedschî, bemerkten dies gar nicht. Aber die Odori sah den Mann bald darauf zur Thüre hinausschlüpfen. Sie wandte sich sofort an

Sedschi und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Eine plötzliche und große Veränderung kam über das Wesen des Lonine. Er wurde still, und nach einigen Secunden stand er auf und begab sich nach seinem Zimmer. Er kam bald zurück, um seinen alten Platz wieder einzunehmen; aber er betheiligte sich ferner nicht mehr an der Unterhaltung seiner Genossen, sondern saß still und verschlossen, die Arme auf den Lenden, um schnell aufspringen zu können, und die Augen auf die Thüre gerichtet, durch die der Wirth verschwunden war. Nach kurzer Zeit öffnete sich diese wieder, und der Wirth, von sechs Polizeibeamten begleitet, trat in den Saal und forderte Sedschi mit lauter Stimme auf, ihm zum Officier der öffentlichen Sicherheit des Viertels zu folgen.

Die Lonine war im Nu auf den Beinen. Er hatte einen Dolch aus dem weiten Aermel seines Gewandes gezogen und stürzte mit der blanken Waffe auf den Verräther, der ihn geliefert hatte, los. Aber Sedschi hatte mit professionellen Diebesfängern zu thun. Zwei von ihnen, die seine Bewegungen vorher gesehen zu haben schienen, fielen ihn von hinten an, warfen ihn mit großer Gewandtheit zu Boden und schnürten ihm die Kehle zu, während ihre Helfershelfer sich damit beschäftigten den Gefallenen an Armen und Beinen mit starken Stricken zu fesseln. Sedschi vertheidigte sich wüthend; er mußte jedoch der Uebermacht unterliegen, und nach wenigen Minuten war er vollständig hülflos in den Händen seiner Verfolger.

Die übrigen Gäste des Theehauses, die dem Auftritt als theilnahmlose Zuschauer beigewohnt hatten, entfernten sich ruhig. Die Odori war während des Kampfes aus dem Saale entflo-

hen. Sedſchi wurde geknebelt nach dem Gefängniß geſchleppt und dort vorläufig in eine Zelle geworfen, wo man ſich während der Nacht nicht weiter um ihn bekümmerte. — Am nächſten Morgen wurde er darauf von einem höher geſtellten Polizeibeamten vernommen. Auf die gewöhnlichen Fragen, woher es komme, wovon er lebe, waß er treibe, hatte er keinen befriedigenden Beſcheid geben können. Der Unterſuchungsrichter hatte ihm darauf mitgetheilt, daß ein ſchwerer Verdacht auf ihm haſte, und hatte gedroht, die Folter anzuwenden, um Sedſchi zur Achtung vor der Gerechtigkeit, d. h. zum Bekenntniß der Wahrheit zu zwingen.

Sedſchi hatte darauf feierlich erklärt, daß er bereit ſei, ein vollſtändiges Geſtändniß abzulegen und alle an ihn gerichteten Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten. Er hatte ohne Weiteres eingestanden, daß er der Mörder der beiden Engländer ſei, aber er hatte die Hoffnung ausgeſprochen, daß die Richter, die uneigennütigen, patriotiſchen Abſichten der von ihm verübten That berückſichtigen, und ihm geſtatten würden, wie ein Edelmann zu ſterben, d. h. ſich ſelbſt zu entleiben. Der Unterſuchungsrichter hatte kein Verſprechen machen können und wollen, er hatte den Gefangenen daran erinnert, daß man ihm nur die Wahl zwiſchen der Folter oder einem offenen Geſtändniß geſtatten habe. Darauf hatte Sedſchi in der Sprache und Form eines wohlgebildeten Japanerſen eine Erklärung abgelegt und gezeichnet, die bald darauf in Jeddo und in Yokohama, in japaneiſcher und in engliſcher Sprache, veröffentlicht wurde und wie folgt lautete:

„Ich heiße Schimidso Sedschi; ich stamme aus Awomori; ich bin fünfundzwanzig Jahre alt. Meine Mutter habe ich nicht gekannt. Sie verließ meinen Vater, der sie nicht mehr liebte, als ich kaum drei Jahre alt war und zog sich in ihre Familie zurück. Mein Vater erzählte mir später, daß sie einen hohen Officier aus Rambu geheirathet habe. Aber ich habe nie etwas von ihr gehört und ich kenne weder ihren alten noch ihren neuen Namen. Ich wurde durch die zweite Frau meines Vaters erzogen. Mein Vater stand damals im Dienste des Prinzen von Awomori und bekleidete eine hohe Stellung. Eines Tages gerieth er mit einem nahen Verwandten seines Herrn in einen heftigen Streit, und dieser entließ meinen Vater darauf aus seinem Dienste und befahl ihm das Gebiet von Awomori zu verlassen.

„Wir zogen darauf nach einer kleinen Stadt der Provinz Sendai. Meine Stiefmutter hatte uns nicht begleitet. Mein Vater hatte voraus gesehen, daß wir in ärmlichen Verhältnissen zu leben haben würden und hatte es vorgezogen, seine Frau, die an Wohlleben gewöhnt war, zu ihren Verwandten zurückzuschicken. Sie schrieb ihm regelmäßig und schickte ihm auch von Zeit zu Zeit etwas Geld; aber sie konnte nicht viel für den Abwesenden und in Ungnade Gefallenen thun. Unsere Lage wurde bald eine sehr drückende. Mein Vater verkaufte nach und nach seine Waffen und überflüssigen Kleidungsstücke und behielt zuletzt nur noch zwei Schwerter, die seit langen Jahren in unserer Familie waren, und von denen er sich nicht trennen wollte, damit sie nach seinem Tode in meine Hände gelangen könnten.

Sorgen und Entbehrungen warfen ihn endlich auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Vor seinem Tode gab er mir die beiden Schwerter und erinnerte mich daran, daß ich aus einer guten Familie stamme und daß ich mich bemühen müßte, unserm Namen seinen alten Glanz wiederzugeben.

„Ich war im Waffenhandwerk unterwiesen worden. Nach dem Begräbniß meines Vaters verließ ich Sendai und bot meine Dienste verschiedenen Prinzen an; aber ich konnte keinen Herrn finden. Ueberall hörte ich, daß Japan verarme, daß sein alter Ruhm vergehe, weil Fremdlinge wie Herren des Reiches hausten und den Reichthum des Landes auf ihren großen Schiffen fortschleppten. Die Goldmünzen waren bereits verschwunden; nur wohlhabende oder reiche Leute waren noch in der Lage seidene Gewänder zu tragen; für die gewöhnlichsten Lebensmittel, Thee und Reis, mußte man das Doppelte und Dreifache zahlen, was früher dafür gezahlt worden war. Die Prinzen waren genöthigt Anleihen zu machen und Grundbesitz zu verpfänden, um in der Lage zu sein, standesgemäß zu leben; sie konnten unter diesen Umständen nicht daran denken, die Anzahl ihrer Beamten und Soldaten zu vergrößern.

„Ich erfuhr, daß sich im Süden von Japan, im Reiche des Prinzen von Nagato ein Aufstand gegen die Fremden vorbereite und daß es mir dort vielleicht leichter werden würde, Beschäftigung zu finden. Ich durchschritt ganz Japan, um mich an dem Kriege theilnehmen zu können; ich litt von Hunger und Kälte während der beschwerlichen, langen Reise. Als ich end-

lich in Simonoseki anlangte, erfuhr ich, daß die Patrioten geschlagen seien, und daß man den Prinzen von Nagato, den Taikun und sogar den Mikado gezwungen habe, entehrende Verträge mit den fremden Siegern abzuschließen.

„Darauf ging ich mit einigen andern Conines nach Jeddo zurück und vergrub meine Waffen vor der Stadt und suchte Beschäftigung als gemeiner Tagelöhner. Ich verdiente auf diese Weise genug, um ein erbärmliches Leben zu fristen; aber der Gedanke: die Fremden tragen die Schuld daran, daß ich so elend leben muß — verließ mich nie.

„Eines Tages erhielt ich von einem Kaufmann, der mich seit einiger Zeit beschäftigte, den Auftrag ein Paket nach Yokohama zu tragen. Was ich in dieser Stadt sah, erfüllte mich mit Verwunderung. Niemand zollte den Beamten und Officieren dort die geringste Achtung; und Kaufleute und Handwerker trabten zu Pferde durch die Straßen, als wären sie geborene Edelleute. — Im Theater, wo ich am Abend eine Stunde zubrachte, sah ich die Fremdlinge auf den ersten Plätzen. Sie lachten und unterhielten sich mit lauter Stimme, sie kamen und gingen, ohne sich um die Vorstellung und um die Zuschauer zu kümmern, als wären sie die rechtmäßigen Herren des Hauses. Die Japanesen von Yokohama waren dermaßen an das unhöfliche und beleidigende Benehmen der Fremden gewöhnt, daß sie dasselbe gar nicht mehr zu bemerken schienen. Sie machten sogar Platz, wenn einer dieser hochmüthigen Leute bei ihnen vorbei ging und schämten sich nicht, sich ungezwungen und freundschaftlich mit ihnen zu unterhalten. Ich verließ das

Theater in großer Aufregung; wäre ich bewaffnet gewesen, so hätte ich mir Achtung zu verschaffen gewußt.

„Ein Diener des Hauses, in dem ich abgestiegen war, fragte mich, ob ich einen der Paläste der „Todjin“ besuchen wollte. Ich willigte ein, und er führte mich in die Wohnung eines Kaufmanns. Der Bruder meines Führers, der dort als Kammerdiener angestellt war, begleitete mich darauf zu seinem Herrn und bat um Erlaubniß, mir das Haus zu zeigen. Der Fremdling war ein junger Mann. Er erwiderte meinen höflichen Gruß kaum und sagte: „Geht — Seht.“ Ich war über seine Ungezogenheit erzürnt und wollte mich entfernen; aber der Diener versuchte seinen Herrn zu entschuldigen und sagte: das Herz des Fremden sei gut, seine Sprache nur sei barsch und ungewöhnlich. Ich that, als ob mir diese Erklärung genügte, aber ich war beschämt zu sehen, daß Japanesen solchen Herren dienen mußten.

„Das Haus des Todjin war mit außerordentlicher Pracht eingerichtet. Statt der Matten, mit denen sich jeder Japanese begnügt, lagen kostbare Teppiche auf dem Boden; an den Wänden hingen Bilder und Zeichnungen; die Zimmer waren mit Stühlen und Bänken gefüllt; und wo man hinsah, erblickte man werthvolle Gegenstände: Uhren, Bücher, Vasen, Ferngläser, Waffen. In einer der Stuben befand sich eine junge, schöne Japanesin. Sie war reich geschmückt, als wäre sie die Frau eines hohen Beamten; sie grüßte freundlich lächelnd und schien die Schmach ihrer Stellung nicht zu fühlen. Der Diener redete sie mit großer Unterwürfigkeit an und bat die Dirne um

Erlaubniß, mir das Schlafgemach und das Badezimmer des Herrn zu zeigen. — Als ich am Abend nach Jeddo zurückkehrte, dachte ich an Alles, was ich gesehen hatte und an mein eigenes Glend.

„Einige Tage später traf ich in einem Theehause von Sinagawa mit einem jungen Edelmann zusammen. Er war ebenfalls in Yokohama gewesen und erzählte von dem Stolz und der Macht der Fremden. Ich sagte, daß ich mich stark genug fühle einen jeden „Todjin“, der mir in den Weg käme, zu tödten. Wir unterhielten uns darauf lange Zeit über den Zustand von Japan und ich gab mich ihm als einen herrenlosen Edelmann zu erkennen. Darauf schwuren wir uns Freundschaft, und zeichneten einen Contract „bis zum Tode“, und beschloßen nach Yokohama zu ziehen und dort so viel Fremde zu tödten wie irgend möglich.

„Mein Freund war ebenfalls ein Lonine und war so arm wie ich. Wir mußten Mittel finden wie freie Männer zu leben. Wir gingen deshalb eines Abends in das Haus eines Mannes, von dem wir wußten, daß er reich sei, und forderten ihn auf, uns Geld zu geben. Wir waren verummmt, wir waren bewaffnet und kampfbereit und zum Aeußersten entschlossen. Wir drohten mit dem Tode, wenn man uns nicht gäbe, was wir verlangten. Der Mann flehte, wir möchten uns mit 150 Rios begnügen (ungefähr 300 Thlr.), da er am folgenden Tage eine große Schuld zu bezahlen habe. Wir nahmen diese Summe und er versicherte uns seiner Dankbarkeit und schwur, daß er des Ueberfalles zu Niemand erwähnen und uns nicht verfolgen

würde. Darauf kaufte ich mir meinem Stande angemessene Kleider, grub mein Schwert aus und begab mich mit meinem Freunde nach Yokohama. Aber die Stadt war scharf bewacht; und da wir keine Pässe hatten, wurden wir an allen Thoren und Brücken von den japanesischen Wachen zurück gewiesen.

„Wir hieten uns darauf mehrere Wochen in der Umgegend von Yokohama auf. Wir trafen häufig Fremde an; sie zeigten sich gewöhnlich nur in zahlreicher Gesellschaft, bewaffnet und auf ihrer Hut. Sie waren meist zu Pferde und ritten in der Mitte der breiten Straßen, oder trabten schnell durch die engen Wege.

„Darauf gingen wir nach Kamakura um im großen Hadzima-Tempel — des Gottes der Krieger — unsere Andacht zu verrichten. Auf dem Wege nach Kamakura und in der heiligen Stadt selbst sahen wir wieder viele Fremde; aber es gelang uns noch immer nicht, uns ihnen zu nähern. Am Nachmittage endlich, da wir auf der Pauer umherstreiften, erblickten wir zwei Reiter, die auf dem engen Wege von Daibuts langsam nach Kamakura geritten kamen. Wir waren Beide entschlossen, sie zu tödten, und wir erschlugen sie, als sie an uns vorbeireiten wollten. Dies ist wahrlich Alles, was ich zu sagen habe.“

Sedschi wollte anfänglich den Namen seines Helfershelfers nicht nennen. Er behauptete, er habe den Mann vorher nie gekannt, er wisse nichts von seiner Herkunft, nichts von seiner Familie. Als der Richter darauf wieder mit der Folter drohte, fügte Sedschi hinzu, daß sein Freund sich Tze-siro genannt

und daß er vorgegeben habe, aus der Provinz Owari gebürtig zu sein. Sedſchi wurde darauf gepeitscht, weil man vermuthete, daß er die ihm bekannte Wahrheit verschweige oder entstelle. Aber er schwur bei Allem was heilig ist, daß er alle wesentliche Auskunft gegeben habe. Er beschrieb Tzè-siro wie einen Mann von 25—28 Jahren, groß und stark. Er, Sedſchi, hatte sich, sofort nach der Ermordung der beiden Engländer, von seinem Genossen getrennt, und hatte seitdem nichts wieder von ihm gehört. — Die Richter, die im Grunde ihres Herzens mit Sedſchi sympathisiren mochten, erklärten sich mit dieser Auskunft befriedigt.

Das Urtheil der japanesischen Behörden über Schimidſo Sedſchi, dessen Verhör in Jeddo stattgefunden hatte, wurde in den Straßen von Yokohama öffentlich ausgerufen und angeschlagen. Es lautete dahin, daß Schimidſo, in Berücksichtigung der großen von ihm begangenen und eingestandenen Verbrechen, an einem bestimmten Tage nach Yokohama gebracht und, nachdem er zu Pferde durch alle Hauptstraßen der Stadt umhergeführt, auf dem öffentlichen Richtplatze durch das Schwert enthauptet werden solle.

IV

Es war im Monat Januar, etwa drei Monate nach der Ermordung der englischen Officiere, als mein Japanese Taka mir eines Morgens die Mittheilung machte, er habe in Hondjo-

dori, der Hauptstraße von Yokohama, ein Schild gelesen, auf welchem angezeigt sei, daß Schimidso Sedshi im Laufe des Tages durch die Stadt geführt und vor Sonnenuntergang auf dem Richtplatze von Tobi, eine Viertelmeile von Yokohama, enthauptet werden solle.

Ich war begierig den Mann, der meine Gedanken während der letzten Wochen oft beschäftigt hatte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und trug Tate auf, mich rechtzeitig von Schimidso's Ankunft in Yokohama zu benachrichtigen.

Gegen zwei Uhr Nachmittags erfuhr ich, daß der Mörder in der Vorstadt Benten angelangt sei und in wenigen Minuten durch die Straße geführt werden würde. — Ich verließ sofort meine Wohnung und begab mich eiligen Schrittes nach Benten. Der Zug hatte sich bereits in Bewegung gesetzt; ich traf ihn in der großen Straße von Yokohama. Ich bahnte mir, nicht ohne Mühe, Weg durch eine dichte Menschenmasse und gelangte in die unmittelbare Nähe des Pferdes, auf dem Schimidso festgebunden saß. Vor und hinter dem Mörder gingen japanesische Soldaten. Einige waren bewaffnet; andere trugen große Schilder, auf denen, in japanesischer Sprache, Schimidso's Verbrechen und Verurtheilung verzeichnet waren. Ich warf nur einen flüchtigen Blick auf sie und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf den zum Tode Verurtheilten. Ich habe den Ausdruck des kalten, grausamen, stolzen Gesichtes nicht vergessen können, und die ganze Gruppe steht mir noch heute lebhaft vor Augen.

Schimidso saß auf einem hohen Sattel; er konnte von

allen Seiten gesehen werden und nach allen Seiten hin sehen. Arme und Beine waren gefesselt; aber die Bande waren locker genug, um ihm, dem Anscheine nach, die freie Bewegung seiner Gliedmaßen zu gestatten. Er war sauber gekleidet und frisch rasirt; sein Haupthaar, ein höchst wichtiger Schmuck bei der japanesischen Toilette, war mit großer Sorgfalt geordnet. Er war blaß und abgemagert; aber auch nicht eine Spur von Furcht oder Bewegung war auf dem eisig kalten Gesichte zu lesen. Er saß in anscheinend ungezwungener Haltung auf dem breiten Sattel und drehte sich langsam bald nach dieser, bald nach jener Seite, um die umwogende Menge zu mustern. Sein Blick schweifte ruhig und gleichgültig über das bunte Gewühl, so ruhig und kalt, daß es den Anschein hatte, die Menge diene ihm zum Schauspiel.

Von Zeit zu Zeit — vier oder fünfmal während der Stunden, wo ich ihn nicht aus den Augen verlor — öffnete er den Mund und sang mit lauter Stimme. Es waren Recitative mit eigenthümlich ergreifendem Pathos vorgetragen; der Ausdruck seines Gesichtes blieb dabei unverändert ruhig; der Mund allein mit den graden schmalen Lippen, bewegte sich, während die langgezogenen Klage töne hell und klar die Luft durchzogen. Seine Improvisationen waren einfach und so deutlich vorgetragen, daß viele von den Fremden sogar seinen Worten folgen konnten.

„Ich heiße Schimidso Sedshi“, sang er, „ich bin ein Völine aus Awomori, und ich sterbe, weil ich Fremdlinge getödtet habe.“

„Heute Abend fällt mein Haupt, und morgen wird es auf dem Marktplatze von Yokohama ausgestellt sein. Die Fremden werden dann ein Gesicht sehen, das bis zum Tode Furcht vor ihnen nicht gekannt.

„Es ist ein bitterer Tag für Japan, da ein Edelmann sterben muß, weil er einen Fremdling erschlagen.

„Starke Muthes würde ich wie ein Edelmann zu sterben gewußt haben. Aber die Gnade des Herrschers von Japan hat mich den Feinden des Vaterlands überlassen, und der Tod eines gemeinen Verbrechers erwartet mich.

„Männer von Yokohama, die Ihr mich hört, erzählt den Patrioten von Japan, daß der Conine Schimidso Sedschi angesichts des Todes nicht gezittert hat.“

Es war ein kalter Wintertag, und schon näherte sich die Sonne dem Gipfel von Fusi-yama und röthete mit ihrem Feuerlichte die ungeheuern Schneefelder, die den ausgebrannten Vulkan umhüllen. Ich hatte mich zu Volsbroek, dem holländischen Minister, einem alten Freunde von mir, gesellt und wir hatten beschlossen, Schimidso bis zur Richtstätte zu begleiten. Der Zug bewegte sich schnell vorwärts. Um vier Uhr war die Procession durch die Straßen beendet.

Auf dem Wege nach Tobi, wo die Hinrichtung stattfinden sollte, nahm Schimidso Sedschi seine letzte Mahlzeit ein. Er schien ausgehungert und aß begierig Alles, was man ihm gab. Er trank auch mit sichtlichem Behagen mehrere Gläser warmen japanesischen Branntweins (Sakki) und unterhielt sich unge-

zwungen, freundlich sogar, mit dem ihn bedienenden Hentersknechte.

Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, war es bereits dunkel geworden, und als er in Tobi anlangte, herrschte finstere Nacht. Es war auch empfindlich kalt geworden; man zündete Feuer und Fackeln an. Einige Soldaten der Wache hoben Sedshi vom Pferde und lockerten seine Bande. Er rieb sich Arme und Beine, die durch Kälte und Bewegungslosigkeit steif geworden waren, und näherte sich langsam einem der Feuer. Dort blieb er einige Minuten stehen und starrte, in tiefes Nachdenken versunken, regungslos in die flackernde rothe Flamme. Dann stieß er einen tiefen, lauten Seufzer aus, und sich nachlässig umwendend, fragte er einen der ihm nahestehenden Soldaten, wie spät es sei?

„Sieben Uhr,“ gab man ihm zur Antwort.

„Sieben Uhr,“ wiederholte er langsam. „Man hatte mir in Jeddo versprochen, daß um vier Uhr Alles vorbei sein würde. Es ist kalt, mich friert, weshalb läßt man mich so lange warten.“

Der officielle Character Polsbroeks hatte uns Platz in der unmittelbaren Nähe des verurtheilten Mannes verschafft. Ich konnte die Augen nicht von ihm abwenden. Ich sah jede seiner Bewegungen und hörte jedes seiner Worte. Er ließ sich langsam vor dem Feuer nieder und verlangte eine Tasse heißen Thees, die man ihm auch sofort brachte. Er bot anscheinend alle Kraft auf, um ruhig und unbekümmert zu erscheinen; er wandte den Kopf rechts und links, als interessire ihn der Anblick der stummen Menge, die ihn umringte. Bisweilen jedoch

unterlag er in dem Kampfe gegen seine natürlichen Gefühle. Wie ein Schleier zog es dann über das dunkle Gesicht; der Blick wurde starr und ein Ausdruck unbeschreiblichen Entsetzens lagerte sich über die abgehagerten Züge. Aber diese Augenblicke der Schwäche waren selten und kurz. Man konnte sehen, wie der starke Wille wieder Herr des Fleisches wurde. Dann richtete sich Sedschi in die Höhe, warf den Kopf trotzig zurück und sein herausfordernder Blick hatte einen furchtlosen, bösen Ausdruck. Seine Absicht, angesichts seiner Feinde ohne Schwäche zu sterben, war dann so deutlich in allen seinen Zügen zu lesen, daß es mir schien, als hörte ich ihn sich selbst Muth zuzurufen.

Meine Aufmerksamkeit wurde plötzlich von Schimidso abgelenkt. In der Ferne klang das wohlbekannte Rufen, womit die Bettos, die vor den Pferden der japanesischen Officiere laufen, die Ankunft ihrer Herren anzeigen und ihnen freien Weg bahnen. Es näherte sich, und bald konnte man die großen Laternen des Gouverneurs von Yokohama erkennen, die, von den Bettos getragen, über den Boden zu fliegen schienen.

„Der Gouverneur, der Gouverneur!“ tönte es von allen Seiten. Ein Soldat legte die Hand auf Schimidso's Schulter: „Mache Dich fertig“, sagte er, „dort kommt der Gouverneur von Yokohama.“ Keine Muskel bewegte sich in des Verurtheilten Angesichts: „Saio“ (in der That) war seine einzige Antwort. Er stand ruhig auf und schaute spähend nach dem andern Ende des Richtplatzes, wo die Pferde des Gouverneurs und der

Escorte Halt gemacht hatten. Ein Unterbeamter kam dahergelaufen und sprach leise mit den wachthabenden Soldaten.

„Die Hinrichtung ist auf morgen verschoben“, hieß es plötzlich. „Sir Rutherford Alcoa verlangt, daß das 20. Regiment der Execution beizuhne.“ Und so war es. — Als Schimidso diese Mittheilung gemacht wurde, schien er zusammenzuschrecken und das bleiche Gesicht wurde noch bleicher. „Morgen, morgen“ (mionitschi, mionitschi) wiederholte er. Dann ließ er sich ruhig nach dem Palankin führen, der ihn nach dem Gefängniß zurücktransportiren sollte, und dort verlor ich ihn während der Nacht aus den Augen.

V.

Der nächste Tag war ein heller, kalter Wintertag. Ganz Yokohama hatte sich auf dem Richtplatz von Tobi versammelt. Diejenigen, welche Schimidso am vorhergehenden Tage gesehen und seine Ruhe bewundert hatten, wollten sich überzeugen, ob er die Kraft habe, seine Heldenrolle bis zu Ende durchzuführen; Andere waren begierig den Mann kennen zu lernen, der am vorhergehenden Abend der Gegenstand jeder Unterhaltung in Yokohama gewesen war. Wenn Schimidso nur die Absicht gehabt hatte, den Fremden zu zeigen, daß ein japanesischer Officier wie ein Mann dem Tode entgegengehen könnte, so hatte er seinen Zweck vollkommen erreicht. Er hatte Jedermann, der ihn gesehen, Bewunderung abgezwungen.

Gegen acht Uhr Morgens kam das 20. Regiment aufmarschirt und wurde um den Richtplatz postirt. Bald darauf erschien Schimidso Sedshi. Er sprang leichten Fußes aus dem Palantín, in welchem er aus dem Gefängniß getragen worden war, und den Kopf zurückwerfend, schöpfte er einigemal tief Athem; dann blickte er lange nach der Sonne, als wolle er ihr ein letztes Lebewohl sagen, und ging schnellen, festen Schrittes dem Platze zu, wo ihn der Henker erwartete. Er war wie am vorhergehenden Tage mit großer Sorgfalt gekleidet.

Ein kaltes, schreckliches Lächeln, ein Lächeln der Verachtung und der Verzweiflung kräuselte seine schmalen Lippen. Sein Gesicht war bleich mit der eigenthümlich grünlichen Blässe seiner dunkeln Race. Aber nicht eine Spur von Furcht oder Abgespanntheit war auf den scharfgezeichneten Zügen zu lesen.

In der Grube angelangt, vor der er knien mußte und in die sein Kopf fallen sollte, wechselte er einige Worte mit dem alten Scharfrichter. Er schien sich zu unterrichten, wie die tragische Handlung vor sich gehen werde, denn man sah ihn mit dem Finger nach der Grube und nach dem Erdhaufen zeigen, der vor derselben aufgeworfen war. Ein Henkersknecht näherte sich ihm, um ihm die Augen zu verbinden. Er sprach die Bitte aus, man möge ihm gestatten, mit offenen Augen dem Tode entgegenzusehen. „Fürchtet nicht, daß ich mich bewege“, sagte er; „ich weiß wie ich mich zu verhalten habe.“ Der anwesende Gouverneur von Yokohama hatte wohl vorausgesehen, daß dies Besuch an ihn gestellt werden würde und gewährte es ohne

Weiteres. Der hohe Beamte schien gewissermaßen stolz, den anwesenden Fremden ein Schauspiel japanesischer Kraft und Todesverachtung zu zeigen. Er blickte triumphirend nach der Gruppe der kommandirenden Offiziere des 20. Regiments, als wolle er sagen: „Es ist möglich, daß Ihr im Stande wäret, ebenso schön zu sterben wie Sedschî; aber es ist unmöglich, eine bessere Haltung zu bewahren, als jener japanesische Edelmann.“

Die letzten Vorbereitungen zur Hinrichtung gingen nun rasch vorwärts. Sedschî, nachdem er mit dem Fuße die Matte, auf der er knien sollte, dicht an die Grube geschoben hatte, ließ sich langsam nieder. Zwei Henkerknechte standen ihm zur Seite, um den Sterbenden, wenn er irgend eine Schwäche zeigen sollte, sofort zu unterstützen. Aber der starke Mann zitterte nicht. Sobald er die vorgeschriebene Stellung eingenommen hatte, machte er eine kurze Bewegung mit den Schultern, so daß das weite Gewand, das bis dahin den untern Theil des Rückens noch bedeckt hatte, herabfiel und den ganzen Hals bloß ließ.

Der Scharfrichter zog ein langes, schweres Schwert aus der Scheide und hielt es prüfend vor das Auge, um zu sehen, ob es auch keine Scharte habe; dann schürzte er die weiten Rockärmel auf, um die Arme frei bewegen zu können und hob mehrere Male beide Hände über sein Haupt, um sich zu überzeugen, daß ihn auch nichts verhindere, den verhängnißvollen Streich zu führen. Schimidso folgte jeder Bewegung des Scharfrichters mit der größten Aufmerksamkeit. „Ist Alles fertig?“

fragte er; — und nachdem er eine bejahende Antwort erhalten, fügte er hinzu: „So gieße heißes Wasser über das Schwert, damit es gut schneide, und habe wohl Acht, mich mit einem Hieb zu vollenden. Ich will jetzt mein Sterbelied singen, und wenn ich mich zu Dir wende und sage: gut (yoroschi), so will ich gleich darauf meinen Hals vorrecken und bewegungslos bleiben, so daß Du ruhig zielen und schlagen kannst.“ Er verzerrte darauf sein Gesicht in erschrecklicher Weise, wie man dies auf japanesischen Bildern sehen kann, die den Tod von Helden oder Halbgöttern darstellen, — und er sang mit lauter Stimme, aus voller Brust, so daß es weit über den stillen Richtplatz klang: „Jetzt stirbt Schimidso Sedschji, der herrenlose Edelmann; er stirbt ohne Furcht und ohne Reue, denn einen Barbaren getödtet zu haben, gereicht dem japanesischen Patrioten zur Ehre.“ Darauf wandte er sich mit noch immer verzerrtem Antlitz nach dem Scharfrichter, blickte ihn einige Secunden starr an und rief alsdann mit klarer Stimme: „yoroschi!“ Und den Hals weit hervorstreckend, die Zähne fest zusammengepreßt, empfing er regungslos den Todesstreich.

Das blutige Haupt wurde am Eingange von Yokohama zwei Tage lang neben einem Schilde ausgestellt, auf welchem Schimidsos Verbrechen und seine Verurtheilung verzeichnet waren. Der Italiener Beato nahm eine Photographie von dem Kopfe, die ich noch besitze. Der Tod hat die im Augenblick der Hinrichtung verzerrten Züge wieder beruhigt und veredelt; und ich erkenne in dem Bilde deutlich das grausame, furchtlose Gesicht des Mörders Schimidso Sedschji.

Der Helfershelfer der Hingerichteten, der angebliche Tzësiro, wurde einige Monate später entdeckt und verhaftet. Die von Schimidso Sedſchi über ihn gegebene Auskunft erwies sich als vollständig falsch.

Der zweite Mörder nannte sich Mamiya Hadſime, war neunzehn Jahre alt und stammte aus der Provinz Satsuma.

Er hatte ein freundliches, offenes, angenehmes Gesicht. Nichts in seinem Wesen und seinem Aussehen deutete darauf hin, daß er im Stande gewesen war, einen grausamen Mord zu vollbringen.

Seine Hinrichtung fand in dem Hofe des Gefängnisses von Tobi, in Gegenwart einiger englischer Beamte und Offiziere, statt. Mamiya war ein Schwächling und zeigte dem Tode gegenüber nicht die Ruhe und Kraft, die Sedſchi ausgezeichnet hatten. Die Richter hatten seine Feigheit erkannt, und sein Wärter hatte ihm, wenige Stunden vor der Hinrichtung, ein stark berauschendes Getränk eingegeben. Der Unglückliche taumelte, vollständig betrunken, zum Richtplatze. Zwei Henkersknechte, mit denen er sich in lallender Sprache zu unterhalten versuchte, schleppten ihn mehr, als sie ihn führten. Als er sich der Grube näherte, vor der der Scharfrichter seiner wartete, fing er an ängstlich zu wimmern; ein kläglicher Ausdruck blöder, halbbewußter Furcht malte sich auf seinem Gesichte. Er machte einen ohnmächtigen Versuch, sich von den Knechten loszureißen; aber diese zogen ihn ungestüm vorwärts und war-

fen ihn zu Boden; und einem hilflosen Thiere gleich, das man zur Schlachtbank geschleppt hat, fiel er unter dem Schwerte des Henkers.

Verlorenes Mühen.



I.

Es war im Monat September des Jahres 1866 und ich befand mich in Yokohama. Der Tag war heiß und schwül gewesen. Kurz vor Sonnenuntergang war ein heftiges Gewitter ausgebrochen und hatte die Luft abgekühlt. Der Sturm war schnell weitergezogen, der Himmel hatte sich wieder aufgeklärt und jetzt nahte sich kühl und erfrischend die schöne, ruhige Nacht.

Ich saß unter der Verandah eines Landhauses, das mein Freund Heinrich Phermet auf „dem Hügel“, in der Nähe des europäischen Quartiers errichtet hatte, und in dem er in Zukunft die heißesten Monate des Jahres zu verleben beabsichtigte. Er hatte sich einen schönen Ruheplatz erwählt. Rechts vom Hause erhob sich ein dichter Wald, in dessen Dunkel die furchtbare Stimme des nahen Oceans harmonisch verhallte; links, im Thale, erblickte man die neuen hellen Häuser von Yokohama; weit dahinter, in der Ferne, die lange finstere Bergkette von Hakoni. In einsamer Pracht und Größe zeigte sich am äußersten Horizont die ungeheure Masse des Fusu-yama, des „Berges ohne Gleichen“,

des Olymps von Japan. Vor uns endlich, breitete sich das Meer aus, das schöne, gefährliche Azur-Meer des Reiches der aufgehenden Sonne. Der Sturm, der es vor einigen Stunden gepeitscht, und gegen dessen Druck es sich wüthend und schäumend erhoben hatte, war nur verschwunden; aber die Wogen hatten sich nicht wieder beruhigt. Brausend und grollend, als klage es über die Gewalt, die man ihm angethan, kräuselte sich das Meer in kurzen, trotzigen Wellen und stürzte sich zischend und zornig gegen die steile Felswand des hohen Ufers.

Ueber dem Meere aber herrschte tiefer Friede. Die Nacht war klar und hell; der Vollmond zog durch weißes Gewölk und sein schimmerndes Silberlicht lag wie ein ungeheurer Lichtfächer auf der finsternen See.

Mein Freund hatte lange geschwiegen und erst als ich daran mahnte, daß es spät geworden sei, und ausbrechen wollte, hielt er mich zurück. Er hatte bis dahin auf einem langen Bambusstuhl gelegen; jetzt stand er auf und blieb neben mir stehen.

„Seit einer halben Stunde suche ich nach einer passenden Einleitung zu einer Erzählung, die Sie anhören sollen“ — sagte er. „Ich finde nichts, aber ich möchte noch mit Ihnen sprechen. — Sie kehren morgen nach Europa zurück. Ich werde sie sobald nicht wieder sehen und wenn sie fortgegangen sind, werde ich auf lange Zeit allein sein. In meinem Alter macht man nicht leicht mehr neue Freunde. Ich spreche nicht oft von mir. Ich möchte es heute einmal thun. Wollen sie mich anhören?“

Ich setzte mich wieder hin, und P'hermet, nachdem er einige

Male die Verandah auf und abgegangen war, als wolle er seine Gedanken sammeln, ließ sich neben mir nieder. Der Mond beleuchtete sein Gesicht und zeigte es mir still und ernst, wie ich es seit Jahren gekannt hatte. Die Stimme war tief und ruhig und blieb so bis zum Ende der traurigen Geschichte, der ich, ohne ihn zu unterbrechen, lauschte.

Ein japanesischer Diener, der sich geräuschlos genahet hatte, um zu sehen, ob wir seiner bedürften, brachte uns unaufgefordert frischen Thee, als er bemerkte, daß ich eine neue Cigarre angesteckt hatte. Dann kauerte er sich in einer dunkeln Ecke der Verandah nieder, wo er bald darauf einschlief. Phernet, ohne sich um ihn zu kümmern, begann seine Erzählung wie folgt:

„Es ist lange her seitdem ich Europa zum ersten Male verließ. Ich war damals neunzehn Jahre alt. Ich besaß kein Vermögen, meine Einbildungskraft zog mich nach fremden Ländern, und ein älterer Vetter, der vor mir nach China ausgewandert war und mit dem ich in Briefwechsel stand, rieth mir an, zu ihm zu kommen. Er machte sich anheischig mir Beschäftigung zu finden und erbot sich mir das nöthige Reisegeld vorzuschießen.

Mein Vater war vor langen Jahren gestorben; meine Mutter lebte bei meiner verheiratheten Schwester. Wir wohnten in einer großen Handelsstadt. Man war dort daran gewöhnt, von fernen Ländern zu sprechen; weite Reisen erschienen weder ungewöhnlich noch erschrecklich. Meine Mutter, obgleich sie sich schweren Herzens von mir trennte, widersezte sich meiner Abreise nicht. Ich empfing die Nachricht ihres Todes wenige Wochen nach meiner Ankunft

in China und ich verlor mit ihr das einzige Wesen, dessen Liebe mich an Europa gefesselt hatte. Meine Schwester, fünfzehn Jahre älter als ich, hatte sich verheirathet, als ich noch ein Kind war. Sie kümmerte sich nur um ihre eigene Familie und war mir fast ganz fremd geworden. —

Mein Vetter, der sich in Canton niedergelassen hatte, empfing mich mit offenen Armen und verschaffte mir in kurzer Zeit eine gute Stelle. Der chinesische Handel war damals ein außerordentlich ergiebiger. Die Chinesen sowohl wie die Fremden, die sich damit befaßten, verdienten ohne Mühe große Summen. Geld hatte deshalb auch einen verhältnißmäßig geringen Werth und wurde selbst von den jüngern und unbemittelten Mitgliedern der fremden Gemeinde mit großer Leichtigkeit ausgegeben.

Ich hatte in Europa ein sehr einfaches Leben geführt, und kostspielige Bedürfnisse irgend einer Art waren wir vollständig fremd. Aber ich ließ mich nun leicht verleiten dem allgemeinen Beispiel zu folgen und nahm ohne Zeitverlust die verschwenderischen Gewohnheiten an, die um mich her herrschten. Es hatte dies weiter keine nachtheiligen Folgen für mich, denn ich verdiente reichlich, was ich ausgab; nur fand ich, nachdem ich fünf Jahre lang gearbeitet hatte, daß meine pecuniäre Stellung ziemlich dieselbe wie am Tage meiner Ankunft geblieben war. Ich verdiente genug um zu leben, aber ich ersparte nichts von meinem Verdienste. In der Hoffnung, dies ändern zu können, beschloß ich, dem Beispiele meines Veters zu folgen und mich für meine Rechnung zu etabliren. Ich fand ohne

vieles Suchen die Mittel und den Credit, um ein eigenes Geschäft zu gründen.

Nach Verlauf einiger glücklicher Jahre hatte ich nahe an dreißig Tausend Dollars bei Seite gelegt, als das Fremden-Quartier in Canton abbrannte. Mein Haus und mein Waarenlager wurden vollständig zerstört und ich mußte nach Honk'kong flüchten. Der Verlust, den ich erlitt, war bedeutend, aber ich tröstete mich darüber leicht. Ich fühlte mich stark genug, das Verlorne wieder zu gewinnen; und meine Freunde, die reicher als ich waren oder weniger gelitten hatten, waren gern bereit, mich in jeder Weise zu unterstützen. Diesmal wollte ich davon keinen Gebrauch machen. Ich hatte nun Europa seit nahe an zehn Jahren verlassen und fing an den erschlaffenden Einfluß des Klimas zu fühlen, unter dem ich während dieser langen Zeit gelebt hatte.

Die letzten Monate meines Aufenthaltes in Canton waren übrigens außergewöhnlich aufregend und ermüdend gewesen. Der Vicerönig der Provinz, der fürchtbare Sih, war damals damit beschäftigt, die Rebellen des Südens auszurotten. Er ging dabei mit erbarmungsloser Energie zu Werke. Ohne Unterbrechung unterzeichnete er seine blutigen Urtheile und täglich, während mehreren Monaten, fanden hunderte von Hinrichtungen statt. Der Richtplatz, auf der kleinen Flußinsel Dutch Folly gelegen, befand sich in der unmittelbaren Nähe meiner Wohnung. Ich erinnere mich eines blutigen Tages an dem sechshundert Rebellen hingerichtet wurden. Einige zwanzig unter diesen Unglücklichen waren als Chefs bezeichnet worden und wurden mit

unerhörter Grausamkeit langsam zu Tode gemartert. Das gelle, herzerreißende Geschrei der Gefolterten drang deutlich in meine Ohren und trieb mich, mit Angstschweiß bedeckt, aus meiner Wohnung.

Es war unmöglich sich um diese grausigen Ereignisse nicht zu bekümmern. Sie drängten sich dem Geiste eines Jeden von uns auf und bildeten den gewöhnlichsten Gegenstand unserer Unterhaltungen. Das menschliche Herz stumpft sich unter den Einfluß fortgesetzter heftiger Aufregung schnell ab und verliert dadurch die schöne Frische, die es für die Leiden und Freuden des Lebens leicht empfänglich macht. Unter dem Einfluß des erschlaffenden Klimas und der blutigen Ereignissen von Canton war in kurzer Zeit eine vollständige Umwälzung in meinem Character vorgegangen. Meine gute Laune war verschwunden, meine Geschäfte interessirten mich nicht mehr; die Leute, mit denen ich täglich zusammen kam und die mir immer nur dasselbe zu erzählen hatten, langweilten mich. Ich litt an Kopfschmerzen, an Appetit- und Schlaflosigkeit und hielt es für gerathen, einen Arzt zu consultiren. Er hatte mir Nichts zu verschreiben. „Sie müssen von hier fort“, sagte er, Sie müssen auf einige Monate nach Europa zurückkehren. Die Reise wird sie vollständig heilen. Es fehlt Ihnen Nichts als Zerstreuung und frische Luft.“

Meine Geschäfte waren durch die Feuerbrunst, die mich des größten Theils meiner Habe beraubt hatte, sehr vereinfacht worden. Ich machte, was mir übrig geblieben war, zu baarem Gelde und reiste mit ungefähr zwei tausend Pfund in der Briestafche nach Marseille ab. Ich hatte keine festen Pläne gemacht; meine Ab-

sicht war einfach, mich auf der Reise und während meines Aufenthaltes im Europa möglichst zu zerstreuen. Nach sogenannten Vergnügungen gelüstete mich jedoch keinesfalls. Dieselben erforderten meiner Ansicht nach ermüdende Anstrengungen und gewährten dafür nur geringen Genuß. Ich war noch ein junger Mann; aber Unabhängigkeit und Verkehr mit Fremden hatten mich vor der Zeit besonnen, ernst und alt gemacht. Ich beschloß vorläufig, mich in einem kleinen nicht zu geräuschvollen Badeorte niederzulassen und dort inmitten der schönen Natur der Ruhe zu pflegen. Sollte mir dies wohlthun, so beabsichtigte ich vor meiner Rückkehr nach China die großen Hauptstädte von Europa zu besuchen.

Auf der Reise von Alexandrien nach Marseille gefiel ich mir damit, mir meine Ankunft auszumalen. Ich bildete mir ein, daß mich die Freude, die Heimath wiederzusehen, fast überwältigen würde. Mancherlei Bilder der Heimkehr standen vor meinem Geiste; alte halbvergessene Lieder vom müden Wanderer fielen mir wieder ein. Ich konnte mir sentimentale Geschichten erzählen, wie ich es seit fünfzehn Jahren nicht gethan hatte, und ich hätte damals, vor meiner Ankunft, poetischer Weise das Wiederbetreten der theuren Erde des Vaterlands beschreiben können.

Alles dies zerstob wie der Wind, als ich landete. Nur auf einen kurzen Augenblick kam etwas wie Rührung über mich. Ein großer Kahn, mit gepußten Leuten, Männern und Frauen, beladen, fuhr an uns vorüber, als wir uns dem Ankerplaz nahe herten. Die Passagiere schienen frohen Muthes und winkten

uns freundlich Willkommen zu. Ein hübsches, schlankes Mädchen stand in der Spitze des Rahnes und zankte sich lachend mit einem jungen Burschen, der sie in der etwas gefährlichen Stellung nicht dulden wollte. Das laute, helle Lachen des Mädchens drang wie eine lange nicht gehörte Musik an mein Ohr. Es fiel mir auf einmal schwer auf's Herz, daß meine Jugend dahin sei und daß ich derselben nicht froh geworden; und ich sehnte mich nach Jemand, an dessen Schulter ich mein Haupt hätte lehnen können. — Ich fühlte mich recht allein und verlassen. „Hin ist hin, todt ist todt“ sagte ich unwillkürlich und ich hätte mich hinsetzen können und weinen.

Wir landeten, wir waren von Steuerbeamten, Packträgern, Kutschern und Kellnern umgeben, die sich um unsere Koffer und um unsere Personen zankten und uns mit lautem, unangenehmen Geschrei ihre Dienste anboten. Ich mußte nach meinem Eigenthume sehen und war nahe daran, mit dem Stod dreinzuschlagen, um es gegen Angriffe verdienstgieriger Commissionäre zu vertheidigen. Es war eine höchst prosaische Heimkehr. Von innigen, schönen Empfindungen irgend einer Art war dabei nicht mehr die Rede, als von knospenden Blumen im Schnee.

Ich blieb nur wenige Stunden in dem schreienden, gestikulirenden Marseille, das mir im höchsten Grade mißfiel und reiste noch am selben Tage nach meiner Vaterstadt ab, wo ich am nächsten Morgen anlangte und wo mich meine Schwester, der ich meine Ankunft angezeigt hatte, an der Eisenbahn erwartete.

Ich hatte sie seit zehn Jahren nicht gesehn; sie war sehr verändert und gealtert, aber ich erkannte sie auf der Stelle. Sie sah meiner Mutter ähnlich, und das Herz schlug mir gewaltig und die Augen wurden mir feucht, als sie mich fest an sich schloß und mich mit zitternder Stimme ihren „lieben, einzigen Bruder“ nannte. Hätte sie es damals gewollt, so hätten wir gute Freunde werden können, denn ich fühlte mich sehr zu ihr hingezogen. Aber ihr Herz, daß sich mir einen Augenblick geöffnet hatte, verschloß sich bald wieder. Sie erkundigte sich mit Interesse nach meinem Befinden und nach meiner pecuniären Stellung; sie erzählte mir von den Sorgen ihres Hausstandes. Unsere Unterhaltung wurde bald darauf ein Gespräch über allgemeine Verhältnisse in China und in Europa, und ich trennte mich in wenigen Tagen wieder von ihr, ohne daß mir der Abschied schwer wurde. Wir hatten uns gegenseitig nie etwas vorzuwerfen oder zu danken gehabt. Sie ging seit langen Jahren ihren eigenen Weg, der von dem meinen ganz geschieden war; und ich zog allein meiner Straße weiter. —

Ein tüchtiger Doctor, den ich auf Anrathen meiner Schwester consultirt hatte, bestätigte, was mir mein Arzt in Canton gesagt. Er nannte mir verschiedene Bäder, die meinem Gesundheitszustand wohlthätig sein würden, und ich entschloß mich, auf seinen Rath hin, nach Tharen zu gehen. Der Doctor jagte mir, ich würde dort frische Luft, ein schönes Bergland und angenehme, ruhige, anständige Gesellschaft finden. Es war dies Alles, was ich suchte; und ich reiste ab.

Die Reise bis Tharen bot mir wenig angenehme Zer-

streuung. Ich war während derselben häufig verstimmt und mißmuthig. Wenn wir in China von der Heimath sprechen, so geschieht dies in der Regel nur, um der Annehmlichkeiten des Lebens in Europa zu denken. Wir vergessen, daß uns dort Manches fehlte, was wir nun besitzen; wir übersehen, daß wir in Europa jung waren und in China alt geworden sind. Wenn endlich der lang ersehnte Tag gekommen ist, wenn wir uns wieder auf heimathlichen Boden befinden, so sind wir ganz erstaunt, daß uns dort so wenig von den Genüssen geboten werden, die wir erwartet hatten. Wir finden, daß das Heimische uns fremd geworden ist, daß wir die Leute, mit denen wir umgehen nicht verstehen, und daß wir von ihnen nicht verstanden werden.

Die kleinlichen Sorgen des civilisirten Lebens, die jeder von uns hier leicht abschütteln kann, erscheinen uns erbärmlich und verbittern uns den Umgang mit Freunden, deren wir während jahrelanger Abwesenheit in treuer Liebe gedacht hatten. Viele von uns, die in China über Heimweh klagten, sind in kurzer Zeit so gründlich von diesem Nebel geheilt, daß sie sich nach der Fremde zurücksehnen und dorthin zurückkehren.

Alles was werthvoll in diesem Leben ist, muß erkaufte werden, und nur Thoren bilden sich ein, daß irgend etwas wirklich kostbares geschenkt werden könne. Das Gute und Schöne ist theuer; für jeden Genuß, für jede Freude muß in irgend einer Weise gezahlt werden. Der weise Mann ist der, der das, was er zu besitzen wünscht, zu seinem richtigen Werthe zu schätzen weiß, und ein volles Equivalent, aber nicht mehr, dafür geben will.

Hier in China begehen wir häufig den Fehler, daß wir Geld zu theuer erkaufen, indem wir dafür unsere Jugend, unsere Gesundheit, manchmal unser ganzes Lebens geben. Aber Unabhängigkeit, wie sie hier erworben werden kann, ist ein kostbares Gut; und derjenige, der sie durch harte Arbeit und schwere Entsayungen erkaufte, hat kaum zu viel dafür bezahlt. Die sogenannten Genüsse dagegen, welche civilisirte Gesellschaften ihren Mitgliedern bieten, erscheinen Leuten, die in der uncivilisirten Fremde alt geworden sind, häufig zu theuer, wenn dafür Hundertelei lästiger Verpflichtungen übernommen werden sollen. — Freiheit und Einsamkeit sind synonym. Gesellschaft und gesellige Verpflichtungen lassen sich nicht von einander trennen. Hier in China sind wir frei, weil wir uns um Niemand kümmern, und weil sich Niemand um uns kümmert. In Europa werden wir Sklaven der Gebräuche und Sitten, oder wir erscheinen mit Recht als unerträgliche Sonderlinge, denen der Zutritt zur Gesellschaft ver sagt wird.

Ich war noch nicht eine Woche in Europa und machte bereits neue Pläne zur Rückkehr nach China. Mein Gesundheitszustand mochte in der That daran schuld sein, daß ich mich über Vieles, was ich sah und hörte, ganz unnütz ärgerte. — Was mich besonders ungeduldig machte, war die fortwährende Bettelci, nicht von professionellen Bettlern, denen ich gern gab, sondern von Kutschern, Kofferträgern, Kellnern, deren nimmerfette Habgier mir wahrhaft ekelhaft wurde. In China hatte ich dergleichen nie gesehen und hatte dort gewisse Zustände meines Vaterlandes vergessen. Was ich nun auf der Reise von meinen

Landsleuten sah, flößte mir nur wenig Achtung ein. Dann wurde ich auch häufig ärgerlich über die Gespräche meiner Mitreisenden: in sechs und dreißig Stunden hörte ich, so schien es mir, mehr Athernheiten, als mir während der letzten zehn Jahre im Auslande zu Ohren gekommen waren. Der geistreiche Mann ist eine Seltenheit in China und wird nur von wenigen vermisßt; es giebt hier viel Dummheit und Unwissenheit; aber an eittler, läppischer Athernheit kann sich wohl Niemand mit den civilisirten Europäern messen.

Zwei Stunden vor Tharen traf ich mit einem liebenswürdigen Manne zusammen, mit dem ich zufälligerweise in ein Gespräch verwickelt wurde und der sich im Laufe der Unterhaltung als ein in Tharen ansässiger Arzt zu erkennen gab. Mir gefiel der Mann; und da ich Ruhe und allgemeine Pflege suchte, beschloß ich, mich seinen Händen anzuvertrauen. Wir wurden bald recht gute Freunde und durch ihn, theilweise dabei seinen ärztlichen Anordnungen folgend, machte ich einige Bekanntschaften, die mich nach und nach in ein lebhaftes Vergnügungsleben zogen, von dem ich vorher nicht eine Ahnung gehabt hatte.

Meine Vermögensumstände waren damals, wie ich bereits gesagt habe, nicht glänzend; aber da ich fest entschlossen war, nach China zurückzukehren und sicher war, daß es mir bei den von mir gesammelten Erfahrungen, auch unter ungünstigen Verhältnissen, an gut bezahlter Beschäftigung nicht fehlen würde, so konnte ich mit dem Gelde, das zu meiner sofortigen Verfügung stand, nach Gutdünken wirthschaften. Dies that ich, indem

ich mir ohne Leichtsinm und Verschwendung, aber auch ohne jedes Kargen, ein bequemes, allen äußeren Ansprüchen genügendes Leben einrichtete. Ich fühlte mich dazu um so mehr berechtigt, als ich meinen Aufenthalt in Europa wie einen durch zehnjähriges fortgesetztes Arbeiten wohlverdienten Feiertag betrachtete. Ich kann mir jetzt vorstellen, wie ich durch mein Auftreten den Eindruck eines reichen Mannes machen mußte. Ich sprach nie von meinen Verhältnissen, weil es nicht in meinem Character liegt, fremden Leuten daran Interesse zuzumuthen; ich machte keinen lauten, Aufsehen erregenden Aufwand, da mir alles Lärmen zuwider ist; aber ich miethete mir eine hübsche Wohnung, hielt mir ein gutes Pferd und gab mein Geld mit dem Vergnügen und der für den Werth desselben anscheinenden Gleichgültigkeit aus, mit der der Arbeiter am Sonntag mit seinen sauer erworbenen Sparpfennigen freigebig zu wirthschaften vermag. Daß mir dies in dem kleinen Badeorte den Zunamen „der Nabob“ verschaffte, kam mir erst später zu Ohren.

II.

Unter meinen neuen Bekanntschaften interessirte ich mich bald ganz besonders für die Familie Norman, die aus der Mutter und zwei Töchtern bestand. Die älteste Tochter, Johanna, mochte zwanzig alt sein und erschien mir außerordent-

lich schön. Frau von Norman war die Wittwe eines hohen Beamten, der ihre in bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, und gehörte der besten Gesellschaft an. Sie empfing mich mit großer Liebenswürdigkeit, lud mich ein, sie zu besuchen und erlaubte mir, nach einer kurzen Probezeit, mich wie einen Freund des Hauses zu betrachten.

Die Sitten und Gebräuche des ländlichen Badeortes gestatteten mir, Frau von Norman häufig zu besuchen. Außerdem traf ich sie und ihre Töchter auf der Promenade, an der Quelle, bei der Musik. Johanna gefiel mir sehr, und mit Niemand sprach ich so gerne wie mit ihr über meinen Aufenthalt in China. Sie schien ein lebhaftes Interesse an meinen Reisen und an meinem Aufenthalt in fremden Ländern zu nehmen. Sie richtete Fragen an mich, die ich gern und gut beantworten konnte, und hörte aufmerksam zu, wenn ich sprach. Ich fühlte mich, wenn ich mich mit ihr unterhielt, eine bessere und wichtigere Persönlichkeit, als in Gesellschaft anderer Leute. Sie machte auch von Zeit zu Zeit Bemerkungen, die in einer mir angenehmen Weise zeigten, daß sie eine gute Meinung von mir habe, und durch die sie mich in meinen eigenen Augen erhöhte. — Eines Tages, als ein vielgelesenes Buch in meiner Gegenwart kritisiert wurde, wandte sie sich zu mir und fragte mich, was ich von dem Buche denke. Ich mußte mit einiger Verlegenheit gestehen, daß ich es nicht kannte, daß ich überhaupt nur wenig gelesen hatte. „Ich habe Europa jung verlassen,“ sagte ich, „und habe seitdem immer viel arbeiten müssen, so daß mir nur wenig Zeit zum Lesen geblieben ist.“

„Arbeiten ist besser als Lesen“ erwiderte sie. „Arbeit bildet den Charakter, Lesen nur den Geist. Wir haben zu unserem Unglück zu viel geistreiche Leute und zu wenig Männer von Character.“

Ähnliche kleine Phrasen im Munde des jungen Mädchens gefielen mir sehr, obgleich ich mir einbilde, daß ich deren Werth nicht überschätzte. Ich war daran gewöhnt nachzudenken, aber ich hatte nur selten Gelegenheit gehabt, mich über allgemeine Gegenstände zu unterhalten, und es wurde mir häufig schwer den richtigen und concisen Ausdruck für meine Gedanken zu finden, sobald ich den festen Boden der einfachen Thatsachen verließ. Fräulein von Norman hingegen, von einer klugen Mutter erzogen und an den Umgang mit wohlunterrichteten und geistreichen Leuten gewöhnt, drückte sich immer mit großer Leichtigkeit und Eleganz aus und gab selbst alltäglichen Gedanken eine Form, die für mich den Reiz der Neuheit hatte und mich angenehm überraschte. Sie unterschied sich dadurch vollständig von meinen Freunden in China, die gewöhnlich viel zu thun und wenig zu sagen hatten, und in deren Munde eine hübsch abgerundete Phrase etwas ganz Außergewöhnliches war.

Wir haben im Osten eine Anzahl eigenthümlicher Redensarten, die hier zu geflügelten Worten geworden sind und deren wir uns täglich bedienen, während sie in Europa unbekannt sind und deshalb dort original erscheinen. Ich hatte in meinem kleinen Vocabulär einige dieser Worte und wandte sie ohne jede Affectation an, so oft sich die Gelegenheit dazu bot. Sie kennen wie ich die Redensart „das Leben ist zu kurz“, die man

hier häufig hört. Wir sagen: das Leben ist zu kurz, um langweilige Visiten* zu machen, zu kurz, um schlechte Cigarren zu rauchen, zu kurz, um Dieses oder Jenes zu thun, was uns nicht gefällt. — Fräulein von Norman hatte sich diese Lebensart zu eigen gemacht, und wandte sie häufig im Scherz an, wenn sie mich antraf.

„Wäre das Leben vielleicht zu kurz“, fragte sie mich, „um Ihnen zu gestatten, mit mir spazieren zu gehen?“ — Ach nein. Mein Leben war nicht zu kurz dazu. Ich fühlte schon damals, daß ich immer Zeit finden würde, Alles zu thun, was sie von mir verlangen möchte, und daß mein Leben mir nicht zu kurz erscheinen würde, um ihr davon zu geben, was sie davon nehmen wollte.

Eines Abends, als wir allein auf dem Balcon saßen, — die Mutter und die jüngere Schwester waren im Zimmer, — erwähnte ich im Laufe des Gesprächs, daß ich gegen Ende des Jahres nach China zurückzukehren beabsichtige.

„Was?“ rief sie, „Sie wollen Europa wieder verlassen?“

Ich sah sie verwundert an. Sie war aufgestanden und sichtlich erregt.

„Habe ich Ihnen vorher nie davon gesprochen?“ fragte ich. — „Ich bin hier nur auf einer Ferienreise“, setzte ich hinzu, „und im nächsten Jahre muß ich wieder zu arbeiten anfangen.“

„Davon haben sie noch nie gesprochen“, sagte sie. „Ich vermuthete, Sie würden nun unter uns leben. — Wie lange werden Sie in China bleiben?“

Sie fragte dies mit einer Stimme, deren Bewegung sie nicht verbergen konnte, und sie blickte mich an, wie ich vorher nie angesehen worden war. Mir ward eigenthümlich zu Muth; der Athem stockte mir und ich konnte nicht sprechen; aber ich konnte auch meinen Blick von den schönen blauen Augen nicht abwenden, die traurig und klagend auf mir ruhten.

„Johanna,“ flüsterte ich endlich. Sie erhob sich schnell und ging in das Zimmer.

Während der folgenden Tage vermied sie sorgfältig mit mir allein zu sein; aber ihrem Blicke begegnete ich oft, ihrem Blicke, der schüchtern bat und traurig klagte und mich alles Andere als sie vergessen ließ. —

Die Badesaison nahte ihrem Ende; eines Tages kündigte mir Frau Norman an, daß sie nun, an einem bestimmten Tage, nach Paris, ihrem bleibenden Wohnsitz, zurückkehren würde. —

„Wir sehen sie jedenfalls dort“, sagte sie; „Sie sind uns ein werther Freund geworden und ich beabsichtige durchaus nicht, nachdem sie uns hier so treu gedient haben, Ihnen Ihre ganze Freiheit zu lassen. Sie müssen sich verpflichten, nun auch in Paris regelmäßiger Gast unseres Hauses zu werden.“

Ich brachte mit Mühe einige Worte des Dankes hervor; ich wollte etwas über meine eigenen Pläne und über meine Abreise nach China hinzuzufügen, aber es kam mir auf einmal vor, als ob ich dadurch ein Geheimniß, auf das ich sie früher hätte vorbereiten sollen, offenbaren würde, und ich schwieg verlegen und befangen. Sie sah mich aufmerksam und etwas be-

fremdet, aber immer noch sehr freundlich an, als erwarte sie mehr von mir zu hören; als ich noch immer schwieg, fuhr sie unbefangen fort: „Nun, jedenfalls sind Sie noch während vier Tage unser Slave; und wenn Sie uns zur Eisenbahn bringen, werden wir über die Länge des Ihnen zu ertheilenden Urlaubes berathen.“

Sohanna, die bald darauf ins Zimmer trat, sah bleich und angegriffen aus. Wenn ich ihr dort in Gegenwart der Mutter gesagt hätte: „Komm und sei mein Weib“, so hätte sie „Ja“ geantwortet.

Weshalb that ich dies nicht? Ich bin mir selbst darüber nicht recht klar. Ich schwieg wohl hauptsächlich aus Liebe, aus Schüchternheit und auch aus Ehrlichkeit. Es war mir jetzt klar geworden, daß ich, ohne es zu wollen, den Leuten eine falsche Idee von meinen Vermögensverhältnissen gegeben hatte; ich wußte auch, daß Sohanna in China, als meine Frau, ein ganz anderes, viel traurigeres Leben führen würde als das, woran sie stets gewöhnt worden war. Ich fürchtete mich vor möglichen, ungerechten, aber dennoch berechtigten Vorwürfen. Ich bedauerte, wie nie zuvor, nicht ein reicher Mann zu sein — und schwieg.

Der letzte Abend unseres Zusammenseins in Tharen kam. Als ich in das Zimmer trat, wo ich die einzig glücklichen Wochen meines Lebens verbracht hatte, trat mir Sohanna allein entgegen.

Ihre Mutter und Schwester waren ausgegangen, um Ab-

schiedsvisiten zu machen; sie war zu Hause geblieben, um etwaige Besuche zu empfangen.

Ich bemerkte sofort, daß die vielen eleganten Kleinigkeiten, mit denen das Zimmer seither geschmückt gewesen, verschwunden waren. Der Tisch, der immer mit Büchern, Zeitschriften und Photographien bedeckt gewesen war, stand leer und kahl. Die geschmacklose, bunte Decke, die darüber lag, fiel mir unangenehm auf. Das ganze Zimmer, in dem es sonst so heimisch gewesen war, sah öde und kalt aus. Ich fühlte mich darin beflommen. Auch Johanna, in einem dunkeln Reijekleide, das ich vorher noch nicht gesehen, kam mir ernst, feierlich und fremd vor.

„Kommen Sie auf den Balcon“, sagte ich, „hier sieht es gar zu traurig aus.“ Sie schritt, ohne ein Wort zu sagen, langsam voran und ich folgte ihr.

Es war eine stille, laue Sommernacht. Die Straße zu unsern Füßen war leer. Aus der Ferne tönte der klagende Schrei eines Nachtvogels; ich hörte das dumpfe Brausen des Windes in den alten Bäumen des Parks und ich hörte deutlich das Schlagen meines Herzens. Ich fühlte, daß sich mein Leben entscheiden würde; tausend wirre Gedanken zogen durch mein Gehirn. Ich vergaß die Zukunft und die Vergangenheit, um nur in der Gegenwart zu leben, in der Nähe des Mädchens, das ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebte, und die mich alles Andere vergessen machte.

Wir standen lange stumm nebeneinander; aber da wandte sie sich halb zu mir, und bei dem matten Schein, der aus dem

Zimmer drang, sah ich ihr bleiches Gesicht naß mit Thränen. Ich faßte ihre kalte, kleine Hand. Ich wußte auf einmal, daß sie mich liebte, und weiter kümmerte mich Nichts mehr. „Johanna“, rief ich leise, „weshalb weinst Du?“ — Sie barg ihren Kopf an meiner Schulter und weinte noch heftiger: „Ach Gott, was soll aus mir werden, wenn ich Dich nicht mehr sehe; — Heinrich, Heinrich, verlaß mich nicht.“ —

Das Herz war mir zum Zerspringen voll; ich weiß nicht mehr, was ich sagte; ich kann nicht beschreiben, was ich empfand. Aber Johanna beruhigte sich endlich; sie hielt meine rechte Hand zwischen ihren beiden Händen und schmiegte sich zutraulich an mich; ihre wunderschönen, braunen Augen leuchteten in Liebe, Hingebung, Vertrauen und Freude. O, der Blick eines liebenden Mädchens! Wer kann ihn beschreiben, und wer, auf dem er je geruht, kann ihn je vergessen! — „Sprich“, sagte sie, „sprich.“

Ich war wieder Meister meiner selbst geworden, und in wenigen Worten setzte ich ihr meine Lage auseinander. Ich sagte ihr, daß mir meine Vermögensverhältnisse nicht gestatten, mich jetzt bereits in Europa niederzulassen, daß ich, um dies thun zu können, noch einige Jahre nach China zurückkehren müßte, daß ich ihr ein zu großes Opfer auferlegen würde, wenn ich heute von ihr verlangte, mich als Gattin dorthin zu begleiten, aber daß ich nun, mit einem schönen Ziel vor Augen, mit neuer Kraft und Lust arbeiten werde und von einem baldigen und vollständigen Erfolge überzeugt sei.

Sie hörte mir lächelnd, anscheinend aufmerksam, zu; ich

glaube jedoch, sie verstand mich kaum. Sie unterbrach mich mehrere Male: „Wie gut Du bist, mir dies Alles zu sagen; ich habe ja gar kein Recht, es zu wissen; ich will ja nur hören, daß Du mich liebst. - Ich bin recht elend gewesen seit dem Abend, wo Du mir sagtest, daß Du uns verlassen würdest. Jetzt bin ich glücklich.“

Aber mir war das Herz leicht, denn ich hatte ihr nun die ganze Wahrheit gesagt; und freudig und stolz drückte ich sie an meine Brust. — „Der Mutter schreibe ich morgen“, sagte ich. „Heute wäre es mir unmöglich, ruhig mit ihr zu sprechen.“

„Du weißt Alles am besten,“ antwortete sie; „thu, was Du willst.“

Ich eilte nach Hause. Das Blut brannte mir in den Adern; ich war wie im Fieber, und in dieser aufgeregten Stimmung setzte ich mich nieder und verfaßte einen langen Brief an Frau von Norman. Dann schrieb ich ihn sorgfältig ab, damit er ohne Mühe gelesen und verstanden werden möge. Ich war mir keiner schlechten Absichten bewußt, und wollte klar und deutlich sagen, was ich zu sagen hatte. Ich habe den Brief, in der zuerst gemachten Aufsetzung oft durchgelesen. Es war der Brief eines ehrlichen, liebenden Mannes und ich kann nicht bereuen, ihn geschrieben zu haben.

Der junge Tag dämmerte schon in mein Zimmer, als ich die Feder endlich bei Seite legte. Aber an Schlaf war nicht zu denken. Ich ging im Zimmer auf und ab und wiederholte im Geiste, was ich Johanna gesagt und was sie mir geantwortet

hatte. Dann zog ich mich um und ging nach der Eisenbahn, um von meinen Freunden Abschied zu nehmen.

Ich hatte dort ziemlich lange zu warten, denn ich war viel zu früh gekommen. Der Wartesaal füllte sich langsam; zur rechten Zeit erschien der Diener von Frau von Norman mit dem Gepäck, und bald darauf erkannte ich am äußersten Ende der Straße die schlanke Gestalt der Geliebten. Das Blut stockte mir einen Augenblick und ich fühlte, daß ich todtensbleich wurde. Ich hatte damals ein warmes liebendes Herz. Ruhigere Leute werden meine Schwäche kaum verstehen.

Frau von Norman begrüßte mich mit gewöhnlicher Freundlichkeit, doch schien es mir, als wäre sie etwas befangen. Ich wollte Johanna fragen, ob sie mit ihrer Mutter gesprochen habe, aber ich fand keine Gelegenheit dazu. Viele Freunde und Bekannte hatten sich eingefunden, um von der Familie Norman Abschied zu nehmen, und Johanna war unausgesetzt in Anspruch genommen. Sie schien frohen Muthes, und sie lachte und sprach lauter als gewöhnlich. Ihrem Blicke begegnete ich häufig, und was ich darin las, beruhigte mich. Als ich ihr die Hand zum Abschied drückte, sagte sie mir schnell und leise: „Alles ist gut.“ — Und doch war mein Herz beklommen, ich wußte nicht warum.

Mit Frau von Norman konnte ich ebenfalls nur wenige Worte wechseln. „Wir hoffen bald von Ihnen zu hören und Sie bald wiederzusehen,“ sagte sie. — Nach wenigen Minuten war Alles um mich her still geworden und ich stand allein auf dem Bahnhofe. Ich ging langsam nach der Post, um den

Brief an Fran von Norman zu besorgen. Als ich ihn in den Briefkasten gleiten sah, sagte ich leise: „Gott gebe mir einen günstigen Bescheid.“

Die Antwort, die ich mir nach Tharen erbeten hatte, ließ einen Tag auf sich warten. Als ich sie endlich in meinen zitternden Händen hielt, klopfte mir das Herz gewaltig. Ich riß das Couvert auf, und las die Ueberschrift: „Lieber, werther Freund“, dann die Unterschrift: „Ihre aufrichtige Freundin.“ In einigen Secunden hatte ich den Inhalt des vier Seiten langen Briefes erfaßt, ohne eigentlich eine Zeile gelesen zu haben. — Ich wußte, daß mein Gesuch abgeschlagen war. — Ich ging einige Male im Zimmer rasch auf und ab; ich versuchte es, mir eine Cigarre anzustecken, gleichsam als wolle ich mir damit den Beweis geben, daß nichts Ungewöhnliches vorgefallen, daß ich ganz ruhig sei. Aber ich war nicht ruhig. Der Spiegel, vor dem ich mit dem brennenden Schwefelholze stand und in den ich unwillkürlich blickte, zeigte mir ein Gesicht, das mich wie das eines Fremden in furchtbarer Aufregung anstarrte.

Ich setzte mich endlich, und las den Brief von Anfang bis zu Ende durch. Es war der Brief einer guten, vorsichtigen Mutter. Sie ließ mir mehr als Gerechtigkeit widerfahren, sie schrieb, daß mein Antrag ihre Tochter ehre, und daß sie, die Mutter, stolz darauf sei und mir danke; „aber“, fuhr sie fort, „die heiligen, ernstesten Pflichten, die mir obliegen, verbieten mir Ihren Antrag anzunehmen oder auch nur zu ermuntern. Sie sind zehn Jahre älter als Johanna, und diese befindet sich in einem Alter, in dem eine baldige Verheirathung für sie, sowie

auch für ihren künftigen Gatten wünschenswerth wird. Es liegt nicht in meiner Absicht, meiner Tochter einen Zwang irgend einer Art aufzuerlegen. Sie wird nur den Mann heirathen, dem sie ihr ganzes Herz geben und dem sie sich gern anvertrauen will. Aber um ihr diese volle Freiheit, die auch Sie für sie beanspruchen, zu sichern, muß ich mich gegen eine vorzeitige Verlobung verwahren. Sie wollen noch mehrere Monate in Europa bleiben und Sie nehmen an, daß Ihr Aufenthalt in China ein dreijähriger sein werde. Johanna würde demnach, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, beinah vier Jahre als Ihre verlobte Braut auf sie warten müssen. Dies ist eine lange Frist, während der Ihre Gefühle sowohl wie die meiner Tochter sich ganz verändern können. Sie halten dies heute für unmöglich und dies schöne Vertrauen ehrt Sie; aber als Mutter, als die Ältere und Rühigere, denke ich anders und muß mein geliebtes Kind gegen jede Möglichkeit bewahren, ein gegebenes Wort zu brechen oder zu bereuen. Ich bitte Sie also dringend, Ihre Bewerbung vorläufig ganz fallen zu lassen; ich muß sogar weiter gehen, ich muß es Ihnen zur Ehrenpflicht machen, dieselbe meiner Tochter gegenüber in keiner Weise zu verfolgen. Nur unter dieser Bedingung, die Sie, wenn nicht heute, gewiß später, vollständig berechtigt finden werden, kann ich mit Ruhe und Vergnügen einer Nichtunterbrechung unserer so angenehmen, freundschaftlichen Verbindung entgegensehen."

Der Brief schloß: „Meine Tochter ist frei und soll bis zu ihrer Verheirathung frei bleiben. Wenn Sie in vier Jahren nach Europa zurückkehren, wenn die Verhältnisse meiner Tochter

sich bis dahin nicht geändert haben, und wenn Ihre Gefühle für sie dann noch dieselben sind, so will ich Ihren Antrag mit Freuden und voll Vertrauen befürworten und Sie, wenn Ihre Bewerbung von meiner Tochter angenommen wird, als einen lieben Sohn willkommen heißen. Heute sage ich Ihnen, werther Freund, traurigen Herzens Lebewohl. Meine besten Wünsche für Ihr Wohl begleiten Sie. Ihre aufrichtige Freundin Louise von Norman."

Ich blieb noch zwei Wochen in Tharen. Alles erschien mir dort gänzlich umgewandelt. Die Saison war vorüber; die Badegäste entfernten sich; die Straßen wurden leer; die Blumen im Kurgarten waren verwelkt; und in den Parkanlagen, in denen ich fröhliche, laute Gesellschaft anzutreffen pflegte, war es einsam und still. Ich ging wieder durch die großen, schönen Alleen, die ich so oft mit Johanna durchschritten hatte. Damals schien die Sonne und die Vögel sangen; und ich wußte nun erst, wie glücklich ich gewesen war. Jetzt schüttelte der Herbstwind die dürrn Blätter von den Bäumen, die Vögel waren gen Süden gezogen, und ein grauer, niedriger Himmel lag ohne Versprechen schönerer Tage über der traurigen Landschaft. Ich fühlte mich krank und verlassen. Des Abends zog es mich nach der Straße, wo Johanna gewohnt hatte. Dort stand ich dem dunkeln, todten Hause gegenüber, in dem ich einst Licht und Leben gefunden hatte. Die Fenster waren verschlossen, der Balcon, auf dem ich zwischen Blumen neben ihr gestanden hatte, war leer. Ich blieb dort stundenlang und kann meinen Schmerz nicht beschreiben. Derjenige nur, der verödet und kalt den Ort

wiedergesehen hat, an dem ihm erstlehtes und nun entrißenes Glück einst gelächelt, kann mich verstehen.

Nach vierzehn Tagen begab ich mich nach Paris, und mietete mich dort in einem kleinen Hause, in der unmittelbaren Nähe der Wohnung von Frau v. Norman, ein. Dort versteckte ich mich wie ein Verbrecher, und den ganzen Tag am Fenster spähend, beobachtete ich das Haus, das mir das Liebste barg.

Ich sah Johanna täglich aus- und eingehen. Sie schien mir in keiner Weise verändert; sie war weder traurig noch heiter. Ich fühlte, als ob mir dadurch ein Unrecht geschehe, und versank in förmliche Schwermuth. Ich folgte ihr häufig, ohne es je zu wagen, mich ihr zu nähern, und in fortwährender Besorgniß, von ihr gesehen zu werden. Diese Spaziergänge waren eine Qual für mich, und wenn ich mich nach denselben wieder in meinem Zimmer befand, schalt ich mich, in meinen Jahren noch ein solcher Narr zu sein. Aber am nächsten Tage folgte ich ihr doch wieder. Ich verlor darüber allen Muth und alle Selbstachtung.

Eines Abends, als ich zwecklos auf den Boulevards umherirrte, traf ich plötzlich mit Stratton, einem alten Freunde aus Canton, zusammen. Er nahm meinen Arm, zog mich in ein Café, richtete hundert Fragen über gemeinschaftliche Bekannte aus China an mich und erzählte mir von seinen Geschäften und Vergnügungen. Aber plötzlich hielt er inmitten eines Satzes inne, schob seinen Stuhl etwas zurück und beugte sich vorwärts, um mich genau zu betrachten.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er. „Sind Sie krank gewesen? Sie sehen schlecht aus.“

„Ich bin etwas angegriffen“, antwortete ich, „ich finde das Leben hier anders, als ich erwartet hatte“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und stockte.

Stratton wartete einen Augenblick. Dann sagte er: „Wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, was Sie mir nicht anvertrauen wollen, so behalten Sie es in Gottes Namen für sich. Aber vergessen Sie nicht Phermet, daß wir gute und schlechte Tage zusammen gesehen haben und daß ich mich als Ihr Freund betrachte. Wenn ich Ihnen in irgend einer Weise nützen kann, so verfügen Sie über mich. Alte Chinesen müssen sich unter einander beistehen, und Sie können in jedem Falle auf mich rechnen.“

Ich nickte ihm dankend zu, aber ich mochte nicht sprechen. Ich fühlte mich sehr schwach und ich glaube meine Augen wurden feucht. „Alter Mann“, fuhr Stratton zutraulich fort, „kommen Sie mit herüber nach England. Mein Bruder hat dort einen hübschen Landsitz und hat mich zur Jagd eingeladen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie ein willkommener Gast in seinem Hause sein sollen. Ich kann Ihnen ein Pferd leihen, das mit Ihrem Gewichte fliegen würde. Kommen Sie! Ein scharfer Ritt über Gräben und Bäume ist ein ganz probates Mittel gegen Melancholie.“

Ich fühlte mich nicht aufgelegt, das Gespräch fortzusetzen. Um es abzubrechen, antwortete ich, daß ich mich frei machen wollte und daß er in wenigen Tagen in England von mir hören würde. Darüber trennten wir uns.

Das Zusammentreffen mit Stratton that mir wohl. Ich verstand endlich, daß es hohe Zeit sei, dem elenden Leben, das ich in Paris führte, ein Ende zu machen. Ich ermannete mich und reiste nach England ab. Dort fand ich vielerlei Beschäftigung, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und meine Gedanken, von Zeit zu Zeit, von Johanna und von meinem Kummer ablenkte. Stratton, mit dem ich viel zusammen war, schlug mir vor, in sein Haus einzutreten und die Leitung seines großen Geschäftes in Schanghai zu übernehmen. Ich willigte ein und lud dadurch Verpflichtungen auf mich, deren Erfüllung einen großen Theil meiner Zeit beanspruchte. Die Arbeit gab mir wieder etwas Frieden. Meine Traurigkeit ließ nach und Hoffnung kehrte wieder bei mir ein. „Ich habe gar keinen Grund zu verzweifeln“, sagte ich mir, „Johanna hat mir ihre Liebe versprochen, und ihre Mutter kann daran glücklicherweise nichts ändern. Vor Gott ist sie meine Braut, und sie wird mir treu bleiben.“ Und ich dachte an ihre großen, treuen Augen und meinte, sie könnten nicht lügen. Ich schrieb an Frau von Norman. Ich entschuldigte mein langes Schweigen durch die Gemüthserregung, in die mich ihr letzter Brief versetzt hatte; ich unterwarf mich den Bedingungen, unter denen sie eine Fortsetzung meines Verhältnisses zu ihrer Familie gestattet hatte. Dann zeigte ich an, daß ich mich entschlossen habe, vor der ursprünglich von mir festgesetzten Frist nach China zurückzukehren und bat um die Erlaubniß, sie vor meiner nahe bevorstehenden Abreise noch einmal zu besuchen.

Die umgehende Post brachte mir die freundlichste Antwort. Meines Verhältnisses mit Johanna war darin mit keinem Worte erwähnt. Frau von Norman schrieb mir, daß sie und die Kinder — die mich herzlich grüßen ließen — es mir nicht verzeihen würden, wenn ich, ohne ihnen Adieu gesagt zu haben, Europa verlasse.

Nachdem ich noch einen Monat in London in fieberhafter Thätigkeit verbracht, und während dieser Zeit mehrere freundschaftliche Briefe mit Frau von Norman gewechselt, konnte ich ihr endlich eines Tages anzeigen, daß ich am 23. November in Paris eintreffen, mich dort zwei Tage aufhalten, und dann am 26. November, von Marseille über Suez, nach China abreisen würde.

Ich traf am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde in Paris ein. Frau von Norman erwartete mich am Bahnhofe. Sie drückte mir herzlich und bedeutungsvoll die Hand.

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie gekommen sind“, sagte sie. „Ich sehe darin den Beweis, daß Sie meine Handlungsweise billigen.“ Dies war die einzige Anspielung auf das seit unserer Trennung in Tharen Vorgesallene. Sie lenkte sodann das Gespräch mit solcher Bestimmtheit auf andere Gegenstände, daß es mir klar wurde, sie handle nach einem vorgefaßten, wohlüberlegten Plane. Da sie vollkommen berechtigt war, mein Kommen als eine unbedingte Unterwerfung unter ihre Entscheidung zu betrachten, so mußte ich es ihr überlassen, das Gespräch nach ihrem Ermessen zu leiten.

Ich stieg diesmal in einem der großen Hôtels der Rue de

la Paix ab und begab mich am Abend zu Frau von Norman. Johanna wurde todtenbleich, als ich in das Zimmer trat und rührte sich nicht vom Stuhle, auf dem sie saß. Als ich ihr guten Abend bot, hielt sie meine Hand eine Secunde fest und drückte sie heftig. Ihre Stimme, als sie mit mir sprach, hatte einen eigenthümlichen, fremden Klang. Ihre Augen verließen mich nicht, und oftmals traf ich den fragenden, gewissermaßen herausfordernden Blick. Die Anwesenheit der Mutter und Schwester kümmerte sie nicht. Fast schien es mir, als ob sie ein Uebereinkommen mit der Mutter getroffen habe, wonach diese ihr gestattet hatte, mich an diesem letzten Abend nach eigenem Gutdünken und Gefühle zu empfangen. Ihr ganzes Wesen zeigte, daß sie gegen eine große, innere Erregung kämpfe und daß ihre äußere Ruhe an einem Fädchen hänge, das in jedem Augenblicke zerreißen könne. Frau von Norman schien den peinlichen Auftritt, den dies zur Folge gehabt haben würde, um jeden Preis vermeiden zu wollen und ließ es sich angelegen sein, ihrer Tochter in keiner Weise entgegenzutreten. Sie betonte in ihrer Unterhaltung mit mir das Fortbestehen unserer Verbindung. Sie schrieb sich meine Adresse in China genau auf, sie notirte die Daten, an denen Briefe in Paris aufgegeben werden mußten, um den Postdampfer in Marseille nicht zu verfehlen. Aber sobald Johanna sprach, schwieg die Mutter, augenscheinlich entschlossen, der Tochter unter ihren Augen freies Spiel zu lassen und sie in keiner Weise zu reizen. Die jüngere Schwester Johanna's saß stumm und verlegen da.

Im Laufe des Abends machte es Johanna möglich, von der

Mutter unbemerkt, einen Zettel in meine Hand zu schieben. Von dem Augenblicke an hatte ich keine Ruhe mehr. Nach wenigen Minuten erhob ich mich, um mich zu empfehlen. Frau von Norman und ihre jüngere Tochter waren gleichzeitig mit mir aufgestanden. Johanna blieb sitzen und ihr bleiches Gesicht wurde noch bleicher. Ich drückte Frau von Norman und der Schwester Johanna's die Hand. Dann näherte ich mich dieser. Sie erhob sich langsam, und sich mit der linken Hand auf den Tisch stützend, reichte sie mir die rechte: „Leben Sie wohl,“ — sagte sie langsam, „auf Wiedersehen — vergessen Sie mich nicht.“ Ich konnte mich nur stumm verbeugen.

Sobald ich das Zimmer verlassen, beim Scheine der Gasflamme, die die Treppe erleuchtete, las ich den Brief, den Johanna mir gegeben. Er enthielt nur wenige Zeilen. Sie schrieb mir, sie wisse Alles, was zwischen mir und ihrer Mutter vorgegangen sei, sie bat mich, ihrer Mutter nicht zu zürnen und ihr, Johanna, meine Liebe zu bewahren. „Ich bleibe Dir treu“, endete sie, „ich liebe nur Dich und kann nur Dich lieben; und in drei Jahren oder in dreißig Jahren, so lange ich lebe, sobald Du sagst: komm zu mir, folge ich Dir. Möge der Gedanke an mich, die Dich liebt, Deine Kraft und Deinen Muth noch vergrößern; möge er Dir die Arbeit, die Du meinetwillen unternimmst, erleichtern und Dir helfen, das Ziel, welches Du Dir vorgesteckt hast, und an dem mein ganzes Lebensglück hängt, bald, ach bald, zu erreichen. Und liebe mich, wie ich Dich immer lieben werde.“ Sie hatte den Brief mit ihrem vollen Namen gezeichnet: „Johanna von Norman.“

Ich habe den Brief aufgehoben — ich besitze ihn noch heute. Ich habe ihn wohl tausendmal gelesen und ich lese ihn noch manchmal. Ich kenne jedes Wort, jeden Buchstaben darin; ich habe ihn in jeder Weise zu deuten gesucht, aber ich habe nichts darin finden können, als den offenen Ausdruck vollkommener Liebe und Hingebung eines edlen Wesens.

Am nächsten Morgen verließ ich Paris. Bis zum letzten Augenblicke erwartete ich, daß mir Johanna noch ein Lebenszeichen geben werde. Ich sagte mir, daß diese Hoffnung eine unsinnige sei, — aber dennoch hoffte ich. Als ich bereits im Eisenbahnwagen saß, spähte ich noch, ob ich sie auf dem Bahnhofe erblicken werde. Ich sah nichts mehr von ihr.

III.

Die Reise von Marseille bis nach Schanghai, meinem Bestimmungsorte, dauerte achtundvierzig Tage und interessirte mich nur wenig. Ich hatte Malta und Egypten, Aken, Ceylon und Singapore bereits zweimal gesehen; und Araber, Neger und Indier waren mir jetzt Alle gleichgültig. Ich machte auch keine Bekanntschaften auf den Dampfschiffen und langte endlich müde und gelangweilt in China an. Von Hongkong aus schrieb ich zum ersten Male an Frau von Norman. Mein Brief war die Beschreibung meiner Reise; der Tochter wagte

ich nur in einem Gruße am Ende des Briefes zu gedenken.

In Schanghai fand ich vollauf zu thun: aber Arbeit war jetzt mein einziges Vergnügen, meine einzige Erholung. Ich hatte nur einen Zweck im Auge: rasch Geld zu verdienen, um bald nach Europa zurückkehren zu können. — Wenn ein entschlossener Mann, wie ich es damals war, nur eine Sache wirklich will, wenn er Alles, was seinem Zwecke fremd ist, als Nebenache zu betrachten den Muth hat, so ist es selten, daß er sein Ziel nicht erreicht. Meine Bestrebungen waren von raschem und großem Erfolge gekrönt: mit jeder Post konnte ich Frau von Norman günstige Berichte über den Gang meiner Geschäfte ertheilen; und mit ziemlicher Regelmäßigkeit, obgleich nicht so häufig wie ich schrieb, empfing ich freundliche Briefe von ihr. Sie wünschte mir Glück zu meinen Erfolgen, für die sie sich lebhaft zu interessiren schien; sie gab mir freundliche, mütterliche Rathschläge: ich solle meine Gesundheit schonen, ich solle mich nicht überarbeiten, ich solle vorsichtig handeln und mich nicht der Gefahr aussetzen, mit einem Schlage zu verlieren, was ich so mühselig erworben habe. Ein jeder ihrer Briefe enthielt einige Worte über ihre Töchter. Es waren jedesmal dieselben Worte: „Meine Töchter befinden sich wohl; sie bewahren Ihnen ein freundliches Andenken und senden Ihnen herzliche Grüße.“ Ich las diese Zeilen immer mit besonderer Aufmerksamkeit und bemühte mich, einen verborgenen Sinn in denselben zu entdecken: „Meine Töchter bewahren Ihnen ein freundliches Andenken“ —

d. h. „Johanna hat Nichts vergessen, sie wird ihr Versprechen halten; ich kann mich ganz auf sie verlassen.“ — Die Liebe verlangt Viel und begnügt sich mit Wenigem. — Von Johanna selbst hörte ich während dieser Zeit Nichts. Manchmal plagte mich dieser Gedanke; aber dann versuchte ich, mich damit zu trösten, daß ich mir sagte, die Mutter habe ihr wahrscheinlich das Versprechen abgezwungen, mir nicht zu schreiben. Und damit beruhigte ich mich. Ich war meiner Treue so sicher, daß es mir schwer wurde an die Untreue der Geliebten zu glauben.

Meine Arbeiten nahmen unterdessen ihren ungestörten Fortgang. Meine Nachbarn sprachen mit Achtung und nicht ohne Neid von meinen erfolgreichen Bestrebungen. Nach Verlauf von zwei Jahren sah ich mich im Besitze eines nicht unbedeutenden Vermögens. Im dritten Jahre debütirte ich mit dem besten Geschäfte, das seit Jahren in China gemacht worden war und das mein Capital, in wenigen Monaten, mehr als verdoppelte. Ich war nun ein reicher Mann; ich war reicher als ich es je gehofft hatte, zu werden. — Von dem Gefühl inniger Befriedigung, mit dem ich die vom Buchhalter sauber ausgeschriebene Bilanz über sah, kann ich kaum eine Beschreibung machen. Ich labte mich an den großen, schönen Ziffern, die mit mathematischer Genauigkeit constatirten, daß ich nun meinen Zweck erreicht hatte; wie ein Geizhals hätte ich mein Vermögen in Gold vor mir sehen und das Gold lieblosen mögen. In meinem ursprünglichen Vorhaben, baldmöglichst nach Europa zurückzukehren, hatte ich nie gewankt. Jetzt durfte ich nun an

eine sofortige Ausführung meines Planes denken. Es handelte sich nur noch darum, die wenigen laufenden Geschäfte rasch abzuwickeln oder ihnen, wo dies nicht möglich war, eine Form zu geben, welche mir gestattete ihre Erledigung ruhig einem Andern überlassen zu können. Ich rechnete, daß ich dazu drei Monate gebrauchen würde. Wir waren im Monat März; im Juni oder Juli, spätestens im Monat August, konnte ich dann China verlassen, und im October, gerade drei Jahre nach meiner Abreise von Europa, durfte ich mit Sicherheit hoffen, dort wieder einzutreffen. Ich setzte mich nieder um Frau von Norman diese Nachricht sofort zu geben. Ich hatte während der letzten sechs Wochen wie im Fieber gelebt; und zum ersten Male seit meiner Ankunft in China hatte ich, während eines ganzen Monates, nicht nach Paris geschrieben. Als ich die Copie meines letzten Briefes durchlas, fiel es mir auf, daß derselbe damals bereits auf einen vier Wochen alten Brief, als auf die letzten von Frau von Norman erhaltenen Nachrichten, hinwies. Ein Monat war seitdem so rasch hingeflogen, daß ich dies vergessen hatte. Jetzt fühlte ich mich durch diesen Umstand etwas beunruhigt, denn Frau von Norman hatte mir öfters zweimal, immer aber wenigstens einmal in jedem Monat geschrieben; und jetzt war ich seit acht Wochen ohne Nachricht von ihr. Ich las den letzten Brief, den ich von ihr erhalten, noch einmal. Derselbe enthielt nichts, was mich hätte beunruhigen oder beruhigen können. Er war Ende December geschrieben und brachte mir Glückwünsche für das neue Jahr. „Meine Kinder“, hieß es wieder darin, „sind wohl und grüßen Sie herzlich.“ — Dann

war noch von einigen Festpartieen die Rede, namentlich von einem großen Ball, auf dem ein königlicher Prinz die zweite, achtzehnjährige Tochter, der Frau von Norman besonders ausgezeichnet hatte. Von Johanna wurde gar nicht gesprochen. Ich legte den Brief verstimmt bei Seite und schrieb selbst nur wenige Zeilen, in denen ich meine bestimmte Ankunst zum nächsten Herbst anzeigte und mir vorbehielt, das genaue Datum meiner Abreise von Schanghai in einem spätern Briefe mitzutheilen.

Auch die nächste Post brachte mir keine Nachrichten aus Paris. Jetzt war ich wirklich beunruhigt, und die vierzehn Tage, die bis zur Ankunst einer andern Post verstreichen mußten, schienen mir entsetzlich lang. Aber ich war eben nur ungeduldig. Zu ernsthaften Befürchtungen lag kein Grund vor. Der letzte Brief von Frau von Norman war so herzlich und freundlich, wie alle ihre Briefe es seit zwei Jahren gewesen waren.

Eines Morgens kam mein chinesisches Bedienter früh in mein Zimmer und zeigte mir an, daß das Postdampfschiff als soeben in Woosung angekommen signalisirt sei und in zwei Stunden in Schanghai erwartet werde.

Ich sprang aus dem Bette, zog mich, als ob ich keine Minute zu verlieren hätte, in großer Hast an, ließ mir ein Pferd satteln und ritt, dem Whampoafuß entlang, dem Dampfschiffe entgegen. Es war ein herrlicher Morgen, und ich fühlte mich frisch und stark. Mein kleiner, muthiger Poney sprang lustig über Hecken und Gräben und schien wie ich froher guter Laune.

„Wenn wir heute jagten, sagte ich und klopfte ihm den kurzen trockigen Nacken, „so würden wir nicht unter den Letzten sein.“ Er schien mich zu verstehen und sich meines Lobes werth zeigen zu wollen, und wie im Fluge jagten wir über die Ebene. Ich habe seitdem nicht wieder einen so schönen Ritt gemacht.

Endlich sah ich das Dampfschiff stolz und stark, die schnelle Ebbe bekämpfend, herannahen. Ich musterte es einen Augenblick. Am Hauptmaste flatterte die rothe Flagge mit dem goldenen Anker, Signal, daß das Schiff die europäische Post am Bord habe. Ich machte Kehrt und ritt nach Hause zurück.

Die Stunde, die noch vergehen mußte, bis die Briefe ausgegeben werden konnten, schien kein Ende nehmen zu wollen. Ich wanderte wie ein unstäter Geist von Stube zu Stube. Endlich brachte der chinesische Comptoirdiener den ersten Theil der Briefausgabe. Ich ließ die Couverts rasch durch meine Hände gleiten; der so sehnlichst erwartete Brief fehlte noch. Ich hatte mich an einen Schreibtisch niedergesetzt und fing an, die angekommenen Briefe in systematischer Reihenfolge zu öffnen und zu lesen.

Stern, mein Buchhalter, ein alter Freund und Mitarbeiter, vor dem ich kein Geschäftsgeheimniß hatte, kam aus dem Comptoir und setzte sich, einem gewöhnlichen Gebrauche folgend, an einen kleinen Tisch hinter meinem Schreibpulte, um dort die von mir gelesenen und anotirten Briefe selbst zu lesen und deren Erledigung, wo es nöthig war, sofort mit mir zu besprechen.

Der Bote brachte die zweite Auflage der Postausgabe. Gleich

unter den ersten Briefen erkannte ich auf einem Couvert die große, schöne Handschrift der Frau von Normann. Stern war zu mir getreten und wollte eine Bemerkung über einen soeben von ihm gelesenen Brief machen. Ich hörte ihm mechanisch zu, aber ich verstand kein Wort von dem, was er sprach. „Bitte, einen Augenblick, lieber Stern“, sagte ich, „ich möchte ein paar Privatbriefe lesen.“ Der Buchhalter nahm ruhig die vor mir liegenden, bereits von mir gelesenen Briefe und setzte sich wieder auf seinen Platz hinter meinem Pulte, dessen hoher Rücken mich vor ihm verbarg.

Sobald ich Frau v. Normans Brief eröffnet hatte, fühlte ich, daß er mir eine Unglücksbotschaft brachte. Mein Auge flog über die Zeilen; die klare feste Handschrift zeigte mir auf den ersten Blick, was ich suchte: Johanna — Verlobung — Herr v. Eijsaye. Mehr sah ich nicht. Es wurde mir dunkel vor den Augen. Aber ich kam sofort wieder zu mir. — In dem kleinen Zimmer, in dem ich mich befand, herrschte tiefe Stille. Ich hörte wie Stern Papiere und Briefe faltete, ich hörte die regelmäßige Pendelbewegung der großen Wanduhr. Ich weiß, daß ich meine Stirn auf die Hand stützte und aufmerksam zum Fenster hinaus sah, wo Geschäftsleute und Boten mit Zeitungen, Briefen und Paketen rasch vorbeischnitten. Vor mir jagte der schnelle Whampoa seine gelben Wasser dem Meere zu; hunderte von rothen Sampan-Böten kreuzten sich auf dem Flusse. Ich hörte das gelle Schreien, mit dem die Hafenarbeiter ihre schwere Arbeit begleiten; ich hörte das Rischen des angekommenen Postschiffes, das sich seines Dampfes entlud. Das Getöse und der

Värm erreichten mein Ohr, als kämen sie aus einer weiten Entfernung. Aber ich lauschte aufmerksam, als gälte es dem wirren Geräusch einen verborgenen Sinn zu entlocken. Im Zimmer rührte sich nichts. Draußen war Alles Leben und reges Treiben; drinnen war es unheimlich still und todt. Es war mir, als läge ich in einem bösen Traum. Ich wußte, daß mich ein Unglück betroffen hatte, daß all mein Glück dahin sei, aber noch konnte ich mir nicht klar machen welcher Art die Wunde sei, die mich schmerzte. Ich fühlte nur, daß ich verwundet sei, schwer verwundet.

Ich nahm den Brief wieder auf, faltete ihn mit großer Sorgfalt und bemühte mich, ihn in das Couvert zu stecken, in dem er gekommen war. Meine Hände zitterten und das dünne Couvert zerriß. Ich steckte den Brief darauf in die Tasche und fing von Neuem an, die Geschäftspapiere zu lesen und zu ordnen: Seide Thee — Opium — Reis. — Ich sah die Worte, aber das Verhältniß, in dem sie zu mir standen, blieb mir fremd. Ich verstand nichts. Die Welt war auf einmal anders geworden; mich kümmerte nichts mehr.

Ich drehte meinen Stuhl dem Fenster zu, so daß Stern, selbst wenn er an mein Pult trat, mein Gesicht nicht sehen konnte; dann nahm ich den verhängnißvollen Brief wieder aus der Tasche und las ihn erst noch einmal flüchtig und dann, mit schwer erzwungener Aufmerksamkeit, von Anfang bis zu Ende durch. Ich hörte wie im Traum, daß Stern an mein Pult trat und unter den Papieren, die von mir bereits geöffneten Briefe

herausfuchte und sich dann wieder still an seinen Tisch setzte.

Frau v. Normans Brief war ein langes, sorgfältig verfaßtes Schriftstück. Sie begann mit Entschuldigungen und Erklärungen ihres langen Schweigens; dann schrieb sie einige Zeilen über ihre Sorge als Mutter zweier erwachsener Töchter; und nach diesen Vorbereitungen kam sie plötzlich auf den Zweck ihres Briefes und zeigte mir in wenigen Worten an, daß Johanna den ehrenden Antrag des Herrn von Cissane, Legationssecrétaires am russischen Hofe, erhalten und angenommen habe. „Ich habe die Wahl meiner Tochter in keiner Weise zu beeinflussen gesucht“, schrieb sie, „aber ich billige sie gänzlich und muß mich darüber freuen. Diese Heirath zerstört zwar gewisse mir theure Pläne, die ich lange im Stillen meines Herzens genährt; aber ich habe immer nur das Glück meines geliebten Kindes im Auge gehabt und ich muß hoffen, das Beste für ihr Glück gethan zu haben. Ich fühle mich sicher, daß meine Tochter auch Ihre Wünsche, werther Freund, für ihr zukünftiges Wohl hat.“

Ich ließ den Brief auf meinen Schooß fallen und saß lange brütend da.

Plötzlich fühlte ich mich von Jemand berührt. Ich drehte mich langsam um und blickte in die Höhe. Stern stand neben mir: „Was giebt's“, rief er und wich zurück, „Sie haben schlimme Nachrichten erhalten?!“ — Ich weiß nicht, wie die Worte mir kamen: „Ich habe mein ganzes Glück verloren“, sagte ich; und ich barg das Gesicht in den Händen. Stern näherte sich wieder

und ich fühlte den freundschaftlichen Druck seiner Hände auf meinen Schultern. — „Bitte, lesen Sie die anderen Briefe“, sagte ich, ohne mich umzuwenden. „Ich möchte auf mein Zimmer gehen.“ — „Gern, gern“, antwortete er rasch. „Machen Sie Sich keine Unruhe des Geschäftes wegen. Ich kann für Alles sorgen.“ — Ich hörte ihn die Briefe auf meinem Pulte sammeln und sich der Thür nähern. Dort blieb er stehen. „Kann ich sonst irgend Etwas für Sie thun?“ fragte er zögernd und leise. — „Ich danke Ihnen“, antwortete ich, „nur möchte ich heute nicht mehr gestört sein.“

Alles wurde still, und ich stieg nach einigen Minuten die Treppe hinauf in mein Schlafzimmer, wo ich mich einschloß. Dort saß ich den ganzen Tag, an meinem Leide zehrend.

Nicolas Gogol hat eine traurige Geschichte geschrieben: „Der Mantel“, die ich oft gelesen habe. Sie handelt von einem kleinen russischen Beamten, der jahrelang spart, um sich einen neuen Pelzrock kaufen zu können. Der Arme legt sich die größten Opfer auf, um seinen Zweck zu erreichen. Endlich besitzt er das kostbare Kleidungsstück. Er zeigt sich damit am ersten Sonntage in den großen Straßen von Moskau. Als er am Abend nach Hause gehen will, wird er von Räubern angefallen, die ihm den so sauer erworbenen Mantel stehlen. Er kann den Verlust nicht ertragen, wird krank, legt sich zu Bett und stirbt. — In diesen traurigen Helden mußte ich immer denken: „Man hat mir meinen Mantel genommen“, sagte ich; — und es schien mir, als ob mir nichts weiter übrig bleibe, als mich

hinzulegen und zu sterben. — Dann begann ich mich meines Schmerzes zu schämen und zu fürchten, ihn von Fremden bemerkt zu sehen. Ich wollte weder Mitleid noch Bedauern. Das Liebste, das ich verloren, hatte für die Andern nicht mehr Werth, als für mich der Mantel des armen Russen. — Ich schrieb zwei Zeilen an Stern und sandte sie ihm durch den Bedienten: „Lieber Freund, sprechen Sie mit Niemand von dem von mir erlittenen Verluste. Die Gründe, weshalb ich Ihnen Schweigen auferlege, sage ich Ihnen später.“

Die menschliche Natur ist, Gott sei dank, zu schwach um große Schmerzen lange ertragen zu können. Das kranke Herz bricht, oder es gesundet wieder. Meine Genesung war eine langsame, und ich fühle, daß das Beste, was ich in mir hatte, gestorben ist; aber ich bin doch wieder stark genug geworden, um das Leben ertragen zu können. — Während mehrerer Wochen schlich ich einsam und traurig einher. Der treue Stern pflegte mich wie einen kranken Bruder; selbst ihm jedoch wollte ich meinen Schmerz nicht anvertrauen. Meine Freunde und Bekannten mochten unter sich darüber sprechen, was mich so plötzlich umgewandelt habe. Aber man ist hier draußen nicht so neugierig, wie in Eurapa; man achtet hier im Allgemeinen das Geheimniß seines Nachbarn, so lange dies Geheimniß mit dem kaufmännischen Credite nichts zu thun hat; und Niemand richtete eine indiscrete Frage an mich. — „Hermet soll einen Freund, einen nahen Verwandten verloren haben,“ meinte man, und beruhigte sich gern mit dieser Erklärung.

Den Plan, nach Europa zurückzukehren gab ich vorläufig

auf. Ich beschloß, mich im Osten niederzulassen; ich kaufte mich in Japan an; ich begann zu reisen, besuchte Indien, Batavia, Manilla und durchzog einen großen Theil von China. Ich sah nichts, was mich an meinen Verlust hätte erinnern können; ich sah und erlebte Vieles, was mich darüber tröstete. Jetzt ist mein Leben ruhig.

Eines Tages war ich in einem Boote von Schanghai abgereist, um die großen Seen von Taihoe zu besuchen. Am Abend ankerten wir im Kanal, in der Nähe einer großen Stadt. Ich stand am nächsten Morgen mit Tagesanbruch auf, um der Neugierde der Eingeborenen während der Besichtigung des Ortes zu entgehen. Am Eingang der Stadt sah ich ein Gebäude, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war eine Art offener, runder Tempel, dessen schweres, reichverziertes Dach auf plumpen Holzsäulen ruhte. Der Boden war mit Stroh bedeckt, und auf dem Stroh sah ich einige zwanzig zerlumpter Leute. Einige davon schliefen, die andern hatten sich halb aufgerichtet und verzehrten gierig den Inhalt großer hölzerner Schüssel voll Reis, die neben dem Lager eines Jeden aufgestellt worden waren. Ein Wächter, mit einer Pfeife im Munde, machte langsam die Runde des Tempels und blickte von Zeit zu Zeit nach der aufgehenden Sonne. — Ich fragte den chinesischen Diener, der mich begleitet, was dies Schauspiel bedeutete. Er erkundigte sich bei dem Wächter danach und brachte mir bald darauf den Bescheid, daß das Gebäude von einem reichen, wohlthätigen Kaufmann errichtet sei, der allen Bettlern und Vagabunden, die die Stadt passirten, für eine Nacht Quar-

tier gewährte und ihnen eine Morgenmahlzeit verabreichen ließ. — „Die Leute müssen eine Stunde nach Sonnenaufgang weiterziehen und die Stadt verlassen, und dürfen sich nur einmal im Laufe eines Monats hier sehen lassen. Sie sollen hier Raft finden, um ihre Fahrt am nächsten Tage fortsetzen zu können. Der Wächter wird sie nun bald wecken, denn die Sonne zeigt die Stunde, wo sie aufbrechen müssen.“ — Dann richtete er meine Aufmerksamkeit auf ein schwarzes, hölzernes Schild, das zwischen zwei Säulen hing und auf dem sich eine kurze, chinesische Inschrift befand. Er übersetzte mir dieselbe: „Dem müden Wanderer Raft.“

Der Wächter war inzwischen damit beschäftigt, die Schläfer zu wecken, indem er sie, ohne jede Brutalität, leise mit dem Fuße anstieß, bis sie die müden Augen öffneten. Es waren elende Gestalten, diese armen Wanderer, so elend wie man sie nur in China findet: in Lumpen gehüllt, erschrecklich abgemagert, Noth und Leiden in Blick und Bewegungen. Ein Jeder griff schnell nach der vollen Schüssel, die neben ihm stand, verschlang deren Inhalt und bereitete sich vor, das gastfreundliche Dach zu verlassen, das ihm kurze, seltene, ersehnte Ruhe gewährt hatte. Aber einer der Schläfer wollte nicht erwachen und achtete des Wächters nicht. Dieser stieß zuerst sacht an, dann stärker; rief ihn, schüttelte ihn — er blieb bewegungslos. Ich blickte in das ruhige, kalte, gelbe, elende Gesicht. Der Mann war todt. — „Ruhe endlich, Du müder Wanderer!“ — Der Wächter bedeckte die Leiche mit einer alten Strohmatte und entfernte sich langsamen Schrittes. — Alles Elend nimmt ein Ende; und selbst

dem Ärmsten wird zuletzt Labung und Frieden. — Auch ich habe Frieden gefunden.

Vange Jahre sind vergangen, seitdem mich das Unglück getroffen. Ich bin in diesem Zeitraum zweimal in Europa gewesen; ich habe Johanna nicht aufgesucht und ich habe sie auch nicht gesehen. Ich fürchte mich nicht, sie anzutreffen; ich glaube kaum, daß eine Bewegung mich erschüttern würde. Alles Uebel, das sie mir zufügen konnte, hat sie mir vor Jahren angethan. Ihr Bild ist schwächer und schwächer geworden; aber ich denke doch noch oft an sie. Ich bilde mir nicht ein, daß sie unglücklich sei, und ich wünsche ihr Glück und Frieden. Aber wenn ich sie sehe, wie sie auf dem Balcon in Tharen an meiner Brust lag und weinte: „Heinrich, Heinrich, verlaß' mich nicht“; wenn ich bedenke, daß ich für sie, und nur für sie, geschafft und gesorgt habe von früh bis spät, und daß meine treue, männliche Liebe, um die sie einst erworben, dann so schnöde von ihr zurückgewiesen ist, dann rieselt es mir noch heute kalt durch die Glieder, und ich balle die Fäuste und sage: „Du Unglückliche!“

Manchmal sehe ich sie wie im Traume. Sie ist bleich und schön wie am Tage des Abschiedes. Wenn sie mich erblickt, bleibt sie stehen und Todeserschrecken scheint sie an den Boden zu nageln. Ihre wunderbaren Augen sind weit geöffnet und ihr Blick ruht starr auf mir. Ich gehe tief grüßend an ihr vorüber. Aber auf einmal muß ich still stehen. Ich höre eine geliebte Stimme, die mich ruft: „Heinrich, Heinrich!“ — Ich drehe mich um. Sie steht noch am selben Flecke, sie blickt mich noch immer an, und ihr Blick ist voll unendlicher Traurigkeit. —

„Heinrich, Heinrich!“ — Der Name ruft mir die fernern Jahre meiner freudenlosen Jugend in das Gedächtniß zurück. Ich bin jetzt alt und ich bin allein. Niemand nennt mich mehr Heinrich; seit Jahren hat mich Niemand mehr so genannt. — „Heinrich! Heinrich!“ — Die Erinnerung an mein verlorenes Glück bestürmt mich mit überwältigender Gewalt. Ich kann die Augen nicht von ihr abwenden. Da steht sie vor mir, und mir ist es, als sehe ihr Blick um Mitleiden und Vergebung. Ich nähere mich ihr, um mit ihr zu sprechen, und in diesem Augenblick endet mein Traum. Meine Phantasie stockt, ich weiß nicht, was ich sagen könnte, ob ich bitten, klagen oder zürnen sollte. Das bleiche Bild wird bleicher und bleicher, es verschwindet, und ich erwache. Aber es verläßt mich nicht ganz; der Traum ist nun ein Theil meines Lebens geworden. Er wiederholt sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit; ja es scheint mir, daß er häufiger und häufiger zurückkehrt. Und ich weiß, daß das Bild, wenn ich auf dem Todtenbette liegen werde, noch einmal vor mir erscheinen wird. Sie wird dann vor mir stehen und bleich und schön, und die geliebte Stimme wird mich zum letzten Male rufen: „Heinrich, Heinrich!“ — Und wenn ich dann aus dem Schlafe erwache, werde ich endlich Worte finden, den Traum zu vollenden: „Sohanna, ich habe Dich dort unten mit unendlichen Schmerzen geliebt. Gib mir nun das Glück, das Du mir versprochen hattest.“

Mein Freund schwieg, und eine schmerzliche Pause trat ein. — Der volle Mond stand im Zenith, und ringsumher schlief das stille Land in seinem wunderbaren Lichte. Es war spät geworden. Der japanesische Diener, der in der Ecke der Verandah geschlafen hatte, war erwacht und beschäftigte sich damit, den Tisch, an dem wir gegessen, abzuräumen. Auf diesem Tisch stand eine brennende Kerze. Ein Nachtfalter, der sich ihr zu sehr genähert, war von der Flamme gepackt worden und sträubte sich ohnmächtig gegen die verzehrende Gluth. Um den Leiden des Insect's ein schnelles Ende zu machen, stieß es P'hermet mit einem Stückchen Holz in die helle Flamme. „Armes, kleines Wesen,“ sagte er; „wenn Du in Deinem dunkeln Winkel geblieben wärst, so hättest Du dort ruhig sterben können, ohne den Schmerz zu kennen. Die lodernde Flamme hat Dich verführt, und Du stirbst in Qualen, weil Du sie einen kurzen Augenblick berührt hast.“ —

Wir waren Beide aufgestanden. P'hermet drückte mir die Hand und wünschte mir eine gute Nacht.

Am nächsten Morgen verließ ich Yokohama.

Der Squire.



Johanna Weber war sechsundzwanzig Jahre alt, bildschön, gut erzogen, reich und klug und bildete sich, seit sechs Jahren bereits, ein, mit dem Leben fertig zu sein. Diese merkwürdige Idee, die den Freunden und nächsten Verwandten des armen Mädchens viel Kummer und Sorge machte, verdankte ihren Ursprung einer unglücklichen ersten Liebe. Johanna hatte nämlich, als sie eben ins Leben trat, einen liebenswürdigen Taugenichts kennen gelernt, vor dem eine wachsame, besorgte Mutter sie vergebens gewarnt hatte. Sie hatte sich in ihn verliebt und hatte sich heimlich mit ihm verlobt. Der Taugenichts, ein leichtsinniger Patron, aber kein schlechter Mensch, dem es bei dieser Gelegenheit vollständiger Ernst gewesen war, hatte nicht gesäumt, in bester Form um Johannas Hand anzuhalten. Er war auf das Bestimmteste abgewiesen worden, hatte sich, anscheinend trostlos, entfernt und längere Zeit nichts von sich hören lassen. Im folgenden Jahre war darauf sein Name in Verbindung mit einem scandalösen Duell vielfach genannt worden. Er hatte sich, eines lockeren Frauenzimmers wegen, mit einer hochgestellten Persönlichkeit geschlagen und war bei dieser Gelegenheit erstochen worden.

Sohanna war nach der Abreise ihres Liebhabers längere Zeit aufrichtig unglücklich gewesen. Als sie eben anfing, sich zu erholen und am Leben wieder Vergnügen zu finden, hatte sie sich auf einer Landpartie erkältet und war gefährlich krank geworden. Während der langen, schweren Krankheit waren ihre schönen schwarzen Haare etwas grau geworden. Es war eine Eigenthümlichkeit in ihrer Familie, frühzeitig weißes Haar zu bekommen, und diese Erscheinung hatte, bei Sohanna, nichts Außerordentliches. Aber das junge Mädchen hatte viel Romane gelesen, kannte eine große Masse sentimentaler Gedichte auswendig, schwärmte für Musik und Poesie und war, trotz zahlreicher guter Eigenschaften, die sie liebenswürdig und achtungswerth machten, ein etwas überspanntes Wesen. Viele zartfühlende, intelligente Naturen gefallen sich während einer kürzern oder längern Zeit ihres Lebens in dem Gedanken, etwas Außerordentliches zu sein. Zur Alltäglichkeit bequemen sich die Besseren unter uns erst dann, wenn der Jugendrausch verflogen ist, wenn die Erfahrung Weisheit und Selbsterkenntniß gebracht und wenn man im Kampf und Drang des Lebens den Werth der Aufrichtigkeit, der Ruhe und des Friedens kennen gelernt hat. Junge, stolze Herzen gefallen sich besser in Extremen, als in der goldenen Mitte; sie wollen „glücklich sein, unendlich glücklich, oder unendlich elend.“ So haben Viele von uns geschwärmt, die jetzt das lebhafteste Interesse für höchst profaischen Fragen hegen. Die gute Sohanna gefiel sich in der Rolle „unendlich elend“ zu sein.

Seinen Schmerz hegen und pflegen und daran Wohlgefallen

finden, ist eine nicht ungewöhnliche Beschäftigung zartfühlender junger Seelen. Johanna gab sich derselben mit Leidenschaft hin. Daß kein vernünftiger Grund zu großem Jammer vorlag, glaube ich bereits angedeutet zu haben; auch muß hier erwähnt werden, daß Johanna sich selbst etwas belügen mußte, um sich wirklich so elend zu fühlen, wie sie es zu sein glaubte. Das Leben bot ihr noch tausend Freuden und Genüsse, für die ihr junges Herz empfänglich geblieben war; und sie hatte häufig einen nicht leichten Kampf zu bestehen, um die traurige Rolle, die sie sich auferlegt hatte, consequent durchzuspielen.

Die Krankheit, von der ich oben gesprochen habe, war viel an all diesem Schuld gewesen. Johanna hatte sich bleich und erschöpft aus derselben erhoben; ihre Wiederherstellung hatte mehrere Monate gedauert. Während derselben hatte sie als verzogenes Kind im Hause der Eltern geherrscht. Ihr Wille war dort Gebot gewesen; sie hatte dies kaum gemißbraucht, jedoch hatte sie sich daran gewöhnt, ihren Wünschen in kurzen leisen Worten Ausdruck zu geben. Diese klagende Sprechweise war mit der Zeit ihre natürliche geworden. Wiederkehrende Kraft und Gesundheit hatten daran nicht viel geändert.

Während der einförmigen, ruhigen Tage der Genesung pflegte Johanna am Fenster zu sitzen, ein Buch zu lesen, oder die Vorübergehenden zu beobachten. Ihr Gesicht hatte dabei den stillen, gleichgültigen Ausdruck der jungen Mädchen, die sich von einer schweren Krankheit erholen, ganz eigenthümlich ist. Diese Stille und Kälte, die der Schwermuth nahe liegen,

machten Johanna zu einer außerordentlich schönen, interessanten Erscheinung; und da sie sich nicht selten in den Spiegel zu sehen pflegte, so wurde ihr selbst klar, daß der Ausdruck des Leidens ihren edlen Zügen vorzüglich gut stände. Sie bemühte sich deshalb auch durchaus nicht, denselben von ihrem Gesichte zu entfernen.

Um diese Zeit kam nun auch die Nachricht vom Tode des ehemals geliebten, aber bereits ziemlich vergessenen Taugenichts nach der kleinen Residenzstadt, die Johanna bewohnte. Die Eltern waren unflug genug, dies der Tochter verheimlichen zu wollen. Es gelang ihnen dies nur auf kurze Zeit; und als sie eines Tages von einem Spaziergang nach Hause zurückkehrten, trat ihnen Johanna entgegen und fragte: „Warum habt Ihr mir verborgen, daß der arme Ferdinand gestorben ist?“ Die Mutter nahm die weinende Tochter an das treue Herz und weinte mit ihr und versuchte, sie zu trösten; aber sie wollte nicht getröstet sein und ging schluchzend in ihre Kammer, wo sie sich an ihr Bett setzte und „hin ist hin, todt ist todt“ jammerte. Auch wurde es ihr nicht schwer, sich selbst zu überreden, daß sie den Verstorbenen unendlich geliebt habe, daß ihr Glück mit ihm dahin sei, und daß ihr eigentlich nichts mehr zu thun übrig bleibe, als vor Gram zu sterben. Aber man stirbt nicht so leicht gebrochenen Herzens, besonders wenn das Herz eigentlich doch nicht so recht gebrochen ist. Johanna erholte sich auch von diesem Schlage, und ihre Wiederherstellung fuhr fort langsame, und befriedigende Fortschritte zu machen.

Ein Jahr, nach dem sie den Geliebten verloren hatte,

war sie wieder gesund und kräftig, aß und schlief gut und hätte ihren Freunden nicht die geringste Besorgniß eingeflößt, wenn sie sich hätte entschließen können, ihre Traurigkeit mit ihrer Krankheit abzulegen. Aber das war ihr nun schwer geworden; und zu ihrem Unglück war sie von sympathisirenden, liebenden Freunden und Verwandten umgeben, die nicht einen Augenblick an der Aufrichtigkeit ihres Schmerzes zweifelten und sie durch ihr stummes, zartes Mitleiden nur noch in demselben bestärkten.

Dauernde Seelenzustände üben mit der Zeit einen unverkennbaren Einfluß auf das Aeußere des Menschen aus. Traurige Menschen sehen traurig aus, gehen gebückt einher, sprechen leise und machen unwillkürlich die ganze Welt zum Vertrauten ihres Schmerzes. Auch das Glück, die Zufriedenheit sind nur schwer zu verheimlichen; und im Allgemeinen existirt Harmonie zwischen dem Gemüthsstande und dem Aussehen des Menschen. Wo dies nicht der Fall ist, da haben wir mit stumpfen, verschlossenen, oder unwahren Naturen zu thun. Auf der anderen Seite üben körperliche Eigenthümlichkeiten häufig Einfluß auf den geistigen Zustand ihres Besitzers aus. Kurzsichtige Leute sehen nicht nur blöde aus, sie sind es auch häufig. Die Brille oder das Vorgnon giebt ihnen nicht nur ein anderes Aussehen, sondern auch einen anderen Character. Leute mit schönen Zähnen lachen lieber und herzlicher als Leute mit häßlichem Munde; mißgestalteten Menschen sagt man nach, daß sie häufig höhnisch und bössartig seien, während ein gefälliges Aussehen sich mit einem wohlwollenden Character verträgt. Wenn ein Mann

mit offenem, ehrlichem Gesichte uns täuscht, so fühlen wir uns zweimal betrogen; und ernsthaft aussehende Spaßmacher haben deshalb den größten Erfolg, weil sie die Zuhörer doppelt überraschen. Es liegt in der Natur des Menschen, Einklang zwischen Seele und Körper herzustellen, und obgleich es gewöhnlich die Seele ist, welche den Grundton der Harmonie angiebt, so kann es jedoch auch vorkommen, daß die äußere Erscheinung die Stimmung des Ganzen hervorruft. Dies war jedenfalls bei Johanna der Fall. Der schwermüthige Blick, die leise Stimme, die frühzeitig grauen Haare hatten sie traurig gemacht. Die grauen Haare besonders spielten eine bedeutende Rolle in ihrem Leben und machten das junge Mädchen vor der Zeit alt.

Johanna war auf diese Weise und mit der Zeit ein recht unnützes Wesen geworden. Unangenehm konnte man sie nicht nennen, da ihre ursprünglich edle Natur es ihr leicht machte, ihre Leiden allein zu tragen und fremde Leute nicht damit zu incommodiren. Die Mutter konnte früher bittere Thränen über das Unglück ihrer Tochter weinen; aber sie hatte sich nach und nach daran gewöhnt und sie fand nicht geringen Trost darin, dem verzogenen Kinde täglich Beweise ihrer treuen Liebe geben zu können und zu sehen, daß diese anerkannt und dankbar aufgenommen wurden. So verstrichen zwei Jahre. Dann starb Johannas Vater, und es gab neuen und triftigen Grund zu Schmerz und Trauer. Mutter und Tochter konnten zusammen weinen und sich gegenseitig trösten. Das Leben der Armen wurde immer schwermüthiger. Johanna war nun dreiundzwanzig

Jahre alt, aber die Jugend lag wirklich schon fern hinter ihr.

Im Winter, der dem Tode des Vaters folgte, reiste Johanna mit ihrer Mutter nach Rom und verbrachte dort einige stille, schöne Monate. Obgleich die beiden Frauen sehr einge- zogen lebten, so schlossen sie sich doch nicht systematisch von aller Gesellschaft ab, und als es zum Abschiednehmen kam, machten Beide die Bemerkung, daß sie mehrere recht angenehme Bekant- schaften gemacht hätten. Sie trennten sich von ihnen mit dem Versprechen, sich im nächsten Jahre wieder einzufinden. Wäh- rend des Sommers zehrte Johanna an den Erinnerungen des letzten Winters, und sobald es wieder kalt wurde fing sie an, Vorbereitungen zur projectirten Reise nach Italien zu treffen. Die Mutter störte sie in nichts. Sie war eine gute, schwache Frau, die niemals gewußt hatte, was es heißt, einen eigen- nen Willen zu haben, die seit ihrer Verheirathung ihrem Manne stets blindlings gefolgt war, und die seit dem Tode des Gatten nichts bequemer und natürlicher fand, als ihren Willen dem der klugen, guten Tochter zu unterwerfen. Jo- hanna verbrachte demnach einen zweiten Winter in Rom, der noch angenehmer verlief als der erste und sie in dem Beschluß bestärkte, auch die zukünftigen Winter in der traurigen, schönen, alten, erinnerungsreichen Stadt zu verleben. Sie fühlte sich dort mehr zu Hause als in ihrer eigenen Vaterstadt, wo sie Alles an eine freudenlose Vergangenheit mahnte, und an die sie Nichts als gewöhnliche, kleine Bequemlichkeiten des Lebens

fesselten, für die sie auch in Rom Befriedigung oder Ersatz fand.

Der Sommer verstrich diesmal ziemlich schnell. Johanna beschäftigte sich eifrig mit dem Erlernen der italienischen Sprache und mit dem Studium römischer Kunstwerke. Die Mutter sah mit Freuden, wie die Wangen der Tochter sich wieder rötheten und wie sich in ihrem ganzen Wesen neue Lebenslust und neue Lebenskraft zeigten. Und so nahte der Winter, der die beiden Frauen zum dritten Male nach Rom führte und in dem Johanna ihr sechsundzwanzigstes Lebensjahr vollendete.

II.

Richard Hale, Dick Hale, wie seine Freunde ihn nannten, hatte Johanna in Rom bei gemeinschaftlichen Bekannten kennen gelernt und hatte sich, nachdem er sie ein Duzendmal gesehen und sich einigemal mit ihr unterhalten hatte, vollständig in sie verliebt. Dies ist rasch gesagt und leicht geschrieben; aber für Dick Hale war eine ernsthafte Liebschaft etwas gänzlich Unerwartetes und außerordentlich Wichtiges, das seine ganze Zeit und all sein Denken und Sinnen in Anspruch nahm. Hale war nämlich kein Jüngling mehr, dem das erste beste hübsche Gesicht den Kopf hätte verdrehen können. Er war siebenunddreißig Jahre alt, hatte viel von der Welt gesehen und war manchem Mädchen begegnet, das an Schönheit und Liebenswürdigkeit Johanna

in Nichts nachstand, und das ihn freundlich empfangen hatte. Dick, der sich überhaupt selten langweilte, hatte sich immer sehr gut mit seinen jungen Freundinnen amüßirt; aber keine hatte ihm je Herzklopfen verursacht, und er hatte sie alle ohne Bewegung kommen und ohne Schmerz scheiden sehen. Diese anscheinende Theilnahmlosigkeit hatte ihren ersten Grund in Familienverhältnissen und in dem strengen Pflichtgefühl unseres Freundes.

Richard Hale hatte nämlich seinen Vater als junger Mann von zwanzig Jahren verloren und war dadurch Herr eines großen, aber sehr embarassirten Vermögens geworden. Dick war ein vorzüglicher Reiter; er hatte mit den „Oxford Achten“ gerudert und als Student manchen Preis in den athletischen Spielen davongetragen. Er hatte darüber die ernstern Studien nicht vernachlässigt und besaß eine recht gute, gründliche classische Bildung, wie diese auf englischen Universitäten ertheilt wird; für alles Geschäftliche, für Zahlen und Rechnungen, hatte er niemals großes Verständniß gezeigt, und seine Unbeholfenheit und Gleichgültigkeit in dieser Beziehung waren mehr als einmal zu seinem Schaden ausgebeutet worden. Er hatte nicht unbedeutende Summen in Wetten verloren, zu denen ihn seine Liebe zum Sport verleitete, und seine monatliche Pension hatte selten weiter als bis zum Siebenten oder Achten eines Monats gereicht. Diese Anlage zum Verschwenden verdankte er seinem Vater, der der beliebteste Gentleman in der ganzen County gewesen war, aber der mit einem kolossalen Vermögen dermaßen schlecht gewirthschaftet hatte, daß unter seinen Verwandten mehr

als einmal davon die Rede gewesen war, ihn im Interesse seiner Kinder und seiner Frau, die ein ihnen eigenes, nicht unbedeutendes Vermögen besaßen, unter Curatel stellen zu lassen. Richards Mutter, die ihren Mann vergötterte, hatte dergleichen Ansinnen immer mit Entrüstung zurückgewiesen und hatte es durch ihre vernünftigen Vorstellungen und Bitten dahin gebracht, daß dieser, während der letzten Jahre seines Lebens, einigermassen in den Grenzen seines großen Einkommens gelebt hatte. An eine Wiederherstellung seines ursprünglichen Vermögens hatte er jedoch niemals zu denken den Muth gehabt, und auf dem Todtenbette drückte ihn diese Nachlässigkeit wie eine große Veründigung gegen seine Frau und seine drei unmündigen Kinder. Diese, seine Geliebten, waren in seinem Zimmer wenige Stunden vor seinem Tode versammelt. Der franke Mann hatte längere Zeit stumm gelegen und seine Augen waren unruhig von seinen Kindern auf die Mutter, und von dieser auf die Kinder zurückgewandert. — „Mary“, hatte er endlich mit leiser Stimme gerufen. Seine Frau war zu ihm getreten und hatte seine brennende Hand ergriffen. Er hatte sie lange und liebevoll angesehen. „Mary, liebe Mary, mein gutes treues Weib“, hatte er gesagt, „nicht wahr, Du verzeihst mir die Sorgen und den Kummer, die ich Dir durch meinen Leichtsinm gemacht habe. Du weißt ja besser als irgend Jemand, daß ich nicht schlecht gewesen bin und daß ich Dich und unsere Kinder stets treu geliebt habe?“ Die arme Frau war in Thränen ausgebrochen und hatte seine Hände geküßt und hatte geantwortet: „Sprich nicht, als ob Du von mir scheiden wolltest; ich kann es nicht ertragen.“ — Aber er hatte sich nicht

dabei beruhigt und hatte darauf bestanden, daß sie ihm sage, sie verzeihe ihm gern. Nachdem er diese Versicherung erhalten, hatte er nach Dick, seinem ältesten Sohne, verlangt. Dieser hatte darauf den Platz der Mutter genommen, und, die Hand in der Hand des Sterbenden, hatte er gelobt die letzten Wünsche seines Vaters zu erfüllen. „Ich verlange nicht“, hatte der Kranke gesagt, „daß Du für meine Vergehen büßest und daß Du Deine Jugend aufopferst, um wieder gut zu machen, was ich schlecht gemacht habe. Aber ich bitte Dich, nicht in meine Fehler zu verfallen und, im Gegentheil, ein aufmerksamer, gewissenhafter Verwalter des Vermögens Deiner Mutter und Deiner Geschwister und Deines eigenen Vermögens zu werden. Die Beschäftigungen und Verpflichtungen, die Dir dadurch auferlegt werden, sind des besten Gentleman würdig und können Dich, in Deiner Achtung vor Dir selbst, nur erhöhen. Du versprichst mir, in diesem Sinne zu handeln?“ — „Ich verspreche es Dir, Vater,“ antwortete Dick mit ernster Stimme und Miene. — „Dann verlange ich von Dir“, fuhr der Sterbende fort, „daß Du Deiner Mutter treu zur Seite stehst und daß Du, als Haupt des Hauses, Deine Verpflichtungen, Deinen jüngeren Geschwistern gegenüber, mit Liebe und Ernst erfüllst. Mary und Charles werden Dir weder Achtung, noch Liebe, noch Gehorsam versagen, wenn Du ihnen ein älterer Bruder bist, wie ich es von Dir zu sein erwarte. Versprich mir, als pflichtgetreuer, liebender Sohn und Bruder für meine Geliebten, die ich Deiner Obhut anvertraue, zu sorgen; versprich es mir, damit ich ruhig sterbe.“ — „Vater“,

antwortete Dick, und seine Stimme zitterte und die Thränen standen ihm in den treuen Augen, „ich gebe Dir mein Wort als Gentleman, daß ich Alles thun will, was Du von mir verlangst.“ — Darauf hatte er Mary an die linke, Charles an die rechte Hand genommen und hatte sie an das Bett des Vaters geführt und hatte, mit vor Rührung erstickter Stimme, gesagt: „Ich will Euch ein treuer Bruder sein“, und dann war er seiner, in Schmerz erstarrten, Mutter um den Hals gefallen und hatte in Thränen ausgerufen: „Ich will Dich nimmer verlassen, und Du sollst nie über mich zu klagen haben.“ Ein himmlisches Lächeln höchster Befriedigung war über die Züge des Sterbenden gesunken und er hatte gesagt: „Nun kann ich ruhig von Euch scheiden.“ Und wenige Stunden darauf war er von ihnen geschieden.

Seit diesem Tage war Dick Hale wie umgewandelt. Er brach mit der lauten, lustigen Jugend und wurde ein ernster, ruhiger Mann. Er war so von der Heiligkeit des von ihm gegebenen Versprechens durchdrungen, daß es ihn kaum einen Kampf kostete, die früher gehabte Beschäftigung mit Zahlen und Rechnungen zum hauptsächlichsten Werke seines Tages zu machen. Aller Sentimentalität fern, ein ernster, gewissenhafter Mensch, paßte es ihm ganz und gar, seine Lebensaufgabe klar und deutlich vor sich zu sehen. Nie kam ihm auch nur einen Augenblick der Gedanke, daß sein Vater ihm eine harte Pflicht auferlegt habe. Er dankte ihm im Gegentheil, im Innersten seines Herzens, ihm in wenigen Worten vorgezeichnet zu haben, was er zu thun habe. Seine Mutter fand in ihm einen liebevollen,

gehorfamen Sohn; Charles und Mary hatten in ihm einen Bruder, der wie ein sorgfamer Vater über ihr Vermögen, ihre Gesundheit und ihre geistige Ausbildung wachte. Dick dachte nur selten an sich selbst, und dieser Zug in seinem Character erklärte alle edlen und schönen Seiten desselben.

Die Geschäfte, deren Ueberwachung Dick übernommen hatte, riefen ihn häufig nach London. Er aß dann gewöhnlich in seinem Club und traf dort mit Alters- und Standesgenossen zusammen, in deren Gesellschaft er gern einige Abende vergnügt verlebte. Aber lange konnte ihn die Hauptstadt nie fesseln; den größten Theil des Jahres verbrachte er auf dem Lande, auf einem Gute, das seine Mutter, seitdem sie Wittwe geworden war, nicht verlassen hatte und nicht mehr verlassen wollte. Dort führte er die würdige, freie, schöne Existenz des reichen englischen Gutsbesizers. Er hielt sich die besten Pferde und gute Hunde, jagte mit Leidenschaft und übte, seinen Nachbarn gegenüber, eine liberale, weit und breit gepriesene Gastfreundschaft aus. Die Annehmlichkeiten eines solchen Lebens, obgleich er sie mit der vollen Kraft seiner schönen zwanziger Jahre genoß, ließen ihn jedoch die ersten Pflichten seiner Stellung nie vergessen, und die Verwaltung des großen Vermögens, an dessen Spitze er stand, wurde von ihm mit einer systematischen Ordnung betrieben, die dem besten Oekonomten Ehre gemacht haben würde.

Gute Eigenschaften, wie die unseres Freundes, können nicht vor der Welt verborgen bleiben, und Dick, der als verwegener

Reiter, geschickter Jäger und gastfreundlicher Gutsherr die Popularität seines Vaters geerbt hatte, erfreute sich gleichzeitig des Rufes eines liebenswürdigen Gentleman's und eines geschickten Landwirthes. — Mütter, welche heirathsfähige Töchter zu placiren haben, würdigen einen solchen Ruf, besonders wenn er einen sehr reichen, jungen Manne angehört; und in der ganzen County war Niemand bei den älteren verheiratheten Damen besser angeschrieben als der junge Squire, Richard Hale. Aber auch die Töchter waren ihm hold. Dick war ein schöner, stattlicher Mann, dem Ehrlichkeit und Herzensgüte auf dem Gesicht geschrieben standen und aus den klaren, treuen Augen blickten. Die jungen Mädchen unterhielten sich gern mit ihm, denn er hatte für jede ein wohlwollendes Wort und einen freundlichen Blick; und wo es sich darum handelte, der jungen Welt gefällig zu sein, sei es, daß ein Pick-Nick oder ein Ball veranstaltet werden sollte, da wußten Alle, daß sie sicher auf Richard Hales Unterstützung rechnen konnten.

Nirgends in Europa wird das Angeln nach Eheleuten für unverheirathete Töchter systematischer und rücksichtsloser betrieben als im sittenreinen England. Nicht nur die sorgenden Mütter zeigen bei dieser Beschäftigung den lobenswerthesten Eifer und eine unermüdlche Geduld, auch die blonden, bescheidenen, leicht erröthenden Töchterchen entwickeln dabei große Geschicklichkeit und List und erscheinen im Kampfe gegen das Junggesellenthum als zuverlässige Mirrte der commandirenden Mütter. Viele Leute, darunter auch Junggesellen, finden dies ganz in der Ordnung. Sie sagen, die Ehe sei eine gesunde, moralische Institution und es ziemt Jedermann, dafür zu Felde zu ziehen.

Audere Naturen jedoch verdammen das englische System als geradezu etwas Schaamloses und Abscheuliches und meinen, es verbittere jedem anständigen Mann den Gedanken an die Ehe, wenn er sähe, daß er mit List oder Gewalt in das süße Joch getrieben werden solle. Der prosaische Squire gehörte der letztern dieser beiden Categorien an.

Ich habe bereits gesagt, daß unser Freund kein Egoist war. Dies verhinderte jedoch nicht, daß er einen sehr großen Werth auf seine Unabhängigkeit legte und daß er, Slave der Pflicht und dieser blindlings gehorjam, vor jedem anderen Joch erschreckt zurückschente. Seine Häuslichkeit war, Dank einer sorgenden, liebevollen Mutter, äußerst angenehm. In Beschäftigung fehlte es ihm nie; und Langeweile, Spleen, kannte der gesunde, thätige Mann nur dem Namen nach. Ueberchwängliche Gefühle, unbestimmtes Sehnen, schwindsüchtige Sentimentalität waren ihm ganz und gar fremd. Der Wunsch, verstanden zu werden, an dem so viele, sonst ganz vernünftige Leute, zu Grunde gehen, regte sich nicht in ihm, da er sich zu seiner Befriedigung verstanden und gewürdigt glaubte, und sein offenes, einfaches Wesen ein Mißverstehen seiner Motive in der That schwer machte. Dick Hale war ein kreuzbraver, grundehrlicher Mann; aber er besaß nicht nur einen gesunden, practischen Menschenverstand, sondern auch ein tiefes, inniges Gefühl für das Wahre, Gute, Schöne und, in nothwendiger Vereinigung damit, eine, mehr an Ekel als an Härte grenzende Abneigung gegen das Unwahre, Kleinliche, Schlechte, Gemeine. Seine große Gutmüthigkeit machte

ihn für alle Fehler nachsichtig, und er wäre ein schlechter Richter gewesen, denn er hätte selbst große Verbrecher nicht streng bestrafen können und hätte, irgendwo, lindernde Umstände für sie entdeckt; seine Natur jedoch war allem Unedlen zu sehr entgegengesetzt, als daß er irgendwie mit dem Schlechten und Kleinlichen hätte sympathisiren könne. Die Taktik der Ehestandscandidatinnen war ihm im Grunde des Herzens zuwider, und seine Mutter, die ihn in dieser Beziehung der Uebertreibung beschuldigte, hatte ihn, durch ihren schwachen Widerspruch, in seiner Meinung nur noch bestärkt.

Richard Hale stand nun dem dreißigsten Jahre näher als dem fünfundzwanzigsten, und die Mutter, die trotz der Fehler ihres Mannes, in glücklicher Ehe gelebt hatte, hätte den geliebten, ältesten Sohn gern verheirathet gesehen. Aber seine vorgefaßte Meinung gegen die Ehemannsfischerei machte ihn auch für die guten Eigenschaften der Bewerberinnen um seine Hand blind. Denn dahin ist es in der That in England gekommen, daß reichen, jungen Leuten von Müttern und heirathsfähigen Töchtern förmlich der Hof gemacht wird. Daß dies kein harmloser Zeitvertreib ist und daß es für Männer keineswegs ungefährlich ist, sich demselben hinzugeben, davon zeugt eine Art von Prozessen, an denen England keinen Mangel hat und die unter den Namen: *prosecution for breach of promise* — „Verfolgung für Bruch eines Eheversprechens“ — der Schrecken aller Junggesellen und Hagestolze sind. Die Institution der Ehemannsfischerei in England ist durchaus nicht neu: der gute Pickwick stand schon vor vielen Jahren in Gefahr als trauriges Opfer derselben zu

Grunde zu gehen; aber die Principien, nach denen die Jagd nach scheinem Ghemannswild betrieben wird, haben sich in den letzten Jahren sehr vervollkommnet, und das sogenannte „fast girl“ oder die „young lady of the period“ zeigt in Ausübung der mörderischen Kunst eine Kühnheit, Gewandtheit, Schlagfertigkeit, die wohl geeignet sind, dem ruhigsten, vorsichtigsten und entschlossensten Junggesellen Besorgnisse für seine Freiheit einflößen.

Sich zu verlieben ist eine sehr angenehme Beschäftigung; aber sie sollte womöglich immer auf Gegenseitigkeit begründet sein. Verliebt gemacht werden, gegen seinen Willen und ohne daß ein wirklich guter Grund dazu vorliege, widerstrebt der Idee, die viele Männer von ihrem Werthe und ihrer Würde haben. Ein lindernder Umstand in diesem Falle ist, „geliebt zu sein.“ Dieser kostbare, einzige Umstand macht Vieles, kann Alles gut machen und erklärt Mißgriffe in Verheirathungen, die ohne dem gar nicht zu entschuldigen und geradezu unerklärlich wären. Aber verliebt gemacht werden, gegen seinen Willen, in ein Wesen, von dem man nicht geliebt wird, das nur empfangen will — nämlich Namen, Stand, Vermögen — und das Nichts dafür zurückgeben will, — in vielen Fällen nicht einmal ein freundliches Gesicht und ein dankbares Gemüth, — das geht wirklich über allen Spaß; und man begreift, daß ein Mann, der ruhigen Blutes darüber nachdenkt, daß ähnliche Calamität ihn befallen könne, den Muth verliert, sich in Gesellschaft junger Damen unbefangen und wohl zu fühlen.

Die englischen Ehen sind im Allgemeinen eben so glücklich

und achtungswerth, wenn nicht mehr so, wie die Ehen in anderen Ländern. Dies hat seinen Grund einmal darin, daß in England nicht alle Männer als kostbares Wild erscheinen, und viele von ihnen, von den Jägerinnen unbeachtet oder sogar verachtet, frank und frei im Gehege umher streifen und auf diese Weise der Rolle als Bewerber treu bleiben können, die ihnen die Natur angewiesen hat. Dann müssen auch die guten practischen Eigenschaften des englischen Characters berücksichtigt werden, die es dem Engländer gewissermaßen leicht machen, sich in das Unvermeidliche zu finden. „What cannot be cured, must be endured“ findet viel mehr Anwendung in England als unser deutsches „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.“ Dick Hale, obgleich er gewiß stark genug gewesen wäre, das Unvermeidliche zu tragen, hielt es für durchaus nicht gerathen, sich eine vermeidliche schwere Verpflichtung aufzuerlegen, und der Gedanke, daß ihn die Stunde der Versuchung schwach finden möchte, daß, ein ihm gleichgültiges Wesen, ihm eine Liebeserklärung oder etwas dem Aehnliches entreißen, daß er eines Morgens als ein, gegen seinen Willen, Verliebter und Verlobter erwachen könnte, derartige Gedanken verleiteten ihm jede Lust, Vertraulichkeit mit jungen Damen zu suchen; ein tête à tête mit einem unverheiratheten, hübschen, jungen Mädchen erschien ihm als etwas weit Gefährlicheres und weniger Wünschenswerthes als ein Zusammentreffen mit einem beliebigen, wilden Raubthiere. „Gegen Löwen und Tiger kann sich ein Mann vertheidigen, aber gegen ein Paar schöne Augen . . .“ Dick wagte es kaum, den Gedanken auszudenken und gelobte sich heilig und fest aller

Versuchung aus dem Wege zu gehen. Er führte dies so standhaft durch, daß er älter und älter wurde und die Dreißiger passirte, ohne sich jemals der geringsten Gefahr ausgesetzt zu haben.

Seine jüngere Schwester Mary hatte sich mittlerweile verheirathet; Charles, sein Bruder, der in die Armee getreten, war wohlbestallter Lieutenant geworden. Die Mutter brachte jedes Jahr einige Monate auf dem Schlosse ihres Schwiegersohnes zu; Dick, der sich während dieser Zeit in dem großen, väterlichen Hause vereinsamt fühlte, beschloß auf Reisen zu gehen. Er besuchte im ersten Jahre Frankreich, Dentschland, die Schweiz; dann ging er nach Schweden, Norwegen und Rußland; spätere Reisen brachten ihn nach Spanien, Italien, Palästina, nach Constantinopel sogar. Aber am liebsten kehrte er nach Rom zurück.

Richard Hale war nun fünfunddreißig Jahre alt geworden; sein Wesen widerstrebte jeder falschen Sentimentalität, aber die Jahre und die Einsamkeit, denn er war oft allein, hatten ihn ernst, ja sogar etwas melancholisch gemacht. Das traurige Rom gefiel ihm. Er fühlte sich dort, wie die meisten gebildeten Männer, schnell zu Hause und beschloß, sich in der alten Stadt eine neue Heimath zu schaffen. Der große Reichthum, über den er verfügte, machte es ihm leicht diesen Plan auszuführen. Er kaufte sich ein hübsches Haus, richtete es mit großem, in Italien seltenem, Comfort ein, ließ sich einige gute Jagdpferde kommen, denn Jagen war noch immer eines seiner größten Vergnügen, und verbrachte mit dem Einrichten seiner Wohnung

mehrere Monate, die mit zu den angenehmsten seines ruhigen Lebens gehörten. Dann kehrte er nach England zurück, um von dort wieder nach Stalien zu gehen; so vergingen fernere zwei Jahre, und Richard Hale, nach dem Urtheile seiner Mutter und seiner Freunde ein nicht mehr zu bekehrender Hagestolz, erreichte sein siebenunddreißigstes Lebensjahr.

III.

Richard Hale und Johanna wurden rasch mit einander befreundet. Beide Naturen, so ganz und gar von einander verschieden, fühlten sich gegenseitig angezogen. Dem starken, einfachen Mann gefiel das traurige, stille, schöne Mädchen, das der Stütze bedürftig und doch entschlossen schien, ihren Weg allein zu gehen. Er fühlte sich in ihrer Gesellschaft wohl und ruhig, denn Johanna hatte in der That nicht die geringsten Absichten auf seine Unabhängigkeit, und ihr Wesen zeigte dies deutlich. Sie war nicht egoistisch im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber sie dachte doch viel an sich und an ihr imaginäres Unglück, und dies machte es ihr schwer für andere Leute besonderes Interesse zu fühlen. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, sich über sich selbst zu täuschen. Das jedoch war die einzige Unwahrheit, der sie sich schuldig machte. Heuchelei und Schmeichelei waren ihr fremd, und sie zeigte sich so theilnahmslos und kalt für Andere, wie jahrelange Beschäftigung mit ihrem Schmerz sie gemacht hatte. Gerade diese Kälte hatte für Hale, der in seinem Leben auf zu

große Zuvoorkommenheit gestoßen war, einen eigenthümlichen Reiz. Er hatte lange Promenaden mit Johanna gemacht; sie hatte kaum den Mund geöffnet, während er nicht müde wurde zu sprechen; er hatte sie in Kirchen und Galerien geführt und hatte ihr die herrlichsten Schätze gezeigt, die die Kunst der Menschheit bietet; doch hatte er ihr kaum einen Ausdruck sympathisirender Bewunderung entreißen können. Sie wurde nie müde, die schönen Gemälde zu betrachten; aber wenn sie gesagt hatte: „Ja es ist sehr schön“, so hatte sie Alles gesagt, was er von ihr erwarten durfte. Dick hatte sich sogar über diese Kälte geärgert, hatte es versucht, dieselbe auf Rechnung von Stumpfheit oder Dummheit zu setzen; aber er hatte sich denn doch bald überzeugt, daß dies nicht richtig sei. Johanna war außerordentlich belesen, in einigen Fächern gut unterrichtet und es fehlte ihr durchaus nicht an scharfsinnigem Verstand. „Was mag ihr nur fehlen“, fragte sich Dick, und er konnte darüber in tiefes Nachdenken versinken. Die Eigenthümlichkeiten in Johanna's Natur, ihre Sentimentalität, ihr Cultus des eigenen Schmerzes, lagen ganz und gar außerhalb des geistigen Gesichtskreises des gesunden, einfachen Mannes, der für alles Krankhafte mehr Mitleiden als Verständniß hatte, und dem das nicht seltene, aber doch leidlich complicirte Phänomen des Selbstbelügens absolut unerklärlich und unverständlich war.

Johanna's Gleichgültigkeit und Kälte, die eben nur daraus entsprangen, daß sie sich zu viel mit sich selbst, zu wenig mit anderen Leuten und anderen Sachen beschäftigte, hatten übrige-

gens um diese Zeit bereits angefangen, den äußeren, heilenden Einflüssen zu weichen. Die italienische Sprache, die römischen Kunstschätze nahmen viel von der Zeit und den Gedanken des jungen Mädchens in Anspruch; die Stunden, die früher selbstgefälligem Brüten und Träumereien geopfert waren, wurden kürzer und kürzer. Aber jahrelanges Leiden kann nicht in wenigen Monaten geheilt werden; Johanna, obgleich sie sich wohler, stärker, glücklicher fühlte als früher, war noch immer bleich, träumerisch, still und traurig. Und die grauen Haare wurden nicht wieder schwarz; und je lebhafter und jugendlicher die dunkeln Augen glühten, je schärfer sich der Contrast zwischen den grauen Haaren und dem jungen, schönen Gesicht betonte, je schwerer wurde es Johanna, sich in eine Alltagsrolle hineinzudenken und darin glücklich zu fühlen.

Eines Abends forderte Dick sie auf, einer Fuchsjagd, die am nächsten Morgen stattfinden sollte, mit beizuwohnen. Er bezeichnete genau den Ort des Rendezvous und rieth ihr an, mit ihrer Mutter dorthin zu fahren und sich die Reiter, die Amazonen und die Meute anzusehen. „Sie können möglicherweise einen guten Theil der Jagd im Wagen verfolgen“, sagte er; „ich glaube, daß Sie das amüsiren wird. Jedenfalls treffen Sie Bekannte und Freunde; unser Prinz wohnt der Jagd bei, und das allein bestimmt viele meiner Landsleute mitzureiten oder wenigstens auf dem Rendezvous zu erscheinen. Wir werden morgen außergewöhnlich zahlreich sein.“

Hale hatte richtig vermuthet; als Johanna am nächsten Morgen zur bestimmten Stunde auf der bezeichneten Stelle

erschien, fand sie dort einen großen Theil der guten Gesellschaft von Rom versammelt. Sie hatte kaum Zeit gehabt, einige Bekannte zu begrüßen, als Dick bereits an ihrer Seite war. Er war der best berittene Mann und der beste Reiter im ganzen Felde, und selbst Johanna, obgleich sie wenig Kluge für Pferde und Reiter hatte, fühlte unwillkürlich, daß der Squire zu Pferde etwas Schönes und Außerordentliches sei. Viele Augen folgten ihm übrigens; und manche Commentare waren laut genug, um bis zu Johannas Ohren zu dringen. Dicht vor dem Wagen, in dem sie saß, wurde Dick von einem rothhaarigen Irländer aufgehalten, der ihm herzlich die Hand schüttelte und ihn einen lucky fellow nannte, der sich, irgendwie, immer das beste Pferd von Allen zu verschaffen wußte. Es war aber auch ein herrliches Thier: kräftig, gehorsam, schnell, das Vorbild eines vollkommeneu Jagdpferdes; Dick ritt es mit der Ruhe und Sicherheit eines Mannes, der weiß, daß er sich auf sich selbst und auf sein Pferd verlassen kann. Viele elegante, junge Männer ritten an Johannas Wagen vorüber, aber sie sagte sich mit einem gewissen Stolze, daß ihr Cavalier, der große, starke Squire, mit dem wettergebräuten Gesicht, dem blonden Bart, den klaren, großen Augen, vor allen Andern das Aussehen eines Gentleman habe.

Ein junger Mann kam daher geritten. Hale grüßte ehrerbietig. Der Reiter hielt sein Pferd, ein schönes, edles Thier, an und reichte Dick die Hand. „Wie geht es Ihnen, Herr Hale?“ sagte er mit freundlicher Stimme. „Sie sehen wohl aus. Ich freue mich, England hier durch unseren besten Reiter vertreten

zu sehen. Sie reiten ja ein ganz vorzügliches Pferd.“ Und er musterte das Thier mit Kennermiene, während Hale einige höfliche Worte des Dankes sagte. Dann ritt er grüßend weiter. Johanna war ganz stolz darauf, aus des Prinzen Mund gehört zu haben, daß Dick ein anerkannt guter Reiter sei, und zum ersten Male in ihrem Leben wünschte sie, selbst reiten zu können. „Glauben Sie, Herr Hale, daß ich nicht zu alt bin, um reiten zu lernen?“ fragte sie. — „Nein, gewiß nicht“, antwortete Hale; „ich habe gerade ein Pferd in Rom, das ganz ausgezeichnet für Sie paßt; Sie sollten nur gleich anfangen, Reitunterricht zu nehmen. O, Reiten ist ein so großes Vergnügen!“ Er sagte dies mit solcher Ueberzeugung, daß Johanna darüber lächeln mußte: „Ich wußte gar nicht, daß Sie so enthusiastisch sein könnten“, sagte sie. — „Ich habe Manches sehr lieb“, erwiderte er. — Er dachte sich nichts Besonderes bei diesen Worten. Er hatte in der That Manches lieb und zeigte dies unverhohlen und stand nicht an, es auszusprechen. Aber indem er die kurzen Worte sagte, blickte er Johanna an, und die Augen Beider begegneten sich. Und es fiel ihm auf einmal ein, daß noch ein großer Unterschied zwischen „lieb haben“ und „lieben“ sei, und daß er das Beste im Leben noch nicht genossen habe. Seine großen, treuen Augen wurden seltsam beredt; Johanna wandte den Blick verlegen ab. Gleich darauf wurde das Signal zum Abreiten gegeben. Dick drückte Johanna und ihrer Mutter die Hand und verschwand in einem dichten Knäuel von Reitern und Amazonen.

Die Jagd bewegte sich einige Zeit langsam im Felde vor=

wärts. Die Wagen folgten auf der Chaussee und machten auf einem Hügel Halt, der das Land in einem weiten Umkreis überhöhte. Johanna hatte sich auf den Sitz gestellt und verfolgte durch ein gutes Glas die sich entfernende Reitergruppe. Sie suchte Hales Gestalt, aber konnte sie nicht herausfinden. Plötzlich kam neues Leben in die von ihr beobachtete Masse. Sie hörte lautes Hundegebell und sah die Pferde in vollem Galopp der Meute nachheilen. Die Reitergruppe verlor ihre ursprüngliche, runde, volle Form und wurde immer länger; und jetzt erkannte Johanna an der äußersten Spitze die ihr wohlbekannte Gestalt des Squire. Neben ihm, beinahe in gleicher Höhe, ritt der Prinz. Aber auch dieser blieb bald zurück, und allen Andern weit voraus jagte Dick davon. Sie sah ihn über Hecken und Gräben fliegen, vor denen viele seiner Nachfolger stuzten und zurückwichen; sie glaubte zu bemerken, daß er sich im Sattel erhob, sich umwandte und nach den Wagen blickte, und das Herz pochte ihr gewaltig. Dann verschwand er aus ihrem Gesichtskreise. Sie nahm das Glas von den Augen, athmete tief auf, setzte sich nieder und versank in Träumereien.

Johanna war durchaus kein naives, junges Mädchen. Sie war auch kein affectirtes Wesen; aber, sich selbst unbewußt, spielte sie nun seit Jahren eine gewisse Rolle. Schöne Einfachheit und Natürlichkeit hatte sie darüber eingebüßt. Sie kannte und liebte sich als Heldin eines traurigen Romans und hatte nicht den Muth, sich einzugestehen, daß dieser Roman eigentlich ein höchst langweilger sei. Sie hatte viel gelesen, viel geträumt

und es war ihr leicht, sich in alle nur möglichen sentimentalischen Situationen hineinzudenken. Sie sah sich nun von einem guten, starken Manne geliebt, dem sie ihre Achtung nicht versagen konnte, dem sie ihr Herz gern gegeben hätte, „wenn sie noch ein Herz zu vergeben gehabt hätte“. Aber sie hatte „geliebt und gelebt“. Was sollte ihr die Freude frommen? Sie kam sich sehr rührend vor, und die Augen wurden ihr feucht über ihr eigenes Unglück.

Dick Hale jagte inzwischen lustig weiter, bergauf, bergab, über Hecken, Gehege und Bäche, immer der Meute nach, schnurstracks dem Ziele zu. „Ich will mein Wild erlegen“, sagte er, und er dachte dabei viel mehr an Johanna, als an den armen, gehegten Fuchs.

Dick war ein regelmäßiger Gast im Hause, das Johanna und ihre Mutter bewohnten. Diese hatte ihn sehr lieb gewonnen. Alle Mütter pflegten viel auf den Squire zu halten. Sie wagte nicht, auf den guten Mann wie auf einen möglichen Schwiegerjohn zu blicken — dazu flößte ihr die Melancholie ihrer Tochter zu viel Respekt ein — aber sie war Frau und fühlte wohl, daß der überall gern gesehene und gesuchte Squire nicht ihretwegen so oft käme und daß er sich lieber mit der Tochter als mit der Mutter unterhalte. Sie gönnte ihm dies Vergnügen gern und war stets bereit sich unsichtbar zu machen, wenn ihre Gegenwart nicht geradezu verlangt wurde. Es ist auch wahrscheinlich, daß die zähe Hoffnung der Mutter ihr sagte: „Es ist doch noch möglich, daß Johanna ihr altes Unglück vergißt und ein neues Leben beginnt.“

Stimme einer zärtlich besorgten Mutter. Johanna antwortete nicht und wandte das Gesicht ab. Was hätte sie auch sagen können? Noch hatte sie nicht gelernt, daß Offenheit, Einfachheit, Wahrheit so viel schöner und größer, ja so viel poetischer sind, als krankhafte, mondsüchtige Sentimentalität. „Er würde mich nicht verstehen“, meinte sie im Innersten ihres Herzens; — und darin hatte sie zu ihrem Glück recht. Dick Hale glaubte sie viel besser und schöner als sie war. — „Wollen Sie mir nicht antworten?“ frug er weiter. — „Ich kann es nicht“, sagte sie. — Richard stand auf und trat dicht an sie heran und beugte sich zu ihr. „Johanna“, flüsterte er, „ich möchte Sie so gern glücklich sehen. . . . Johanna, wollen Sie mir vertrauen? . . . Kein Stein soll Ihren Fuß verletzen, wenn Sie Sich von mir führen lassen. Ich möchte mein Herzblut für Sie hingeben, und ich will Ihnen mein ganzes Leben geben, wenn Sie es nur nehmen wollen.“ — Johanna saß wie versteinert und wagte es nicht, sich zu rühren. — „Johanna“, fuhr Dick fort, „sagen Sie mir ein Wort: Können Sie mich lieben? . . . Wollen Sie mich lieben?“ — Seine Stimme zitterte vor Bewegung. Johanna wandte sich ab. — „Bitte, lassen Sie mich allein“, sagte sie leise. — „Weshalb soll ich Sie so verlassen?“ fragte Dick traurig, „kennen Sie Ihr eigenes Herz denn nicht und sagt es Ihnen nicht, was Sie antworten sollen?“ — Das war ein Bißchen zu viel verlangt. In einem Augenblicke süßen Schmerzen entsagen, die man jahrelang gehegt und gepflegt hat, sich selbst plötzlich anders sehen, als man zu sein geglaubt? — Es war dem schwachen Mädchen nicht möglich, so zu handeln. „Ich kenne mein Herz nur zu gut,“

sagte sie pathetisch. „Es ist todt — todt.“ Und sie verließ das Zimmer. Sobald die Thür geschlossen war, hätte sie umkehren mögen, um das unglückliche Wort zurückzunehmen. Es war zu spät. Sie ging in ihr Zimmer und, wie vor Jahren, als sie den Tod des Taugenichts erfahren hatte, setzte sie sich an ihr Bett und weinte. Die Arme! Sie hatte guten Grund zu weinen. Sie hatte einen braven Mann und sich selbst recht unnützes Leid angethan.

Dick blieb eine volle Minute wie angewurzelt am Boden stehen, dann hielt er sich einen Augenblick die Augen zu, ließ darauf die Haut entmuthigt fallen, griff nach seinem Hut und verließ das Haus, in dem er sein Glück zu finden gehofft hatte.

IV.

Richard Hale saß in seinem Arbeitszimmer vor dem Kamine, eine offene „Times“ in der Hand, und starrte in das glühende Feuer. Er sah angegriffen aus, denn er hatte eine schlaflose Nacht verbracht und sich während der Zeit viel Kummer und Sorgen gemacht. Es war noch nicht spät, denn Dick stand immer früh auf, und der Diener hatte den Thee wie gewöhnlich, um acht Uhr, in sein Zimmer gebracht. Dieser Diener, der Dick als Kind gekannt und seitdem nicht verlassen hatte, trat jetzt wieder ein. „Das Pferd ist gesattelt“, sagte er, „aber James meint, es sei gar unbändig, und fragt, ob der Herr nicht

vorziehe, Thaddy zu reiten, der ganz frisch ist und auf dem der Herr gewiß mehr Vergnügen haben würde, als auf dem rohen, neuen Pferde. James will es erst einige Tage selbst reiten, damit es etwas ruhiger wird und er wissen kann, woran er sich mit ihm zu halten hat.“ Richard hatte, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, vergessen, daß er eine Fuchsjagd vor sich habe. Eine Secunde, aber auch nur eine Secunde, kam ihm der Gedanke, zu Hause zu bleiben. — „Ich denke, wenn James das Pferd reiten kann, so kann ich das wohl auch“, sagte er barsch. — Der alte Diener, der nie ein unfreundliches Wort von seinem Herrn gehört hatte, sah diesen verwundert an. „Versteht sich“, sagte er, „ich weiß wohl, daß der Herr jedes Pferd reiten kann; aber er wird vielleicht kein Vergnügen mit einem Thiere haben, das unruhig wird, sobald es in Gesellschaft kommt. Deshalb wollte James es erst allein herausnehmen.“ — Es that Dick bereits leid, unfreundlich gewesen zu sein. „Da das Pferd einmal gesattelt ist, will ich es reiten“, sagte er. „James soll mit Thaddy folgen; wenn es nöthig ist, werde ich später mit ihm wechseln, und er kann das neue Pferd dann nach Hause reiten.“ — „Sehr wohl“, erwiderte der etwas beleidigte Diener und entfernte sich. — Richard ging darauf in sein Schlafzimmer, zog sich schnell an, nahm die schwere Jagdpeitsche, rief aus dem Fenster hinaus, daß man sein Pferd vorführen möge und war nach einigen Minuten im Sattel.

Das neue Pferd, dem sein früherer Eigenthümer, ein irländischer Lord, den spaßhaften Namen Bonebreaker, „Knochenbrecher,“

gegeben hatte, war ein großes, starkes, schönes Thier mit wundervoller Brust und Schulter. Aber das Auge war wild und falsch, und die Art, wie es die Ohren an den Kopf legte, zeigte, daß es nichts Gutes im Sinne führe. Der Stallknecht, ehe er es losließ, prüfte noch einmal aufmerksam Kopfzeug und Sattelgurt; er war mit seinem Examen kaum halb fertig, als Richard bereits ungeduldig rief: „Laß ihn frei.“ — Er hatte nie vor einem Pferde Furcht gehabt und war heute weniger als je geneigt, ängstlich zu werden. — Bonebreaker sprang kurz und hart an, sobald ihn der Stallknecht losgelassen hatte, aber er fühlte sich durch eine feste Hand gehalten, und zornig den Kopf in die Höhe werfend, unwillig gehorchend, folgte er tänzelnd und unruhig der Führung seines Reiters. — „Warte nur, bis wir das niederträchtige Pflaster hinter uns haben“, murmelte Dick, „und Du sollst sehen, ob ich mit mir spaßen lasse.“ Bonebreaker schien sich wenig um die Drohung zu kümmern und wurde nicht ruhig, und die Leute auf der Straße blieben stehen und sahen dem finsternen Manne nach, der das störrische, wilde Pferd seinem Willen unterthan zu machen versuchte.

Auf dem Rendezvous waren wieder viel Wagen versammelt. Richard musterte die bunte Reihe und sah bald, daß Das, was er suchte, obgleich er kaum gehofft hatte es zu finden, daß Johannas Wagen fehlte. — Der irländische Lord, der Bonebreaker verkauft hatte, näherte sich Dick. — „Ein schönes Thier“, sagte er, „ein schönes Thier, das Sie gut taillirt. Wenn es nur gehorchen wollte.“ — „Ich will es schon gehor-

sam machen“, antwortete Dick. Der Ton seiner Stimme war nicht freundlich wie gewöhnlich; der ehemalige Eigenthümer des Pferdes, meinend, Hale bereue den Kauf, den er gemacht, entfernte sich, ohne die Unterredung fortzusetzen.

Dick hatte sich auf dem äußersten Flügel aufgestellt, um möglichst freies Spiel zu haben und zankte sich dort mit seinem Pferde herum, das immer ungeduldiger und unartiger wurde. James, der den schönen, ruhigen Thaddy ritt und hinter seinem Herrn stand genommen, wandte seine Augen nicht eine Secunde von Pferd und Reiter. — „Was mag dem Squire nur fehlen, daß er so eigensünnig ist?“ dachte er vor sich hin, „er muß doch sehen, daß man das Pferd nicht auf Jagd und in Gesellschaft reiten kann.“ — Bonebreaker schien dies bekräftigen zu wollen, denn er stieg plötzlich so gerade in die Höhe, daß er um ein Haar auf den Rücken gefallen wäre. Hale gab ihm mit der schweren Peitsche einen Schlag zwischen die Ohren, der ihn wieder auf die Vorderbeine brachte, aber keineswegs beruhigte. — Dick war nun übrigens ebenso zornig geworden wie sein Pferd, und sobald das Signal zum Abreiten gegeben, nahm er Sitz wie zu einer Steeple-Chase, drückte dem Gaul die Spornen in die Weichen und, die Gesellschaft weit hinter sich lassend, jagte er im wilden Fluge davon. Bonebreaker hatte den Zügel zwischen die Zähne genommen und ging mit seinem Reiter durch. Dieser hatte jedoch noch nicht alle Gewalt über ihn verloren und es gelang ihm, eine Richtung einzuschlagen,

die ihn außer Gefahr brachte, mit der Jagdgesellschaft zu collidiren oder die Jagd zu verderben. Vorwärts ging es dann über Hecken, Zäune, Gräben. Bonebreaker war guter Race und hatte ein muthiges Herz, und Hindernisse flößten ihm keine Furcht ein. Aber Dick, der auch im reifern Alter die jugendliche Verachtung für Jäger bewahrt hatte, die nicht reiten „wie die Krähe fliegt“, Dick war nicht ängstlicher als sein Pferd und trieb es vielmehr, als er sich von ihm fortreißen ließ.

James, volle dreißig Pfund leichter als sein Herr, und besser beritten als er, folgte ihm ohne große Schwierigkeiten. Seit sechszehn Jahren des Squires steter Begleiter, als junger Bursche ein wohlbekannter Steeple-Chase-Reiter, kam ihm der Gedanke gar nicht, daß er augenblicklich etwas Anderes zu thun haben könne, als seinem Herrn zu folgen. Daß Bonebreaker durchging, fühlte der alte Groom eben so deutlich, als wenn er selbst auf dem Thiere geseesen hätte; aber er wußte auch, daß der Squire alle Geheimnisse der Reitkunst kenne, und seine Lage flößte ihm keine Besorgniß ein. „Bonebreaker wird heute eine gute Section erhalten“, sagte er sich; — und unverdrossen folgte er seiner Fährte.

Hale sah sich um und erblickte James einige fünfzig Schritt hinter sich. Er nickte ihm freundlich zu. James näherte sich ihm etwas mehr und rief: „Befehlen Sie etwas, Herr?“ — „Nein! nein!“ war Dick's Antwort. „Es ist Alles in Ordnung. Ermüde Thaddy nicht zu sehr.“ — „Ich wußte es“, sagte

sich James, daß Alles in Ordnung wäre. . . . Es giebt keinen besseren Reiter im Lande als den Squire — und auch keinen besseren Herrn. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß er den Kopf verliere. Ich wette, er denkt jetzt ebensoviel an Thaddy als an Bonebreaker. — Aber Dir schadet ein kleines Rennen nicht, alter Thaddy, und wo ein Lump, wie Bonebreaker, hundertsechszig Pfund hinträgt, da bleibst Du mit hundertdreißig Pfund gewiß nicht zurück.“ Und er streichelte dem edlen Thiere den schlanken Hals; Thaddy legte sich fester auf den Zügel und nickte mit dem kleinen Kopfe, als wollte er sagen: „Du kannst Dich auf mich verlassen“.

Hale und James waren jetzt auf einem ziemlich hohen Hügel angelangt. Vor ihnen, so weit das Auge reichte, erstreckte sich die traurige, schöne römische Campagna. Am Fuße des Hügels schlängelte sich ein kleiner Bach durch das grüne Land. Alles war öde und still; einige große Raubvögel, die, trägen Flügelschlags, durch die helle Luft zogen, waren die einzigen lebenden Wesen, die man erblickte.

Bonebreaker raste den schlüpfrigen Hügel hinunter. Der sichere Thaddy folgte, ohne die Entfernung zwischen den beiden Pferden um einen Zoll zu vergrößern. Nahe am Fuße des Hügels erhob sich plötzlich ein Mann, den die Unebenheiten des Terrains bis dahin verborgen hatten. Er rief Hale, der dicht an ihm vorüberritt, etwas zu und gesticulirte lebhaft und zeigte nach rechts. Hale verstand ihn entweder nicht, oder konnte den gegebenen Rath nicht befolgen und ritt

in der eingeschlagenen Richtung weiter. James hingegen, der die Zeichen des Bauern richtig deutete, lenkte nach rechts ab; den Lauf seines Pferdes noch beschleunigend, erreichte er, fast gleichzeitig mit dem Squire, das Ufer des Baches. Dort hielt er den gehorsamen Thaddy scharf an, denn, was er sah, erfüllte ihn mit Schrecken.

An der Stelle des Ufers, dem Bonebreaker sich jetzt in wilden Sprüngen, näherte, hatte vor vielen Jahren ein Gebäude gestanden. Der Boden war auf einer bedeutenden Fläche mit vermodernden, großen und kleinen Steinen bedeckt. Die Ufer des Baches waren auf beiden Seiten künstlich erhöht worden, und wahrscheinlich durch eine Brücke verbunden gewesen. Die letzten Reste dieser Baute waren längst verschwunden, aber das solide Mauerwerk, das den Bach dort eindämmte und auf das sich die alte Brücke gestützt haben mußte, hatte sich ziemlich gut erhalten. Der Bach war dadurch an beiden Seiten nicht unbedeutend erweitert, während sein Bett durch zwei senkrechte Mauern, die zwölf bis zehn Fuß hoch sein mochten, gebildet war. Der Absprung vom diesseitigen Ufer sah sehr schlecht aus; auch mit dem Landen auf der anderen Seite war es nicht gut bestellt. Große, wild umher geworfene Steinblöcke versperrten den Weg überall; freiwillig würde kein vernünftiger Mensch, selbst der kühnste und beste Reiter, den Versuch gemacht haben, den Bach an dieser Stelle zu passiren.

Dem Squire blieb keine Wahl. Er sah die drohende Gefahr im letzten Augenblicke und machte einen kurzen, verzweifelten Versuch, dieselbe zu vermeiden. Aber er erkannte schnell, daß

es unmöglich wäre, den blind dahin stürzenden Bonebreaker aufzuhalten; und so setzte er die Zähne zusammen, legte die nervigen Schenkel fester an, drückte im entscheidenden Augenblicke dem tollen Pferde die Sporen in die Weichen und, auf das Schlimmste vorbereitet, machte er den Sprung. James sah Roß und Reiter in der Luft, und der Athem stockte ihm; dann hörte er einen dumpfen Schall und sah Pferd und Mann auf dem jenseitigen Ufer am Boden liegen. In einem Augenblick war er selbst über den Bach und zur Seite seines Herrn. Dieser war bereits aufgesprungen und hielt Bonebreaker am Zügel. — „Verleßt, Herr?“ rief ihm James zu. Der Squire schüttelte mit dem Kopfe, aber sah blaß und verstört aus. James, für den Unfälle mit Pferden nichts Neues und Erschreckliches waren, war aus dem Sattel gesprungen und examinierte die Gliedmaßen seines Herrn mit dem Sachverständniß eines Chirurgen. Er betastete und drückte die Rippen, die Beine und Arme des Squire und glaubte schon, ein günstiges Verdict über dessen Zustand abgeben zu können, als sein Herr plötzlich einen Schmerzenslaut ausstieß. — „Schüsselbeinbruch“, erklärte James lakonisch. „Nichts Gefährliches, Herr. In drei Wochen können Sie wieder zu Pferde sitzen“; — dann wandte er seine Aufmerksamkeit dem böswilligen Anstifter des Unheils zu. „Du bist besser davon gekommen, als Du es verdienst“, sagte er, nachdem er das Pferd, das an allen Gliedern zitterte, aufmerksam untersucht hatte — und sich zum Squire wendend fuhr er fort: „Der Gaul ist unbeschädigt.“

Dick hatte sich auf einen Stein hingejetzt und sprach noch immer nicht. Er war halb betäubt von dem heftigen Sturze und gebrauchte einige Minuten, um wieder zu sich zu kommen. James band sich inzwischen seine lange Halsbinde ab und befestigte damit den Arm seines Herrn an dessen Körper. — „So“, sagte er, wohlgefällig auf sein Werk blickend: „nun können wir ruhig abwarten, bis der Doctor kommt.“

Dick erhob sich. „Du hattest Recht“,“ sagte er. „Ich hätte Bonebreaker heute nicht reiten sollen.“ — James war beschämt, eine Entschuldigung von seinem Herrn zu hören. „Es war Niemandes Fehler, daß ein Unfall passiert ist“, erwiderte er. „Es giebt wenig Pferde, die Sie nicht reiten dürfen, wo und wie Sie wollen; man konnte nicht wissen, daß gerade Bonebreaker eines der wenigen sei.“ — James hatte, während er sprach, den Anzug seines Herrn von den Spuren des Falles gereinigt. — „Soll ich einen Wagen holen?“ fragte er nun, oder denken Sie nach Hause reiten zu können?“ — „Ich ziehe vor, zu reiten“, meinte der Squire. „Gieb mir Thaddy und nimm Bonebreaker. Er sieht nicht aus, als ob er Lust verspüre, heute noch einmal durchzugehen.“ Bonebreaker sah in der That sehr niedergeschlagen aus und schien vorläufig von allem Uebermuth geheilt.

Thaddy ließ sich an einen hohen Stein führen, so daß Hale ohne Schwierigkeit aufsteigen konnte; James, nachdem er sich überzeugt, daß sein Herr leicht und sicher zu Pferde

siße, schwang sich auf Bonebreaker und bereitete sich vor, seinem langsam davonreitenden Herrn zu folgen. Ehe er dies that, warf er noch einen prüfenden Blick auf die Stelle, wo der Squire gefallen war. — „Wir sind mit leichtem Schaden davongekommen“, sagte er, „wir können von Glück sagen. Wir hätten uns hier viel leichter das Genick, als das Schlüsselbein brechen können.“

In der Nähe des Thores wurde Hale von zurückkehrenden Jägern eingeholt. Sie umringten ihn und erkundigten sich angelegentlich nach seinem Schicksale. Er erzählte in kurzen Worten, was ihm begegnet sei. Mehrere Herren kannten die Stelle, die Hale ihnen beschrieb. Kein Reiter hätte jemals den Versuch gemacht, dieselbe zu passiren, meinten sie. Einer von ihnen, ein englischer Doctor, ritt mit Hale nach dessen Hause, um ihm einen ordentlichen Verband anzulegen. Die Anderen commentirten auf dem Heimwege den Unfall, der Hale betroffen hatte, und Viele tadelten den Squire. „Er kannte Bonebreaker“, sagten sie, „und hätte nicht riskiren sollen, die Jagd zu verderben und sich den Hals zu brechen.“ — „Glücklicherweise hat er weder das Eine noch das Andere gethan“, meinte ein gutmüthiger Freund, der Hale vertheidigen wollte, — „Das war sein Glück“, entgegneten die Anderen; „Ein alter Jäger wie der Squire hätte nicht muthwilligerweise das Vergnügen Anderer und sein eigenes Leben in Gefahr bringen sollen“.

Rom ist eine kleine Stadt; die neue Geschichte von Dick Hale, Bonebreaker, dem Sprunge und dem Falle hatte

in wenigen Stunden die Runde durch die Gesellschaft gemacht, der der Squire angehörte. — Die Geschichte war dabei hie und da etwas ausgeschmückt worden; als sie der armen Johanna zu Ohren kam, die den ganzen Tag in Sorgen und Unruhe verbracht hatte, da hörte sie sich in der That an, als ob der Squire etwas ganz Außergewöhnliches gethan und gewagt hätte. — „Wenn er sich hätte tödten wollen“ — so endete der Berichterstatter seine Erzählung, der Johanna mit Spannung aller Nerven gelauscht hatte — „so hätte er nicht anders handeln können, als er gethan hat.“ — Auch über die von Hale erlittenen Verletzungen circulirten widersprechende Gerüchte. Der einfache Schüsselbeinbruch war längst beseitigt. Mitleidige Seelen begnügten sich damit, dem Squire Arme und Beine zu brechen; die Hartschherzigen sprachen von gebrochenen Rippen und Hüften. Die letzte Version war, daß der Squire trepanirt werden müsse.

Johanna war wie zu Boden geschlagen. So wirklich unglücklich, wie sie jetzt war, hatte sie sich nie gefühlt. Wie ein Schleier fiel es ihr von den Augen und in ihrer ganzen Nichtsnutzigkeit erkannte sie die Natur ihrer frühern Eitelkeit und Schwäche. — „Ich habe den besten Mann getödtet, den es auf der Welt gab“, sagte sie. — Denn daß Dick Hale sich ihretwegen das Leben hatte nehmen wollen, daran zweifelte sie nicht einen Augenblick. Wohl mußte sie später über diese überne Idee lächeln. Aber der Gedanke hatte das Verdienst ein unaffectirter zu sein und flößte

ihr den Muth ein, aufrichtig und einfach zu handeln. — „Mutter,“ sagte sie, „ich will Herrn Hale besuchen, um zu erfahren, wie es ihm geht.“ — „Geh, mein Kind“, antwortete die Mutter; „und gebe Gott, daß Du uns guten Bescheid bringen kannst.“

Der alte Kammerdiener des Squire, der Fräulein Johanna wohl kannte, zeigte einige Verwunderung, als die junge Dame, augenscheinlich in großer Aufregung, nach dem Befinden seines Herrn fragte. „Der Doctor ist vor einer Stunde fortgegangen“, antwortete er; „der Herr sitzt in seinem Arbeitszimmer und befindet sich schon wieder ziemlich wohl. Darf ich melden, daß Sie Sich nach seinem Befinden zu erkundigen wünschen?“

Johanna dachte eine Secunde nach. Dann nahm sie ein Stückchen Papier, das auf dem Tische lag und schrieb zwei Zeilen: „Können Sie mir vergeben? wollen Sie mich sehen?“ — „Geben sie dies ihrem Herrn“, sagte sie und reichte das Papier dem Diener. Dieser entfernte sich und Johanna sank halb todt auf einen Stuhl. Nach einer Secunde öffnete sich die Thür, und der große Squire, den Arm in der Binde, das Gesicht bleicher als gewöhnlich, aber die schönen, treuen Augen voller Liebe und Güte, stand vor ihr. „Meine geliebte Johanna“, sagte er und führte sie in sein Zimmer.

Sie hatte ihren Kopf an seine Schulter gelegt und weinte süße Thränen der Reue und des Glücks, und er hielt sie fest umschlungen und sagte: „Ich will Dich glücklich machen und wäre es selbst gegen Deinen Willen.“

Die Bärenjagd.

Heiliger Abend in Petersburg, Heiliger Abend unseres Stils!
— Ich hatte bei einem Bekannten gegessen, und wir hatten in kleiner Gesellschaft auf das Wohl der Lieben daheim getrunken. Nach Tische ging ich früh fort, um zu Hause rasch einen Koffer zu packen und dann nach der Bahn zu fahren. — Ich hatte nämlich eine Einladung erhalten, am nächsten Tage einer Jagd auf Elch und Bär beizuwohnen. Obgleich meine Leidenschaft für die edle Waidmannskunst höchstens lauwarm genannt werden kann, hatte ich doch die Gelegenheit benutzen wollen, eine der gepriesenen russischen Jagden mitzumachen.

Der Abend war schön und kalt, als ich auf einem kleinen Schlitten, der mich zur Eisenbahn führen sollte, durch die breiten, geraden Straßen von Petersburg flog. Auf der Perspective Newski kreuzten sich Tausende von Fuhrwerken. Mein Pferd war keines von den schlechtesten, und mein Kutscher nicht ängstlich. Ich fuhr vielen Schlitten in einer Weise vorbei, die in Paris und London als nicht höflich und als nicht ungefährlich betrachtet worden wäre. In Petersburg muß dies wohl erlaubt sein, denn der Kutscher betrieb das Vorfahren und Abschneiden mit handwerksmäßiger Ruhe und Sicherheit und hatte weder

einen Blick noch ein Wort für die Schlitten, die er überholte und die er beim Vorbeifahren häufig aus ihrer Bahn brachte. Ein barsches „Rechts!“ oder „Links!“ für den Kutscher des andern Schlitten; ein etwas freundlicheres „Vorwärts!“ und ein leiser Schlag mit dem Zügel für das eigene Pferd — und wir schossen vorbei.

„Der Mann muß wissen, was er zu thun hat“, sagte ich mir und ließ ihn nach seiner Weise weiterfahren. Es wäre mir übrigens auch schwer geworden, ihm irgend eine Bemerkung zu machen, denn ich war erst vor wenigen Tagen in Petersburg angekommen und meine Kenntniß der russischen Sprache beschränkte sich auf ein Duzend Worte, deren Anwendung, wie ich bemerkt hatte, den Kutscher jedesmal in große Bestürzung zu versetzen schien. Meine Zeichensprache verlor, sobald ich einmal den Mund geöffnet hatte, jeden Werth, und der Mann führte mich sodann in wilder Hast nach irgend einem unbekanntem Orte, wo ich die Vermittelung des nächstgelegenen Apothekers, Bäckers oder Haarschneiders in Anspruch zu nehmen hatte, um schließlich dahin zu gelangen, wohin ich eigentlich wollte. Von den genannten Professionellen sind nämlich in Petersburg die ersten beiden gewöhnlich Deutsche, der letzte Franzose. Das gute Gedeihen auf russischem Boden des Dolmetschers, der sein nützlichcs Amt unentgeltlich verrichtet, trägt nicht wenig dazu bei, den Aufenthalt in Petersburg für den Fremden zu einem angenehmen zu machen.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen machte es mir wenig aus, von meinem Kutscher verstanden zu werden, oder nicht. Da

mir überhaupt nur daran gelegen war, Petersburg kennen zu lernen, so nützte mir die Gabe, mich mit meinem Kutscher nicht verständigen zu können, mehr als sie mir geschadet hätte; denn ich verdankte diesem Umstande, nach entfernten Vierteln geführt zu werden, die ich sonst niemals besucht haben würde. Heute jedoch, am Heiligen Abend, wollte ich zu einer bestimmten Stunde an der Eisenbahn sein. Der Kutscher war vor der Abreise von meiner Wohnung wohl instruiert worden, und ich hatte nun Furcht, daß ihn das leiseste Wort von mir aus der Fassung und der richtigen Spur bringen möchte. So hüllte ich mich fester in den warmen Mantel, hielt den Mund geschlossen, beugte den Kopf gegen den Wind und ließ den Kutscher regieren. Er brachte mich auch wohlbehalten nach der Eisenbahn.

Meine Reisegefährten langten fast gleichzeitig mit mir auf dem Bahnhofe an und beschämten mich zunächst durch ihre äußere Ausstattang. Während ich in einem gewöhnlichen Reiseanzuge, mit einem warmen, aber zum Gehen viel zu schweren Pelze, ausgezogen war, meine Büchse selbst trug und die Patronen in einer Reisegeldtasche untergebracht hatte, erschienen meine Genossen in untadelhaftem, zweckmäßigem Jagdcostüm: hohe, starke, mit Filz gefütterte Stiefel; kurzer, grauer, bequemer Jagdpelz; Muff, Pelzmütze, Hirschjäger. — Büchsen und Gewehre, von denen ein Jeder mehrere mit sich führte, waren von Leibjägern und Bedienten getragen.

Der eine der Herren maß meinen Anzug kritischen Blickes und sagte: „Sie werden wohl thun, ein weißes Hemde über

den schwarzen Pelz zu ziehen, sonst kommt Ihnen kein Thier schußgerecht."

Ich dachte darüber nach, daß es mir nicht schwer fallen würde, ein halbes Duzend Hemden unter dem Pelz zu tragen, während ich unüberwindliche Schwierigkeiten voraussah, wenn ich den Versuch machen sollte, ein einziges Hemde über das weite Kleidungsstück zu ziehen, und sagte mir, um mich zu trösten, daß Elch und Bär ihre Schicksale hätten, und daß die prädestinirten Opfer meiner Jagdkunst sich auch durch meinen unpassenden Anzug nicht abhalten lassen würden, ihrem „geschriebenen“ Ende entgegen zu gehen. Bald darauf reisten wir ab.

Ein Prinz, womöglich eine Kaiserliche oder Königliche Hoheit, erscheint mir, nächst dem Bären, die wünschenswertheste Persönlichkeit bei einer Bärenjagd in Rußland. Man kann nämlich in diesem Lande kaum vorsichtig genug in der Wahl seiner Eltern sein. Ist man dort einmal als armer Leute Kind geboren, so muß man schon ganz besonderes Glück haben, um nicht als armer Kinder Vater zu sterben. Man sagt, daß die russischen Bauern sich auch recht gut amüsiren und ein harmloses, sorgloses, gemüthliches Leben führen. Ich will es gern glauben, obgleich mir ihr Loos niemals beneidenswerth vorgekommen ist. Dagegen erscheint mir das Leben eines Prinzen in Rußland als eine höchst angenehme Beschäftigung. Standesgenossen kommen ihm mit Höflichkeit und Freundlichkeit entgegen; Untergeordnete blicken mit wahrhaft rührender Ehrfurcht zu ihm hinauf. Man ist, wenn man in Rußland in Gesell-

schaft eines Prinzen reist, ziemlich sicher, überall sehr gut behandelt zu werden.

Wir hatten das Glück, an der Spitze unserer kleinen Gesellschaft eine königliche Hoheit zu haben. Der hohe Herr war der liebenswürdigste, freundlichste Mann, den man sich denken konnte. Nach dem, was ich von ihm sah, schien es mir, als ob er die zahlreichen Prerogativen seines Standes ausschließlich dazu benutzte, seiner Umgebung das Leben leicht und angenehm zu machen. Wir verdankten ihm, die Reise von Petersburg nach D. . in einem eleganten und bequemen, gut geheizten Salonwagen zu machen, in dem wir uns behaglich wie im warmen Zimmer fühlten, während der Thermometer, der außerhalb des Fensters am Wagen befestigt war, 16° Kälte nachwies.

Der Vollmond stand am Himmel und zeigte uns, so weit das Auge reichte, die weiße, öde Winterlandschaft. An den Stationen erblickten wir einige Bahnhofsbearbeiter. Sonst war nirgends ein Haus, nirgends ein lebendes Wesen zu erblicken. Unermesslich groß und einsam und traurig erschien mir das weite, flache Land, durch das uns die stöhnende und schnaufende Locomotive in schnellem Fluge zog. Wie ein ungeheures Pailich lag die weiße Schneedecke über der todten Landschaft.

Gegen Mitternacht langten wir in D. . an. Eine genügende Anzahl von Schlitten, um die ganze Gesellschaft nach dem Schlosse zu führen, erwartete uns am Bahnhofs. Ich nahm in einem der Fuhrwerke Platz; der Kutscher jagte davon

als ob er vom Feinde verfolgt wäre, und nach wenigen Minuten befand ich mich vor einem großen, hellerleuchteten Palaste wo mich zwei dienstefrige Sakaien in Empfang nahmen. Sie hoben mich aus dem Schlitten, als ob meine Füße viel zu vornehm zum Auftreten wären, und führten mich durch lange, warme Galerien nach einem großen Zimmer, in dem ein halbes Duzend Lichter brannten und ein helles Holzfeuer im offenen Ofen loderte. Mein kleiner Koffer war im Nu ausgepackt. Ich wechselte meinen Kuzug und begab mich, der Weisung des Dieners folgend, nach einem Empfangszimmer, wo der Prinz, unser Wirth, bereits auf uns wartete, und wo sich auch bald die ganze Jagdgesellschaft, aus sechs Personen bestehend, einfand. Ich trank noch einige Tassen ganz vorzüglichen Thees, lauschte mit ungeheucheltem Erstaunen den wunderbaren Münchhausiaden, mit denen ein alter Bärenjäger meine Unerfahrenheit regalirte und ging dann zu Bett, um von allen möglichen wilden Thieren zu träumen und Elch und Bär im Schlafe zu erlegen.

Als ich am nächsten Morgen geweckt wurde, war es noch stockfinster. Ich zog mich rasch an, denn ich kannte die Pünctlichkeit des Prinzen, und begab mich wieder in das große Empfangszimmer. Dort erfuhr ich, daß die günstigsten Meldungen vom Oberförster eingegangen seien. Sieben Stück Elchwild und ein starker Bär waren, in nicht sehr bedeutender Entfernung von D . . umkreist, und warteten nur darauf, von uns erlegt zu werden.

Gegen neun Uhr, in der Frühdämmerung, fuhren wir ab.

Ich saß mit einem deutschsprechenden Forstbeamten, dessen Aufgabe es war, den richtigen Weg zu finden und zu zeigen, im ersten Schlitten. Der Schlitten des Prinzen folgte dicht hinter mir; dann kamen die anderen Herren ebenfalls in kleinen, leichten Fuhrwerken, von schnellen, guten, muthigen Pferden gezogen. Vorwärts ging es, was die Thiere nur laufen konnten. Der niedrige Schlitten schleuderte gewaltig, und ich glaubte mehr als einmal, daß wir umwerfen würden; aber der Kutscher, dessen Beine über den Sitz hingen und dessen Füße durch den Schnee dicht über dem Boden schleiften, paßte gut auf und gebrauchte bald den rechten, bald den linken Fuß, um das gefährdete Gleichgewicht wieder herzustellen und den Schlitten vor dem Umstürzen zu bewahren.

Um zehn Uhr langten wir in einem kleinen Dorfe an. Die Bauern, in lange, dicke Röcke gehüllt, standen vor den Thüren ihrer niedrigen Blockhäuser und schienen die grimmige Kälte kaum zu fühlen. Sie entblößten sich ehrerbietig, als wir an ihnen vorbeifuhren und verbeugten sich tief, mit einer ruhigen Würde in ihrer Unterwürfigkeit, die mir als ganz eigenthümlich russisch auffiel.

Das Dorf lag auf einem Hügel. Ich über sah ein weites, stilles, schneebedecktes Land. In einiger Entfernung erblickte ich einen Schlitten, in dem ein Bauer saß, dessen kleines, finnländisches Pferd schnell und geräuschlos über den weißen Boden dahinglitt. Der Schlitten näherte sich und ich vernahm nun deutlich die langgezogenen, klagenden Töne eines russischen Volksliedes, das der einsame Bauer auf seiner kalten Fahrt

sich, und wohl auch seinem Pferde, vorjaug. Es wird mir heute schwer, meine Empfindungen an jenem Wintermorgen zu analysiren, aber ich erinnere mich, daß mich das traurige Lied zu tiefer Nührung stimmte. Das Land war so kalt, öde, hoffnungslos; der singende Bauer erschien mir wie eine Verkörperung vollständiger Resignation.

Wir stiegen nun in andere Schlitten, noch schmaler und niedriger als diejenigen, in denen wir bisher gefahren waren, und eilten in denselben dem Walde zu, wo das Wild umkreist worden war, und der Oberförster und die Treiber die Ankunft der Jagdgesellschaft erwarteten. Wir langten dort gegen elf Uhr an. Der Oberförster empfing uns, berichtete, daß Alles in bester Ordnung sei und ersuchte uns, möglichst wenig Geräusch zu machen, damit das Elchwild nicht im letzten Augenblicke unzeitig von uns erschreckt werde. Wir stiegen aus, schulterten die Büchsen und machten uns vorsichtig auf den Weg nach dem Stande.

Der Oberförster, der uns führte, wies mir, nachdem wir zehn Minuten lang geräuschlos marschirt waren, meinen Posten an. Ich befand mich unter einer ziemlich starken Tanne, hinter deren Stamme ich mich gut verbergen konnte, wenn der Bär oder das Elch es für gerathen halten sollten in der Richtung auf mich durchzubrechen. Vor mir war der Wald dünn genug, um mir zu gestatten, auf dreißig bis vierzig Schritt Alles zu beobachten, was dort vorgehen mochte. Meine Jagdgenossen waren rechts und links von mir, in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritt zwischen jedem Posten, aufgestellt.

Diese Stille trat ein. Die Pause, in der den passionirten Jägern das Herz voller Erwartung schlagen mochte, dauerte wohl eine Viertelstunde. Dann fiel der Signalschuß, auf den die Treiber warteten, um thätig zu werden. In demselben Augenblick erhob sich auf dem weiten Bogen, dessen Sehne durch die Stände der Schützen gebildet war, ein wildes, lautes Geheul, das sich langsam näherte und das Vorwärtsschreiten der Treiberlinien constatirte.

Ich stand voller Erwartung, die Büchse bereit, und mit den unfreundlichsten Absichten auf Elch oder Bär. In dieser Beziehung handelte ich eigentlich gegen das bei Bärenjagden gebräuchliche Ceremoniell. Dieses verlangt nämlich, daß die höchste bei der Jagd anwesende Persönlichkeit den Bären tödte. Der Jägermeister versäumt nie, ihr den besten Stand, auf dem Wechsel, anzuweisen; und der anständige russische Bär läßt es sich in der Regel angelegen sein, die Absichten des höflichen Beamten nach besten Kräften zu unterstützen, indem er, auf vorgeschriebenem Wege, schnurstracks auf den hohen Schützen zuläuft.

Russische Officiere und Beamte, denen die Ehre zu Theil wird, mit dem Kaiser oder mit einem der Großfürsten zu jagen, sollen häufig verweigert haben, auf einen Bären zu schießen, der pflichtvergessen genug war, bei ihnen durchbrechen zu wollen; man sagt ihnen nach, daß sie sich nicht selten großer persönlicher Gefahr ausgesetzt haben, um den Bären auf den Pfad der Pflicht, den Weg zum Kaiser, zurückzuführen.

Ich glaube dies gern; dagegen habe ich immer einige Zwei-

fel bezüglich einer andern Geschichte gehabt, die in Rußland allgemein verbreitet ist und die mir zu verschiedenen Malen, und mit nur geringen Variationen, erzählt wurde. Danach war ein Bär eines Tages, ganz außer Athem und, trotz der grimmgigen Kälte, ziemlich erhitzt, auf einen harmlosen Jäger losgestürzt und hatte in großer Aufregung gefragt: wo der Stand des Herrn Großfürsten sei; er, der Bär, habe Befehl erhalten, sich von Seiner Kaiserlichen Hoheit tödten zu lassen. — Auch die Geschichte des Tanzbären, der vor dem Kaiser einen Pas de Menuet aufgeführt haben soll, und die mir auf der Jagd, wo wir sechs Personen waren, fünf Male erzählt wurde, ist wohl eine Erfindung. Wahr ist es, daß auf den meisten Jagden die höchste anwesende Persönlichkeit, oder ein von dieser bezeichneter Schütze, den Bären tödtet oder wenigstens gut auf ihn zu Schuß kommt. Die, den professionellen Jägern wohlbekanntem, regelmäßigen Gewohnheiten des Bären gestatten es, Maßregeln zu ergreifen, die fast immer den gewünschten Erfolg haben.

Im Allgemeinen läuft der Bär, wenn er nicht getroffen oder nur verwundet wird, davon und zeigt sich, trotz seiner ungeheuren Stärke, als ein feiges Thier. Manchmal jedoch wird er böse und geht gerade auf den Schützen zu; dann wehe Diesem, wenn es ihm nicht gelingt seinen furchtbaren Gegner noch rechtzeitig zu tödten. Der Kaiser ist auf diese Weise zweimal in seinem Leben in sehr großer Gefahr gewesen; und es giebt nur wenig alte Bärenjäger, die sich nicht in der Lage befunden haben, für ihre Jagdlust mit ihrem Leben zu büßen.

Ich hatte, wie eben gesagt, blutdürstige Absichten auf Elch und Bär und strengte Seh- und Gehörnerven an, um das Wild wahrzunehmen. — Aber nichts rührte sich, so weit mein Auge reichte.

Möglichlich hörte ich rechts vor mir, und in nur unbedeutender Entfernung, zwei Schüsse fallen. — Eine kurze Pause, dann wieder zwei Schüsse — und im selben Augenblick sah ich drei Thiere, die mir groß wie Elephanten erschienen, einige zwanzig Schritt vor mir vorbeitraben.

Ich legte an; — die Bäume verhinderten mich ordentlich zu zielen; die rücksichtslosen Glenns, darunter ein stattlicher Hirsch, trabten ruhig weiter. Schon waren sie fünfzig, sechszig Schritt vielleicht von mir entfernt. Ich wollte meinen Freunden erzählen können, auf Elchwild geschossen habe. Ich sah die einzige Gelegenheit dies zu thun rasch entschwinden; und so drückte ich ab — Piff! Paff! — Die Glenns trabten ruhig weiter, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Gleich darauf hörte ich wie das Geheul der Treiber links vor mir noch stärker wurde und schloß daraus, daß die Thiere durchgebrochen seien. Ich hatte mein Bestes gethan, um sie daran zu verhindern.

Ich machte mich schleunigst daran, meine Büchse wieder zu laden, damit mich der Bär nicht unbewaffnet finden möchte. Wie es mir gelang, die drei Glenthiere zu verfehlen, die in meiner Erinnerung so groß wie ein russisches Bauernhaus erscheinen, ist mir noch ein heute ein Räthsel. Ich versuche mich mit dem Gedanken zu trösten, daß ich zwei der Thiere verwundet haben mag. Um der Wahrheit getreu zu bleiben, constatire

ich jedoch, daß ich, trotz eifrigen Suchens, nirgends Spuren von Schweiß entdecken konnte.

Bald darauf hörte ich, wieder in kurzen Zwischenräumen, vier Schüsse zu meiner Rechten fallen, und fast gleichzeitig sah ich eine große schwarze Masse gerade auf mich zugerollt kommen. — „Nun heißt es ruhig sein“, sagte ich mir und legte an und versuchte zu zielen; aber überall standen mir Bäume, die mir vorher ganz dünn gesäet erschienen waren, im Wege. Endlich glaubte ich den Bären gerade vor dem Büchsenlauf zu sehen und drückte ab. Die schwarze Masse ließ sich aber nicht irre machen und rollte weiter; ich feuerte ein zweites Mal und spähte nach dem Resultat . . . Der Bär war im Dicksicht verschwunden.

Gleich darauf erschienen sämtliche Jäger, an ihrer Spitze der Prinz und der Oberförster. Letzterer versicherte dem Prinzen, daß man den Bären leicht wiederfinden würde, daß er stark verwundet sei und unmöglich weiter laufen könne. Ich lernte, daß der gute Bär vorschriftsmäßig auf den Prinzen losgekommen sei, und daß dieser zweimal auf ihn geschossen und ihn getroffen habe. Von den vier Elennthieren, die man gesehen hatte, war eines liegen geblieben. Der Major von A. und der Legationsrath von P. stritten sich um die Ehre, es getödtet zu haben und sind noch heute nicht über diesen wichtigen Punkt einig geworden.

Mein Ruf als ein Jäger war für immer ruinirt. Sämmtliche Herren waren darüber einig, daß ich wenigstens zwei Elennthiere und einen Bären erlegt haben sollte. Ich versuchte mich

damit zu entschuldigen, daß ich sagte, dies sei meine Absicht gewesen, aber ich bemerkte wohl, daß mich dies in der guten Meinung der Jagdgesellschaft keineswegs rehabilitirte.

Der angeschossene Bär wurde im Laufe des Tages wiedergefunden und vom Prinzen erlegt. Ich durchsuchte das Fell des großen Thieres, und der Leibjäger des Prinzen half mir bei dieser hoffnungslosen Beschäftigung, aber es war uns beiden unmöglich Spuren meiner Kugel zu finden. Ich hatte den Bären jedenfalls vorbeigeschossen. Ich führe als lindernden Umstand an, daß es ein verwundeter Bär war und daß er wirklich sehr schnell lief, als ich auf ihn schoß.

Damit endete die Bärenjagd. Der Prinz und der Oberförster waren mit dem Resultate des Tages vollständig zufrieden; so war ich es, denn ich hatte auf Elchwild und Bär geschossen und hatte eigentlich kaum so viel, und niemals mehr, erwartet.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Hermann Blanke, Berlin, Rosenthalerstraße 14.

Erzählungen und Novellen

von

Rudolph Lindau.



Zweiter Theil:

Aus Frankreich.



Berlin.

Verlag von Otto Sanke.

Aus Frankreich.

Erzählungen und Novellen

VON

Rudolph Lindau.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



Berlin.

Verlag von Otto Fankel.

Inhalts-Verzeichniß
des zweiten Bandes.

	Seite
Erste Liebe	1
Der Candidat	11
✓ In französischer Gefangenschaft	43
✓ Frauenliebe	75
Comödianten	93
Paris nach den Maitagen	133

Erste Liebe.

Ich führe seit Jahren ein unstätes Leben und bin meistens in Eisenbahnwagen, Wartesälen, Gasthöfen und Restaurationen zu Hause. Ich lese dabei Vielerlei und habe es aufgegeben, wählerisch in meiner Lectüre sein zu wollen. Einen unüberwindlichen Respect flößen mir nur deutsche und französische Romane und Novellen von mir unbekanntem Schriftstellern oder von solchen Verfassern ein, deren Art und Weise zu schreiben, mir nicht gefällt. Bücher dieser Autoren wage ich, selbst in den Augenblicken größter Lesedürre nicht zu öffnen; sonst greife ich nach Allem, was der Zeitungsjunge ausschreit, und durchblättere jedes Wochen- und Monatsheft, das ich im Speise- oder Lesezimmer vorfinde. Daher kommt es, daß ich fortwährend Bruchstücke von einer bedeutenden Anzahl von Erzählungen im Kopfe habe, und da mich deren Classification nicht sonderlich interessirt, so passirt es wohl, daß ich das Ende der einen an den Anfang der andern reihe. Einige dieser zusammengewürfelten Geschichten gefallen mir gerade eben so gut wie bekannte Romane gepriesener Schriftsteller. Dies ist Geschmacksache und ich erlaube mir keine Kritik. Manchmal beende ich selbst Erzählungen, deren Anfang ich

gelesen habe, oder erfinde mir die ersten Capitel zum Schluß eines Romans, der mir in die Hände gefallen ist. Nach einiger Zeit wird es mir dann schwer das Mein von dem Nicht-Mein zu unterscheiden. In den meisten Fällen jedoch habe ich des Morgens, wenn ich eine Stadt verlasse, vergessen, was ich am vorhergehenden Abend dort gelesen habe. Aber wenn mir eine Geschichte gefallen hat, so erzähle ich sie mir im Eisenbahnwagen gern noch einmal und dann bleibt sie mir im Gedächtniß und fällt mir auch später, in unregelmäßigen Zwischenräumen, wie etwas persönlich Erlebtes oder selbst Erfundenes wieder ein. — Nachfolgende Erzählung ist eine von diesen Geschichten. Wo ich sie zum ersten Male gelesen, habe ich vergessen. Ob es gerade die Geschichte war, wie ich sie jetzt in meinem Geiste habe, weiß ich auch nicht mehr. Aber die Idee derselben ist nicht mein. Ich glaube, ich fand sie in einer pariser Revue. Dann muß es schon viele Jahre her sein, denn mehrere alleslesende französische Bekannte, bei denen ich mich nach der leicht wieder zu erkennenden Geschichte erkundigte, konnten sich nicht besinnen, sie gelesen zu haben. Es ist auch möglich, daß ich sie in Berlin gefunden habe — oder in London. Sollte der Eigenthümer jemals reclamiren, so gebe ich ihm mit Dank das Seine zurück; — hier ist die Geschichte, wie sie sich in meinem Kopfe nach und nach gestaltet hat.

* * *

Die zahlreichen Gäste der Gräfin hatten sich seit elf Uhr

langsam zurückgezogen und um zwölf Uhr waren nur noch ein halbes Duzend Leute, die ganz intimen Freunde des Hauses, im Salon versammelt. Der schöne Palamède hatte seine maßgebende Meinung über die Hervorragenden Toiletten des Abends ausgesprochen, René hatte das letzte Duell, Edmond die letzte Steeplechase erzählt; der Scandal en vogue war in üblicher, menschenfreundlicher Weise commentirt worden, und zum ersten Male, seit einer halben Stunde, war das Gespräch ins Stocken gerathen.

Die Gräfin wandte sich an ihren Nachbar, den schweigsamen Gaston.

„Sie machen heut noch mehr Lärm als gewöhnlich“, sagte sie; „seit einer halben Stunde schlafen Sie mit offenen Augen.“ Der Angeredete, der, auf einem niedrigen Stuhle sitzend, ernsthaft damit beschäftigt gewesen war, das Kaminfeuer zu unterhalten und der dabei das Geschick entwickelt hatte, das, nach einem französischen Sprüchwort, ein Privilegium von Verliebten und Philosophen ist, wandte sich langsam und antwortete gelassen: „Ich dachte soeben an meine erste Liebe.“

„Dankbarkeit ehrt den Empfänger und den Geber“, sagte die Gräfin. „Erzählen Sie uns die Geschichte einer ersten Liebe, die Sie noch heute träumen macht.“

Gaston rieb sich langsam die hagern Hände, wie dies seine Gewohnheit war, und ohne sich weiter nöthigen zu lassen, begann er wie folgt:

„Wenn ich von meiner ersten Liebe spreche, so meine ich nicht die allererste. Diese hat mir seiner Zeit wohl auch viel

Schmerzen und ängstliche Freuden bereitet; aber das ist längst vergessen. Wenn ich jetzt noch manchmal daran zurückdenke, so ist es mir, als dächte ich an eines Andern, nicht an meine eigene Jugendgeschichte. Ich war damals vielleicht zwölf oder dreizehn Jahre alt und sie war die Schwester meines Schulkameraden Jacques. Ich sah sie zum ersten Mal auf unserm Spielhofe, wo sie während einer Freistunde mit ihrer Mutter erschien um ihren Bruder zu sehen. Es war im Winter; der Hof war voll Schnee und ein ergrimmtter Kampf wüthete zwischen den feindlichen Parteien, in die unsere Schule getheilt war. In dem Augenblick, wo ich sie am Eingang des Hofes erblickte, traf mich ein harter Schneeball an den Kopf, so daß ich betäubt niederfiel. Als ich nach wenigen Minuten wieder zu mir kam, saß ich auf einem Stuhl in der Stube des Portiers und die beiden Frauen, die Mutter und Schwester meines Freundes, standen neben mir und blickten mich ängstlich an.

„Am nächsten Morgen ließen sie sich durch Jacques nach meinem Befinden erkundigen und am darauffolgenden Sonntage besuchte ich sie. Ich sprach kein Wort, ich wagte kaum die Augen aufzuschlagen, aber ich hätte mich tausendmal ins Feuer und ins Wasser stürzen mögen, um den besorgten Blick des schönen Mädchens wieder auf mich zu ziehen. Am Abend dichtete ich mir die wunderbarsten Heldenthaten an, wodurch ich sie in Erstaunen setzen und zur Bewunderung zwingen wollte. Etwas Anderes verlangte ich nicht und erwartete ich nicht. Das unbewußte Aufdämmern der Liebe im Herzen der Jugend gehört

mit seinen Eigenthümlichkeiten eben nur der reinen Kindheit an. Das junge Herz ist albern opferfreudig, rührend genügsam und unbeugsam egoistisch und eitel. Es kann noch nicht lieben, aber es dürstet danach, geliebt und bewundert zu werden; glücklich zu machen ist nicht sein Zweck, und das einzige Glück, das es kennt, ist eine wonnige Unruhe; das einzige Bedürfniß: Liebe zu empfangen, ohne Liebe zu geben. In späteren Jahren giebt man ohne zu empfangen und befindet sich dabei auch ganz wohl. So ist Alles bestens eingerichtet in der Welt, wo es Leute giebt, die froh sind zu schenken und Andere, die ihr Glück darin finden, beschenkt zu werden. Aber Welch selige, einzige, kurze Zeit, die Zeit, wo man giebt und empfängt, wo man liebt und geliebt wird. Ich habe sie gekannt, aber Die, die mich damals so unbeschreiblich glücklich machte, hat mich nun verlassen. Wie war die Welt so schön, als ich sie mit ihr sah, der Himmel so blau, die Luft so mild. Wir eilten Hand in Hand von Ort zu Ort, und überall, wo wir ankamen, lachte uns die Freude entgegen, bat uns der Genuß, zu weilen. Wir gingen lachend, singend, jubelnd weiter, unseres Glückes sicher überall. Manchmal trieben wir es sehr arg und unsere laute Freude machte die bedächtigeren Leute stutzig. Aber der strenge Blick milderte sich wenn er auf uns geruht hat. „Sie sind jung, laßt sie sich freuen“, sagten die Alten und gingen wehmüthig lächelnd weiter. — Sie hing so fest an meinem Arm, sie schmiegte sich so innig an meine Seite, daß ich meinte, ich könne sie nun und nimmer verlieren. Der Gedanke an einen möglichen Wechsel kam mir nie, trübte mich

nie. So lebte ich lange Zeit. Wochen, Monate, Jahre flogen dahin, ohne daß ich es bemerkte.

„Eines Abends, nachdem wir den Tag noch lauter und lustiger als gewöhnlich verlebt hatten, erschien sie mir urplötzlich verstimmt und kalt. Eine furchtbare Angst, die ich nicht zu beschreiben vermag, überfiel mich. Es überrieselte mich eiskalt. „Sie wird dich verlassen“, sagte ich mir, „sicher, gewiß, sie wird dich verlassen.“ Es fiel mir ein, wie wenig ich mich eigentlich um sie gekümmert, wie ich ihrer Treue und Anhänglichkeit vielleicht zu viel zugemuthet hatte. Zum ersten Male fühlte ich mein Vertrauen zu mir und zu ihr wanken und ängstlich forschte ich in ihren Augen. Aber ihr Blick wandte sich müde von mir ab und gab mir keinen Bescheid. — Meine Ruhe war dahin, mein Leben ein anderes. Wohl drückte sie mich noch manchmal stürmisch an ihre Brust, aber die Süße ihres Kusses war verschwunden; oft stieß sie mich unfreundlich zurück, und ich sah zu meiner namenlosen Pein, daß meine Liebe sie ermüdete. Und als ich einst zu später Stunde ermattet und niedergeschlagen nach Hause kam, fand ich das Zimmer dunkel, kalt und leer; sie, meine Freude, mein Licht, mein Alles war verschwunden.

„Jetzt begann eine elende Existenz für mich. Der Verlust, den ich erlitten, nagte mir am Herzen; aber meine Sorge war, diesen Verlust der Welt zu verbergen. Ich bemühte mich, ein freundliches, glückliches Gesicht zu zeigen; ich suchte die Gesellschaft junger, lustiger Leute; ich verwandte große, früher bespöttelte und nicht gekannte Sorgfalt auf mein Aeußeres und auf

meinen Anzug. Meine Feinde sagen mir nach, ich habe mich eine Zeit lang geschminkt, um die Blässe meiner Wangen zu verbergen. Das ist nicht wahr, aber ich kann nun wohl bekennen, daß ich einen nicht unbedeutenden Gebrauch von Pomade gegen das Ausfallen der Haare gemacht und daß ich ein Fläschchen einer neu erfundenen Tinctur kaufte, die meinen grau werdenden Haaren die Farbe der Jugend wiedergeben sollte. Dieses Heu- cheln und Komödiepielen dauerte nicht lange. — Ich wurde des Treibens bald müde und das Sagen der Welt kümmert mich heute nicht mehr. Ich weiß, daß mich die Geliebte verlassen, daß nichts sie zurückbringen wird und Jedermann, der mich kennt, mag es wissen und erkennt den Verlust, den ich erlitten, an meiner Gestalt. Aber ich beweine die Verlorene noch immer, sie fehlt mir überall; nichts, nichts kann sie mir ersetzen und ich gebe gern alles, was ich besitze, und jede Freude und jedes Glück, das mir noch aufbewahrt sein mag, um sie noch einmal mein nennen zu können, um noch einmal die schöne, kurze Zeit zu durchleben, während der allein ich glücklich war.“

Gaston schwieg und blickte starr in das verglimmende Feuer und rieb sich langsam, wie dies seine Gewohnheit war, die mageren Hände.

„Wie hieß dies wunderbare Wejen?“ fragte die Gräfin.

„Meine Jugend“, antwortete Gaston, ohne die Augen vom Feuer abzuwenden.

Der Candidat.



I.

Unser Candidat hatte nichts mit der Gottesgelahrtheit zu thun. Er war, im Gegentheil, in gewissem Sinne des Wortes ein gottloser Mann, den ein guter Orgelspieler viel mehr zur Kirche zog als der beste Prediger, und der nicht von einer Hochmesse sprechen hören konnte, ohne unwillkürlich an Beethovens missa solemnis zu denken; außerdem war er brav, treu, ehrlich und herzensgut; seine Freunde liebten und achteten ihn und hatten gute Gründe ihn werth zu halten; seine Feinde sagten ihm nach, er sei zankfüchtig und eigensinnig. Dabei konnte jedoch Niemand leugnen, daß der Candidat große Vorliebe für Ruhe und Frieden hatte. Seinen Ruf als zankfüchtiger, eigensinniger Mensch verdankte er einzig seiner eigenthümlichen Denkweise und seiner großen Redefaulheit. Der Candidat war nämlich bis zum Exceß schweigsam; aber er war deswegen durchaus nicht ungesellig. Es war ihm, im Gegentheil, eine große Erholung, in einem zahlreichen Kreise von Freunden und Bekannten zu sitzen und der Unterhaltung zu lauschen. Er nahm ein reges Interesse an Politik, Kunst und Wissenschaft, und da er sich nur höchst selten mit irgend Jemand aussprach, so hatte er

über die meisten Tages- und Kunstfragen rein persönliche Meinungen, die in vielen Fällen paradoxal waren. Mit diesen seinen Meinungen erschien er nun, bei seltenen Gelegenheiten, vor einem staunenden Zuhörerkreise. Gewöhnlich ergriff er das Wort, wenn zufälligerweise eine volle Pause in der Unterhaltung eingetreten war. Seine ungewöhnlich tiefe, kräftige Stimme genügte meistens schon, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken: — „Günther sagte vorhin, daß“ — und nun kam eine Citation dessen, was Günther vor einer halben Stunde gesagt und woran kaum Jemand, außer dem Candidaten, noch gedacht hatte. — „Ich kann ihm nicht beistimmen; ich glaube vielmehr, daß —“ und nun kam die in Form eines Axioms zusammen gedrängte Meinung des Candidaten. Selten sprach er länger als fünf Minuten, aber selten sprach er, ohne daß seine Meinung lautes Reden hervorrief. — Günther und seine Freunde griffen den Candidaten an; dieser fand gewöhnlich zahlreiche Vertheidiger. Er selbst mischte sich bei solchen Gelegenheiten nur höchst selten noch in die Unterhaltung. Er beanspruchte Denk- und Redefreiheit für seine Person und gönnte seinen Nebenmenschen gern dieselben Privilegien. „Dies ist meine Meinung“, pflegte er zu sagen, wenn ihn Jemand über einen oder den andern seiner eigenthümlichen Aussprüche zur Rede stellen wollte, „aber ich verlange durchaus nicht, daß Sie meine Meinung theilen“. — Daher kam es, daß sich der Candidat Feinde gemacht hatte und daß diese ihm nachsagten, er sei zanküchtig, unhöflich und eigensinnig.

Seinen Beinamen verdankte unser Freund seinem Eigen-

namen. Dieser, der Eigename, enthielt nämlich eine große Anzahl anscheinend zwecklos aneinandergereihter stummer und doppelter Consonnanten, aus denen Niemand unter unseren Bekannten ein aussprechbares Wort machen konnte. Woher die Familie mit diesem eigenthümlichen Namen stammte, habe ich vergessen. Der Candidat selbst war, wenn ich nicht irre, in Prag oder in einer andern böhmischen Stadt geboren. Er war mit dem zwanzigsten Jahre nach Paris gekommen und dort hatte ich ihn vor langer Zeit kennen gelernt und lieb gewonnen. Die Franzosen konnten seinen Namen nie aussprechen, noch weniger ihn richtig schreiben; aber auch in den deutschen Kreisen, in denen sich der Candidat hauptsächlich zu bewegen pflegte, wurde nur selten der Versuch gemacht, ihn bei seinem Namen zu nennen. Seine Freunde riefen ihn bei seinem Vornamen Leopold, wohl auch kurzweg Leo; Andere bezeichneten ihn als „den mit den langen Haaren, den mit den tiefen Augen, den Böhmen, den Rattenfänger“. Selten wohl hatte ein ruhiger, ernster Mensch mehr Spitznamen als unser Freund. Er duldete sie alle, ohne je Verdruß zu zeigen und ohne sich zu bemühen, seinen wirklichen Namen im Kreise seiner Bekanuten einheimisch zu machen. Schließlich wurde er „der Candidat“ genannt und dieser Name, der ihm blieb und alle anderen verdrängte, wurde ihm unter folgenden Umständen beigelegt.

Der Candidat war von Profession Musiker und war außerdem der Musik mit Leib und Seele ergeben. Er spielte so ziemlich jedes Instrument, von der Orgel bis zur Pauke; aber er spielte keines dieser Instrumente gut genug, um sich darauf

vor dem Publicum hören zu lassen. Eine gewisse Virtuosität besaß er auf dem Clavier. Was ihn jedoch besonders als Künstler auszeichnete war eine wundervolle Stimme, die an Fülle, Ausdehnung und Klang das Vorzüglichste bot. Der Lehrer und die Freunde des Böhmen hatten sich große Mühe gegeben, ihn zu überreden, öffentlich aufzutreten. „Lieber Stiefel putzen“, hatte der Candidat geantwortet; als jedoch davon die Rede war, eine kleine Oper aufzuführen, deren Worte und Musik von gemeinschaftlichen Bekannten verfaßt worden waren, hatte der Böhme gern darein gewilligt, die Hauptrolle des Stückes zu übernehmen. Die Aufführung fand im Herbst 1860 statt und zwar in einem Atelier in Fontainebleau, in dem zwei von unseren gemeinschaftlichen Bekannten, ein Thiermaler und ein Landschaftsmaler, während des Sommers gearbeitet hatten. Die lithographirte Einladung besagte, daß das Fest mit einem Gelage beginnen werde und daß bei dieser Gelegenheit die Modelle verspeißt werden würden. Damit war ein Hammel und einige unglückliche Hühner und Kaninchen gemeint, die dem Thiermaler während des Sommers Modell gestanden und gelegen hatten. „Nach dem Essen — so schloß die Einladung — wird die große Oper „Der Candidat“ zum ersten Male zur Aufführung kommen.“

Wir setzten uns, einige vierzig an der Zahl, um fünf Uhr zu Tische und standen um neun Uhr auf, um „in die Oper“ zu gehen. Wir waren alle geneigt, die Musik und die Sänger günstig zu beurtheilen; aber die Aufführung übertraf unsere kühnsten Erwartungen. Das Libretto war amüsant, die Musik leicht

und angenehm; die Sänger und Sängerinnen, des Wohlwollens ihres Publicums sicher, spielten und sangen mit der Ruhe und dem Tacte consumirter Schauspieler. Vor Allen strahlte der Böhme. Seine Stimme und sein Vortrag rissen das ganze Publicum zur Begeisterung hin. Nach der Oper wurde ein Souper servirt und während desselben erhob sich der Thiermaler und hielt eine längere Rede, in der er, Namens der Gesellschaft, den Künstlern, die zum Erfolg der Oper beigetragen, seinen Dank aussprach und besonders auf die hervorragenden Verdienste des Böhmen hinwies. „Ihm, dem Unnennbaren, nämlich dem Böhmen“, schloß der Thiermaler, „sei Preis und Ehre, denn er hat sich heute mit unsterblichem Ruhme bedeckt. Es muß uns Allen daran liegen, dem großen Sänger unsern Dank zu beweisen und ich schlage vor, daß wir uns zusammenthun, um ihm ein, seiner und unser würdiges, Geschenk zu machen. Dieses Geschenk, das er zum ewigen Andenken an uns, seine Verehrer, tragen soll, sei eine Erinnerung an seinen größten Triumph, und sei ein aussprechbarer Name und Ehrentitel, der von heute ab den Platz der verschiedenen Benennungen nehmen soll, unter denen „der mit den langen Haaren, der mit den tiefen Augen“ bisher unter uns bezeichnet worden. Im Namen aller Anwesenden taufe ich hiemit unsern Freund Leopold, Leo, den Böhmen: „der Candidat“. Er lebe hoch!“

II.

Der Winter, der der Taufe des Candidaten folgte, war ein höchst geselliger Winter. Der Thiermaler hatte sich einen großen, schönen Flügel verschafft und seine „Salons“, das heißt sein Atelier, waren wöchentlich zweimal seinen Freunden und Bekannten geöffnet. Dort versammelten sich, mit ziemlicher Regelmäßigkeit, einige zwanzig Schriftsteller und Künstler, um über neueste Bücher, Bilder und Musik zu discutiren und um Musik zu machen und zu hören. Unter den Excutanten zeichnete sich vor Allen der Candidat aus, der bald der Liebling des ganzen Kreises wurde. Selbst seine früheren Gegner versöhnten sich nachgerade mit seiner Schweigsamkeit und fanden darin eine Erklärung und Entschuldigung der Unhöflichkeit, die sie ihm früher zur Last gelegt hatten.

Gegen Ende des Monats December hörte der Candidat auf, ein regelmäßiger Gast des Thiermalers zu sein. Eines Abends überraschte er uns Alle, indem er ziemlich spät mit weißer Halsbinde und im Frack erschien. „Was bedeutet das, Candidat?“ hieß es. „Kommen Sie von den Tuileries oder vom englischen Gesandten? Haben Sie einen reichen Verwandten ermordet, oder wollen Sie um eine zukünftige Frau Candidatin anhalten?“ — Leopold strich sich das lange Haar von der Stirn, lächelte freundlich und zeigte dabei die weißen, starren Zähne. Er war ein schöner Mann und dies fiel mir an jenem Tage zum ersten Male auf. — „Kann sich denn ein Mensch nicht in einem anständigen Anzuge unter Euch zeigen“, sagte

er, „ohne in den Verdacht zu fallen, ein Verbrechen begangen zu haben oder begehen zu wollen?.. Ich habe einige Freunde angetroffen und bin mit ihnen in die Oper gegangen und deshalb sieht Ihr mich so schön. . . Dorn, wollen Sie mir Schumann begleiten?“ fuhr er fort, sich an einen Musiker wendend. „Ich habe vier Acte Verdi verschlucken müssen und meine Seele dürstet nach anständigen Melodien.“ — Niemals hatte der Candidat so schön, niemals so viel gesungen wie an jenem Abend. Er wurde nicht müde; ein Lied folgte dem andern und wir, die Zuhörer, lauschten bis zur Andacht entzückt. Als aber der Candidat die „Widmung“ gesungen hatte, mit einem Gefühl, das uns zum ersten Male die ganze Schönheit des Liedes zeigte, da brach der Enthusiasmus in lautem Jubel aus. Der Sänger selbst war erschöpft und warf sich in einen Rehnstuhl, wo er, vergnügt lächelnd, mit offenen Augen zu träumen schien. — „In wen ist der Candidat verliebt?“ fragte der Thiermaler mit lauter Stimme. — Leopold wurde dunkelroth und das Lächeln verschwand von seinen Zügen und Jedermann sah, daß er keinen Spaß haben und verstehen wollte. Das Gespräch nahm darauf eine andere Wendung und der Rest des Abends verlief ruhig wie gewöhnlich.

Der Candidat und ich wohnten in derselben Straße und wir gingen zusammen nach Hause. Mein Gefährte war schweigsam, aber daran war ich gewöhnt und ich wunderte mich nicht darüber. Ich bemerkte, daß er mir vor seiner Thür die Hand mit mehr als gewöhnlicher Herzlichkeit drückte. Als ich zwanzig Schritt gegangen war, rief er mich zurück. Ich blieb stehen und

er näherte sich mir wieder. „Es ist möglich“, sagte er mit einiger Verlegenheit, „daß ich Jemand um einen Freundschaftsdienst zu bitten habe. Darf ich mich in diesem Falle an Sie wenden?“ — „Sawohl“, antwortete ich. — Darüber drückte er mir nochmal die Hand und entfernte sich wieder und ließ mich grübelnd nach Hause gehen.

Am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief, der vom vorhergehenden Abend datirt war. „Ich muß plötzlich verreisen“, schrieb mir der Candidat, „und möchte nicht gern, daß meine Abwesenheit die Neugierde unserer gemeinschaftlichen Bekannten beschäftigte. Sagen Sie ihnen, daß mich Familienangelegenheiten auf einige Zeit von Paris entfernten. Es ist dies keine Unwahrheit. In wenigen Wochen denke ich wieder hier zu sein. Ich habe meiner Concierge gesagt, daß sie Ihnen Briefe, die für mich ankommen, übergeben soll und bitte Sie, mir dieselben poste restante nach München zu senden. Später gebe ich Ihnen vielleicht noch eine neue Adresse. Behalten Sie mich lieb, Ihr

Leopold Czwn u. s. w.

vulgo „der Candidat.“

Ich richtete am nächsten Donnerstag die Bestellung des Candidaten beim Thiermaler aus, und während mehrerer Wochen hörte ich darauf nichts mehr von meinem Freunde.

Eines Morgens, im Monat Februar, trat der Candidat ganz unerwartet in mein Zimmer. Er trug einen eleganten Reiseanzug und sah wohl und munter aus. „Hier bin ich wieder“, rief er, und seine Stimme hatte einen frischen, frohen

Klang. „Was haben Sie während der letzten Wochen getrieben?“ — „Hier geht Alles den alten Schlendrian“, antwortete ich. „Wir haben Sie vermißt. Was haben Sie getrieben?“ — „Ich war auf diese Frage vorbereitet und sie macht mich einigermaßen verlegen“, entgegnete der Candidat. „Ich mag nicht gern sagen, was ich getrieben habe, obgleich es nichts Schlechtes ist. Ich habe mich herrlich amüßirt und meine Familienangelegenheiten so ziemlich in Ordnung gebracht; mit dieser Erklärung müssen Sie sich für den Augenblick begnügen. Thun Sie mir den Gefallen und richten Sie es so ein, daß man mich beim Thiermaler nicht auszufragen versucht. Ich weiß, daß ich meinen Freunden einige Auskunft schuldig bin, aber ich möchte diese Auskunft lieber später als jetzt geben.“ — Ich übernahm es, die Sache nach Wunsch zu arrangiren, und dies gelang mir auch vollkommen. Die Gäste des Thiermalers kamen mit mir darüber überein, daß der Candidat verlobt oder verlobt sei, daß er augenblicklich über diese Sache nicht zu sprechen wünsche und daß es unsere Pflicht sei, seinen Wunsch in dieser Beziehung zu respectiren. Als unser Freund am nächsten Donnerstag beim Thiermaler erschien, wurde er von allen Seiten herzlich willkommen geheißen und dann in Frieden gelassen. Er dankte mir dafür beim Nachhausegehen, aber fühlte sich nicht geneigt mir irgend weiteres Vertrauen zu schenken. Mir blieb demnach auch nichts übrig, als die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Viele Pariser citiren noch heute den Carneval des Jahres 1861 als den herrlichsten des zweiten Kaiserthums. Paris schien

damals wirklich vergnügungstoll geworden zu sein. Man hörte von nichts als von Bällen, Theater und Toilette sprechen. Wörth, der große Damenschneider, wetteiferte an Ruhm mit den ersten Künstlern der Zeit und verdiente weit mehr Geld als diese; die Friseure Felix und Leroy standen in größerem Ansehen und waren mehr gesucht als die gelehrtesten Professoren der Akademie der Wissenschaften. Die Zeitungen fuhren, theils aus Princip, theils aus Gewohnheit, fort, ein oder zwei Spalten einer jeden Nummer, der Politik zu opfern. Aber Niemand kümmerte sich darum. Was ging es die Pariser an, ob man in Rußland die Leibeigenen emancipirte, in Deutschland und Italien nach politischer Einheit und Größe strebte und im fernen Osten den geheimnißvollen Schleier lüftete, der Jahrhunderte lang die alten merkwürdigen Civilisationen von China und Japan verborgen hatte? Frankreich war seiner Größe sicher. Dagegen und dafür war nichts zu thun, und die Pariser hatten wichtigere Sachen im Kopfe als Politik und Wissenschaft. Eine neue Toilette der Kaiserin, oder der beliebten Fürstin M. oder der schönen Frau von P., die prachtvolle Equipage, in der Cora im Bois de Boulogne gesehen worden war, die Einrichtung des neuen Hôtels, das der Prinz N der schönen Gabrielle geschenkt hatte, der Ball in den Tuileries, der Ball im Hôtel de Ville, die Soirée der Prinzessin B., — das waren Gegenstände, die es sich der Mühe verlohnte, gründlich zu studiren und denen die gewandtesten Feuilletonisten ihre Prosa widmeten. Selbst die ruhigsten Leute wurden in den Strudel hineingezogen, den man „Pariser Leben“ nannte und hielten es

für ihre Pflicht, von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft, dans le monde, zu erscheinen, sei es auch nur, um dadurch ihr Vorhandensein zu constatiren; denn nur was sich amüßte und freute wurde als lebend, als zum Leben berechtigt betrachtet. Die ernstern, die traurigen Leute wurden als störende Elemente, als unbequem, als todt bei Seite geschoben. Gelegenheit, in vorgeschriebener Weise seines Lebens froh zu werden, war Jedermann geboten, der es möglich machen konnte, in einem anständigen Anzuge zu erscheinen. Madame K. empfing am Sonnabend und wer zu Madame K. gehen wollte, ob er sie kannte oder nicht, brauchte sich nur am Mittwoch durch irgend einen gemeinschaftlichen Bekannten bei ihr einschreiben zu lassen, um am Donnerstag eine große gedruckte Karte zu empfangen, auf der zu lesen war, daß Madame K. Herrn N. N. bitte, ihr das Vergnügen zu machen, den Abend am nächsten Sonnabend bei ihr zu verbringen. Wenn dann Herr N. N. die Dame des Hauses an der Eingangsthür begrüßt hatte, so hatte er damit seine Verpflichtungen der Wirthin gegenüber vollständig erfüllt und konnte sich nach Belieben im Tanzsaale, in den Spielsalons oder in der Nähe des Büffets aufhalten, ohne anders als ein gut autorisirter Gast angesehen und behandelt zu werden. — In gewissen Kreisen, die als exclusiv bezeichnet wurden, hielt es wohl etwas schwerer, Fuß zu fassen und Bürgerrecht zu erlangen; aber an Salons, die, so zu sagen, Jedermann geöffnet waren, war so wenig Mangel, daß viele junge Leute jeden Abend in zwei, drei verschiedene Häuser gehen mochten, wo

sie vielleicht Niemand kannten als den Freund, der dort die Ceremonie der Einführung für sie übernommen hatte.

In einem der Häuser, wo diese banale und verschwenderische Gastfreundlichkeit in wahrhaft großartiger Weise ausgeübt wurde, traf ich eines Abends den Candidaten. Er stand in einer Ecke und schien seine ganze Aufmerksamkeit auf eine Tänzergruppe gerichtet zu haben. Sein Blick war starr und finster; auch bemerkte ich, daß er blaß und angegriffen ausah. Unwillkürlich folgte ich der Richtung seines Auges und entdeckte zwei Damen und zwei Herren, die eine Quadrille tanzten. Die beiden Cavaliere waren vollendete Gecken, die ihre Narrheit mit vieler Grazie und vollständiger Ruhe und Sicherheit zur Schau trugen. Die Damen waren in geschmackvoller und reicher Toilette; die älteste mochte dreißig, die jüngere fünfundzwanzig Jahre alt sein; diese war sehr schön. Sie unterhielt sich eifrig mit ihrem Partner und lächelte und kokettirte, daß es, für den uninteressirten Zuschauer, eine Freude war. Es kam mir vor, als ob sie von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick nach der Ecke werfe, in der der Candidat bewegungslos stand; aber ich konnte nicht bemerken, daß sich die Augen Beider je begegneten. Als der Tanz beendet war, ließ sich die schöne Frau von ihrem Cavalier nach dem Büffet führen. Ich folgte, denn ich bemerkte, daß sich der Candidat in derselben Richtung in Bewegung gesetzt hatte; — aber dann fiel es mir auf einmal ein, daß ich mich in ein Geheimniß hineinzudrängen versuchte, das mich nichts anging; und ich überließ den Gecken, die Kokette und den Candidaten ihrem Schicksale. — Der Zufall führte

mich jedoch bald wieder mit ihnen zusammen. Ich sah die junge Frau auf einem Divan neben ihrem letzten Tänzer sitzen. Der Candidat stand vor ihr und verbeugte sich, als wolle er sie zu einem Tanze auffordern. Der Geck hatte sich ein Glas in das linke Auge geklemmt und examinirte das Neußere des Candidaten mit unbeschreiblicher Impertinenz. Die Dame sagte einige Worte und sah dabei den Candidaten ruhig und voll an. Dieser verbeugte sich tief und entfernte sich. Als er sich umwandte, so daß ich sein Gesicht zu sehen bekam, bemerkte ich, daß er todtenblaß war und daß seine großen, tiefen Augen wie die eines Fieberkranken leuchteten. Er sah mich nicht, obgleich er dicht an mir vorüberging; ich wollte ihn nicht anreden und so entfernte er sich, ohne zu wissen, daß ich ihn beobachtet hatte. Die junge Frau plapperte inzwischen unbefangen weiter und bald sah ich sie wieder, am Arme ihres Tänzers, durch den Saal gleiten.

Eine Woche verging, ohne daß ich den Candidaten sah. Eines Morgens, es war am Aschermittwoch, holte er mich in aller Frühe aus dem Bette. Ich erschrak, als ich ihn sah, so sehr war er in den wenigen Tagen verändert. Er gab mir aber nicht Zeit, mich nach seinem Befinden zu erkundigen und theilte mir, ohne weitere Einleitung, in wenigen Worten mit, daß er mich bitte, als Secundant für ihn zu agiren. Ich fragte, worum es sich handle. „Ich habe mich mit Jemand gezankt und habe ihm Grobheiten gesagt und der Mann stellt nun das sehr vernünftige Ansuchen an mich, daß ich ihn um Verzeihung bitten soll. Dies kann mir aus hundert Gründen nicht conveni-

ren und ein Grund von den hundertten ist, daß ich, obgleich der Schein gegen mich ist, der Beleidigte bin. Es soll mir also recht sein, meinem Gegner jede andere Satisfaction, als die zunächst von ihm verlangte zu geben, und bitte ich Sie, Sich darüber mit seinem Secundanten zu verständigen. Hier ist die Karte des Herrn. Er wird bis zwölf Uhr auf Sie warten.“ — Ich kannte den Candidaten genug, um zu wissen, daß eine Discussion mit ihm zu nichts führen würde. Ich sagte also, daß ich ihm den Dienst, den er von mir verlange, leisten wolle, zog mich an und begab mich nach der bezeichneten Adresse.

Der Secundant des Gegners meines Freundes bewohnte ein vornehmes Haus in einer vornehmen Straße. Der Diener der mir die Thür öffnete, trug eine einfache Livree und führte mich in ein geschmackvoll meublirtes, kleines Zimmer, wo mich nach wenigen Minuten Wartens, der Herr des Hauses aufsuchte. Er kam mir mit großer Höflichkeit entgegen, bat mich, am Kamin, in dem ein helles Feuer loderte, Paß zu nehmen und setzte sich mir gegenüber nieder. Ich examinirte ihn mit einiger Aufmerksamkeit währenddem er sprach und schätzte ihn auf fünf und zwanzig bis acht und zwanzig Jahre. Er war mittler Größe, hager und von großer Eleganz. Sein Gesicht war hübsch zu nennen, aber die augenscheinliche Sorgfalt, die auf das Kräufeln seines lockigen Haares und seines feinen blonden Schnurrbartes verwendet worden war, mißfiel mir. — „Ich hoffe“, so fing er an, „daß die Angelegenheit, die mir die Ehre Ihres Besuches verschafft, in friedlicher Weise gelöst werden kann. Ich

erlaube mir nicht, irgend etwas zu präjudiciren; aber so weit wie ich die Sache, um die es sich handelt, kenne, ist Ihr Freund so augenscheinlich im Unrecht, daß Sie es wahrscheinlich für Ihre Pflicht halten werden, ihn zu bewegen, dies einzugestehen.“ — Ich erwähnte kurz, daß ich noch nichts von der Sache wisse, und erzählte mir nun in sorgfältig gewählten, höflichen Ausdrücken eine lange Geschichte, in der mein armer Candidat in der That nicht die schönste Rolle spielte. Er hatte seinen Gegner, den der Erzähler als einen wohlherzogenen, jedem Zank und Lärm feindlichen Mann hinstellte, ohne irgend einen bekannten Grund provocirt und jede Erklärung, die man darauf von ihm verlangt hatte, „höchst unfreundlich“ — das waren die Worte des Sprechers — zurückgewiesen. „Ich bin demnach in der Lage“, schloß er, „Sie zu bitten, uns Satisfaction zu verschaffen. Ich will mich gern mit einer unzweideutigen Erklärung Ihres Freundes begnügen, worin er eingesteht, daß er unrecht gehandelt hat — und ich hoffe, Sie werden Ihren Freund bewegen, uns diese Erklärung zu geben. Verweigert er dies, so dringen wir auf Satisfaction durch die Waffen.“ — „Diese letztere wird Ihnen gewiß nicht verweigert werden“, erwiderte ich. „Ist aber mein Freund wirklich im Unrecht, wie Sie es annehmen, so kann sich die Sache vielleicht anders arrangiren.“ — Wir nahmen darauf ein neues Rendezvous und ich empfahl mich, um den Candidaten wieder aufzusuchen. — Er erwartete mich in meinem Zimmer, hörte mir ruhig zu, als ich ihm mein Leid klagte, d. h. auseinandersetzte, daß wir im schönsten Unrecht zu sein schienen, aber wollte, wie ich dies vorausgesehen hatte, von kei-

nem Arrangement etwas wissen. „Was die Leute von mir denken, ist mir egal“, sagte er. „Ihnen gebe ich die Versicherung, daß ich nicht im Unrechte bin, daß ich zuerst und zwar tief beleidigt worden bin. Aber je weniger über die Sache gesprochen wird, desto besser ist es, und ich bitte Sie nur, die Geschichte, so rasch als möglich und mit so wenig Lärm wie möglich, aus der Welt zu schaffen.“ — Ich wußte, daß ich mich ganz und gar auf Das, was mir der Candidat sagte, verlassen konnte; ich nahm also an, daß ihm wirklich ein Unrecht zugesügt sei und beschloß, ohne weiteres unnützes Reden zu machen, in seinem Sinne zu handeln und die Bedingungen des unvermeidlich gewordenen Duells mit dem Secundanten unseres Gegners zu ordnen. „Haben Sie eine Vorliebe für eine Waffe?“ fragte ich den Candidaten, der sich vorbereitete, mich zu verlassen. — „Gatechair sagt, ich wäre einer seiner guten Eleven“, antwortete der Candidat; „außerdem schieße ich gewöhnlich nicht schlecht.“ — Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn ich hatte bis dahin dem Candidaten nicht die geringsten Kenntnisse der edlen Fektkunst zuge-
traut und hatte meine Frage betreffs der Wahl der Waffen nur pro forma an ihn gerichtet. „Nun“, sagte ich, „ich will Alles bestens besorgen. Seien Sie um ein Uhr wieder hier und Sie sollen dann vollen Bescheid haben.“

Meine zweite Unterhaltung mit dem Secundanten unseres Gegners war kurz und bündig. Er verneigte sich höflich und stumm, als ich ihm sagte, daß wir nicht in der Lage seien, ihm andere Satisfaction als durch die Waffen zu bieten und verständigte sich dann leicht mit mir über die Bedingungen des

Duells. Wir wählten den gewöhnlichen französischen Stechdegen und kamen überein, uns am nächsten Morgen um halb sieben Uhr an einem uns Beiden bekannten Orte zu treffen, wo wir ziemlich sicher waren die uns anvertraute Sache ungestört zur Erledigung bringen zu können. Ich übernahm es, unter meinen Bekannten einen Doctor zu finden und diesen mitzubringen. — „Wir haben mit wohlherzogenen Leuten zu thun“, sagte ich dem Candidaten, nachdem ich Bericht über meine Mission erstattet hatte, „und die Sache wird sich schlanke und ohne jeden unnützen Lärm erledigen.“ — Ich gab darauf die üblichen Rathschläge: Diät, Ruhe &c. betreffend, sagte dem Candidaten, er könne sich darauf verlassen, daß ich ihn zur rechten Zeit wecken würde und machte mich dann auf den Weg, um mir einen Doctor und Waffen zu verschaffen. Ich fand, was ich suchte, ohne große Mühe.

III.

Pünktlich zur bestimmten Stunde waren am Donnerstag Morgen die Betheiligten auf dem Kampfplatze versammelt. In dem Gegner des Candidaten, dessen Name mir am vorhergehenden Tage mitgetheilt worden war, hatte ich, ohne besondere Ueberraschung, den jungen, eleganten Mann erkannt, den ich vor einigen Abenden mit seiner schönen, koketten Tänzerin zu beobachten Gelegenheit hatte. Er gefiel mir am Tage, mit einer ernstern Handlung vor sich, besser als an jenem Abend.

Er trug einen einfachen, bequemen Morgenanzug und folgte den Weisungen seines Secundanten mit dem Ernste und der Ruhe, die wohlgezogene Leute auf dem Terrain charakterisiren. — Mein Candidat stand ganz herrlich auf der Mensur, und obgleich mir die langen Beine und Arme und die geschmeidige, schlanke Gestalt unseres Gegners einige Besorgniß einflößten, hoffte ich doch von Anfang an, daß mein Freund ihm mehr als gewachsen sein würde; — daß er ihm an Kraft überlegen sei, zeigte der erste Blick. Gegen mein Erwarten griff der Candidat mit großer Hefigkeit an. Der Gegner parirte vorsichtig und ruhig und fast schien es mir, als ob er die Absicht habe, den Candidaten zunächst zu ermüden. Mein Freund schien plötzlich zu derselben Ansicht zu kommen, denn er trat einen Schritt zurück strich sich, mit einer Geste, die ihm eigen war und die ich wohl kannte, das lange Haar aus der Stirn und war augenscheinlich darauf bedacht, als er gleich darauf wieder Stellung nahm, das Spiel des Gegners kennen zu lernen und dessen Angriff abzuwarten. Dieser mochte wohl meinen, der Candidat sei bereits ermüdet, denn er ließ mit der Axtaxe nicht auf sich warten. Dem Candidaten war es aber nicht darum zu thun, sich nur zu vertheidigen. Er repostirte, wo er eine Blöße zu sehen glaubte, und der Kampf wurde nun sehr lebhaft. Auf einmal sah ich den Candidaten weit ausfallen und länger als gewöhnlich in diesem Longer bleiben; in demselben Augenblick senkte sich der Arm des Gegners und er selbst taumelte einige Schritte zurück. Der Doctor und Secundant sprangen auf ihn zu und fingen ihn in ihren Armen auf. Der Candidat, mit vorgebeug-

tem Oberkörper, das Gesicht bleich und starr, den blutigen Degen zur Erde gesenkt, sah dem Fallenden nach. — Ich nahm meinem Freund den Degen ab, gab ihm Weste und Rock, die er mechanisch anzog, und eilte mit ihm nach dem Platze, wo wir die Wagen gelassen hatten, um das Coupé, in dem unsere Gegner gekommen waren, nach der dem Kampfplatze nächst gelegenen Allee zu schaffen. Der Candidat sprach kein Wort und blieb bei unserm Wagen stehen, während ich mit dem Coupé davon fuhr, um dem Kutscher den Weg zu zeigen. Als ich nach einer Viertelstunde allein zurückkam, stand er noch am selben Platze. — „Nun, was giebt es Neues?“ fragte er. — Ich sagte, daß der Doctor noch keine bestimmte Erklärung abgeben wolle. — Wir saßen nun im Wagen und rollten der Stadt zu. — „Ich glaube“, sagte der Candidat, „daß die Regeln der Höflichkeit, die dieses närrische Land regieren, erheischen, daß ich mich morgen nach dem Wohlfsein des Mannes erkundige, den ich heute todtstechen wollte. Wollen Sie so freundlich sein, die Geschichte so zu Ende zu führen, daß man mir in keiner Weise einen Vorwurf machen kann?“ — Ich übernahm es, das Nöthige zu besorgen; er dankte mir und wir trennten uns am Thor um Jeder seinen Geschäften nachzugehen.

Während der nächsten Tage wechselte ich einige kurze Briefe mit dem Candidaten. Am Donnerstag, eine Woche nach dem Duell, konnte ich ihm mittheilen, daß der Gesundheitszustand seines verwundeten Gegners keine Besorgniß mehr einflöße. Der Candidat schickte mir zwei Zeilen zurück: „Besten Dank für Nachricht. Ich bin sehr beschäftigt. Sie hören bald von

mir.“ — Darauf vergingen mehrere Tage, ohne daß ich meinen Freund sah oder etwas von ihm hörte. Eines Morgens endlich empfing ich folgenden Brief: „Seit langer Zeit schon bin ich des Lebens in Paris herzlich müde und sehne mich heraus aus dem wüsten Treiben, von dem ich nichts verstehe. Die letzten Ereignisse haben den Entschluß in mir gereift, von hier fortzugehen. Meine Siebensachen sind gepackt und ich bin reisefertig; in einer Stunde verlasse ich meine Wohnung, und wenn Sie diesen Brief morgen lese, habe ich die französische Grenze bereits passirt. Zürnen Sie mir nicht, daß ich abreise, ohne von Ihnen anders als brieflich Abschied zu nehmen. Ich fühle mich höchst miserabel und elend und möchte Ihnen nicht das traurige Gesicht zeigen, mit dem ich augenblicklich in der Welt umherlaufe. Ich werde hoffentlich einmal wieder gesund werden und dann sollen Sie der erste von meinen alten Freunden sein, dem ich mich vorstelle. Ginstweilen bewahren Sie mir ein freundliches Andenken. Sobald ich mich etwas ruhiger fühle, werde ich Ihnen ausführlicher schreiben. Grüßen Sie den ganzen Thiermalerkreis herzlich von mir und erklären Sie mein Fortgehen, wie Sie wollen, aber nur jedenfalls so, daß man mich nicht für theilnahmlos und undankbar hält. Ich werde oft an Sie Alle denken und das Jahr 1861 wird mir unvergeßlich bleiben.“ —

Es that mir leid, den Candidaten zu verlieren und die gemeinschaftlichen Freunde und Bekannten, die ich von seinem Fortgehen unterrichtete, bedauerten sein Verschwinden wie ich. Sein Platz in unserem Kreise blieb leer und so oft wir uns vereinigten, wurden Erkundigungen nach ihm eingezo-

Aber Niemand hatte von ihm gehört, Niemand wußte, wohin er gegangen sei. Dann kam der Frühling und unsere Vereinigung löste sich auf. Die Maler zogen aufs Land, die Musiker nahmen Ferien, Jeder ging seinen eigenen Weg, und der verschollene Candidat wurde vergessen. Im Spätsommer endlich gab er ein Lebenszeichen und schrieb mir einen längern Brief. Er entschuldigte sein Schweigen mit einer schweren Krankheit, die er durchgemacht, und mit Familienunglück, das ihn betroffen. Sein Vater und seine einzige Schwester, die er sehr geliebt hatte, waren gestorben. — „Ich stehe allein in der Welt“ schrieb er, „und wenn ich immer und immer wieder daran denke, wie traurig sich mein Leben in dem letzten Jahre gestaltet hat, so scheint es mir, daß ich desselben nie wieder froh werden kann.“ Er sprach darauf von seinen Plänen. Er wollte das Vermögen, das ihm sein Vater hinterlassen, realisiren und dann auf Reisen gehen; — bestimmte Ziele hatte er sich nicht gesetzt. — „Ich denke mit Italien anzufangen“, schrieb er „und dort so lange zu bleiben wie es mir gefällt. Dann wechsle ich meine Residenz; wohin ich aber gehe, weiß ich noch nicht. Briefe unter der Adresse meines Banquiers N. N. treffen mich immer. Schreiben Sie mir bald, und Sie sollen regelmäßig und ausführlich von mir hören.“ — Damit hatte er den Brief zunächst geschlossen. Nach einigen Tagen hatte er ihn jedoch wieder aufgenommen. — „Ich mag meinen Brief an Sie nicht absenden“, begann er diesen zweiten Theil, „ohne Ihnen eine Erklärung über mein Fortgehen von Paris zu geben. Ich weiß sehr wohl, daß Sie diese Erklärung nicht von mir verlangen, aber ich habe

mir eingeredet, daß ich Ihnen dieselbe schuldig bin. Vielleicht ist der Hauptgrund meines Schreibens der, daß ich das Bedürfniß fühle, einmal über mein Unglück zu sprechen. Viel habe ich nicht zu sagen, obgleich ich gern ganz offen mit Ihnen spreche. — Es ist die alte Geschichte, die Jedermann wohl kennt, die Sie möglicherweise, mit einigen unerheblichen Varianten, selbst erlebt haben: ich habe geliebt und habe an Gegenliebe geglaubt; ich habe mein ganzes Herz gegeben und habe dafür nichts erhalten als einige Tage toller Lust. Ein vernünftiger Mensch sollte sich darüber schnell beruhigen. Untreue und Verrath sind allgemein in der Welt, und es ist nicht recht, sich das Herz zu brechen, weil man verrathen und betrogen worden ist. Aber ich gehe an dem Unglück zu Grunde und kann dem nun einmal nicht abhelfen. — Ich bemühe mich zu hoffen, daß die Zeit meine Wunden heilen wird, aber ich bin ganz trostlos.

„Das Duell, in dem Sie mir zur Seite gestanden haben, war eine Folge meines Unglücks. Mein Gegner war mein bevorzugter Nebenbuhler. Ich weiß, daß gewisse Leute, die bei jeder Gelegenheit ein von ihnen erfundenes Ehrengesetzbuch citiren, mich dafür tadeln werden, daß ich einen Menschen, einzig seines Glückes wegen, verfolgt habe. Aber sein Glück war mein Elend, trieb mich zur Verzweiflung, und ich finde noch heute mein Auftreten in dieser Sache vollständig gerechtfertigt. Nach dem Duell, das trotz der Discretion meines Gegners einigen Lärm gemacht hatte, mochte ich nicht länger in Paris bleiben. Bei unseren gemeinschaftlichen Freunden wagte ich es

nicht, mich zu zeigen. Ich hätte meinen Schmerz nicht verbergen können, und obgleich ich mich dessen nicht schämte, wäre es mir doch unendlich peinlich gewesen, darüber Aufschluß geben zu müssen. Dann scheute ich mich auch, von Freunden bedauert zu werden. Wenn man sich elend fühlt, so ist Mitleiden schmerzlich; man ist dann am besten allein. Deshalb verließ ich Paris ohne meinen lieben und werthen Bekannten Lebewohl zu sagen; sie haben es mir hoffentlich verziehen. Jetzt möchte ich gern dorthin zurückkehren. Es zieht mich nach den Stellen, wo sich mein Leben entschieden hat; ich bekämpfe diese Schwäche und hoffe ihrer Herr zu bleiben.

„Die Musik gewährt mir die einzige Zerstreuung, die ich habe; ich schreibe und höre viel, und ich höre jetzt anders als früher. Es ist mir, als ob alle Musik ganz besonders für mich geschrieben sei.

Jedes Stück, das ich höre, ob ernst, ob heiter, scheint mir ein Ausdruck meines Schmerzes, eine Begleitung meiner Klage über mein verlorenes Glück. Beethoven ist mein Eigen. Nur ein Mann, der so recht mit Unglück getränkt ist, dem nichts wohl thut, als was ihn schmerzt, kann den Jammer des Titanen nachfühlen. — Das Singen habe ich ganz aufgegeben. Sie behauptete, meine Stimme gern zu hören; während der Tage meines kurzen Glücks habe ich ihr oft singen müssen. Ihre Lieblingslieder sind nun die meinen geworden, und wenn ich sie singen will, so ist es mir, als schnüre man mir die Kehle zu.

„Schreiben Sie mir bald und ich will Ihnen schnell antworten, und seien Sie mir nicht böse, wenn ich vorläufig von

nichts Andern als von meinem Schmerze sprechen kann. Er erfüllt mein ganzes Wesen und ich lebe nur für ihn.“

Ich konnte den Brief des Candidaten nicht beantworten. Ereignisse, die mit dieser Geschichte nichts zu thun haben, entfernten mich plötzlich von Europa und trennten mich auf lange Jahre von allen meinen Freunden. Ich vergaß Manchen und wurde von Manchen vergessen. Der Candidat, von dem ich nichts mehr hörte, entschwand nach und nach meinem Gedächtniß.

IV.

Ich saß in dem neuen Concertsaale in Bonn, um einer Aufführung der größten Werke Beethovens beizuwohnen. Man feierte den hundertjährigen Geburtstag des Meisters. Musikfreunde aus allen Theilen Deutschlands hatten sich bei der Gelegenheit im Geburtsorte Beethovens versammelt. — Der Saal war gefüllt; nicht ein Platz war leer. Die Leute unterhielten sich eifrig, und es that Einem wohl, einmal von etwas Andern als von Krieg und Politik sprechen zu hören. — Plötzlich trat tiefe, feierliche Stille ein. Der Kapellmeister war an sein Pult getreten und das Concert sollte beginnen. Die Zuhörer hatten sich gesetzt, und ich konnte nun einen großen Theil des Saales übersehen. — Auf einem Stuhle, zwei Reihen vor mir, saß ein Mann, dessen Aussehen meine Aufmerksamkeit auf sich

zog. Er saß, mit untergeschlagenen Armen, das Gesicht etwas nach links gekehrt, so daß ich nur einen Theil desselben sehen konnte. Aber die Schultern, der Nacken, das Haar, die Haltung — Alles dies hatte etwas mir Bekanntes. Das Bild jedoch, das mir die Gestalt in das Gedächtniß rief, lag fern; es war undeutlich und verwischt und ich versuchte vergeblich es zu fixiren. — Die große, herrliche Musik, die jetzt ertönte, unterbrach mich in meinem Grübeln, während meine Augen noch mechanisch auf den Zuhörer vor mir gerichtet blieben. Ich sah halb träumend, wie er seine Stellung änderte, so daß ich das ganze Profil seines Gesichts sehen konnte, wie er sich langsam das Haar aus der Stirn strich und, mit der rechten Hand im Nacken, unbeweglich sitzen blieb. Das Bild aus vergangener Zeit trat mir jetzt, ohne daß ich es suchte, näher und näher; meine Gedanken wanderten von der Stelle, wo ich saß; ich sah die Gestalten alter Bekannten, an die ich seit Jahren nicht mehr gedacht hatte; sie kamen und gingen, wirr und undeutlich wie in einen Nebel gehüllt; ich sah meine alte Wohnung in Paris, das Atelier des Thiermalers und — nun schien es mir auch, als hörte ich in den Tönen der Symphonie, die mich umwallten, alte bekannte Stimmen und Weisen; — „der Candidat“, sagte ich plötzlich und athmete beruhigt auf. Da saß er vor mir, die Hand im Nacken, den Kopf zurückgebeugt, unbeweglich und still. Das früher pechschwarze Haar war ergraut, die großen Augen lagen tiefer als sonst in den dunklen Höhlen; das edle Gesicht war bleich und ruhig.

Die Musik und der Beifall waren verstummt und die Zu-

hörer verließen den heißen Saal, um während der kurzen Pause frische Luft zu schöpfen. Ich wartete einige Augenblicke, um zu sehen, ob der Candidat sich auch erheben werde. Aber er blieb ruhig sitzen. Da näherte ich mich ihm und klopfte ihm auf die Schulter. Er wandte sich langsam um und sah mich befremdet an. — „Candidat“, sagte ich. — Seine Augen öffneten sich weit, sein Blick wurde starr und das bleiche Gesicht noch bleicher. Dann aber flog ein Lichtstrahl über die Züge. Er sprang auf, rief mich bei Namen und ergriff meine Hand mit beiden Händen. — „Das ist ein froher Tag“, sagte er, „der Tag, an dem ich Sie wiedersehe. Seit zehn Jahren habe ich nichts mehr von Ihnen gehört. Wo sind Sie gewesen? Was machen Sie?“ — Ich hatte viele Fragen zu beantworten, viele Fragen zu stellen, und das Ende der Pause unterbrach uns in eifriger Unterhaltung. — „Wir gehen nach dem Concerte zusammen nach Hause“, sagte der Candidat. „Es freut mich sehr, Sie zu sehen und Sie müssen mir Ihren Abend schenken.“ Ich war ganz frei und willigte mit Freuden ein.

„Sie haben ein bewegtes Leben geführt, seit wir uns zum letzten Male sahen“, hub der Candidat an, als wir nach dem Concerte in einem kleinen, freundlichen Hause, das er seit längerer Zeit bewohnte, am offenen Fenster saßen — „mein Leben dagegen ist ruhig dahingeflossen; mir ist nichts passiert, nichts Frohes und nichts Trauriges.“ — Er schwieg lange und schaute hinaus in die dunkle, stille Nacht. Dann fuhr er mit tiefer, leiser Stimme fort, als spräche er mit sich selber:

„Wenn man an Dir Berrath geübt,
Sei Du um so trener;
Und ist Deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Feier.“

Die Worte fielen langsam und melodisch von seinen Lippen, einer traurigen Musik. — „Ich bin treu geblieben und habe die Feier ergriffen und sie hat mich getröstet. Ich bin nicht unglücklich und ich darf nicht klagen. Die Musik gewährt mir Genüsse, die mir, wäre ich glücklich, versagt wären. Der Genuß ist theuer erkauf, aber kaum zu theuer. Ich führe ein unstätes Leben, aber es ist immer dasselbe Leben. Ich lebe der Musik, oder vielmehr meinen Lieblingen in der Musik: Beethoven, Schubert, Schumann. Ich höre sie während des ganzen Jahres, sie erfreuen mich immer mehr und ich werde ihrer nie müde. Ich reise guter Musik nach, wie ein Verliebter der Dame seines Herzens, und ich habe nichts von Berrath und Untreue zu fürchten. Die hehre Muse öffnet mir ihre weißen Arme und nimmt mich zu ihrem Herzen und gewährt mir jede Huld, die ich von ihr erwarte. Sie weint mit meinem Schmerze und sie flüstert mir süße Worte des Trostes und der Ergebung zu. — Manchmal übermannt es mich wie Verzweiflung. Dann fällt es mir schwer aufs Herz, daß ich so ganz allein dastehe in der großen, kalten Welt, in der sich Niemand um mich kümmert, und in der ich nun Niemand mehr liebe. Aber auch dieser Schmerz löst sich vor Tönen. — Wohl ist mein Leben ein unersprießliches Leben; aber ich kann es nun nicht mehr ändern. Der Schlag, der mich getroffen, war zu schwer für mich. Er

hat mich zu Grunde gerichtet und ich habe mich nicht wieder erheben können. Es ist dies eine große Schwäche, aber sie schadet Niemand etwas, nicht einmal mir, und ich mache mir keine Vorwürfe darüber. — Ich sehe die Welt in wildem Strudel an mir vorbeitosen; ich sehe die Schwimmer im Strome kämpfen, im Strome untergehen. Das, wonach sie ringen, reizt mich nicht. — Ehren, Ansehen, Stellung, Geld! Was könnte mir das Alles frommen? Das Einzige, wonach ich je mit ganzem Herzen gestrebt habe, ist mir für immer entrisen, und nun hat nichts mehr Werth für mich. — Ich bin schnell alt geworden und wünsche meine Jugend nicht zurück. Ich habe nichts Gutes in der Welt genüßt und ich habe nichts Schlechtes gethan, und wenn ich nun bald daraus verschwinden werde, so ist es, als wäre ich nie dagewesen. Gibt es viele Leute wie ich? Und wozu werden sie geboren?“ — Seine Stimme war immer leiser geworden, und als er schwieg erschien die Pause, die eintrat, wie eine natürliche Fortsetzung der traurigen Rede, die ich gehört. —

Er verließ das Fenster, trat an das Clavier und begann leise und nachlässig zu spielen. Nach und nach schienen die Töne, die er mechanisch anschlug, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er setzte sich; das Spiel wurde bestimmter, die Harmonieen klar und einheitlich, und bald leiteten sie, in wundervoll künstlerischer Weise, zu dem Motive des Finales der Neunten Symphonie ein. Dann stand der Candidat plötzlich auf und, in erhabener Stellung, mit der schönsten Stimme sang er das Recitativ:

„O Freunde, nicht diese Töne!
Sondern laßt uns angenehmere
Anstimmen und freudenvollere!“

Sein Gesicht leuchtete in reiner Freude, und wie ein Apollo, der
Gott der Musik, fuhr er fort:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium, —
Wir betreten feuertrunken
Himmliſche, Dein Heiligthum.“

Ich verließ ihn zu später Stunde und ich verließ ihn mit dem
beruhigenden Gefühl, daß seine Künstlerseele in der Musik Trost
für alle Leiden gefunden habe:

„Und ist Deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier.“

In französischer Gefangenschaft.

I.

Ich lag bereits seit drei Wochen in Arnonville, auf der Nordseite von Paris, in Quartier, und bewohnte dort mit zwei Kameraden eine bequeme Wohnung, die, trotzdem sie von französischen Franc tireurs und deutschen Waffenbrüdern, die vor uns dort gehaust hatten, einigermassen ausgeplündert worden war, doch noch ein für unsere bescheidenen Bedürfnisse hinreichendes Mobilair besaß. Die großen Räume zur ebenen Erde dienten als gemeinschaftlicher Speisesaal und gemeinschaftliches Arbeitszimmer. Ein Billard, dem vor uns Jemand die Bänder abgeschlagen hatte, war durch Absägen der Beine in einen großen Tisch umgewandelt, auf dem abwechselnd gegessen und geschrieben wurde. Bettstellen, Stühle und alterthümliche Sessel hatten wir in dem benachbarten Schlosse des Herzogs von Choiseul gefunden; Matrasen waren aus unserem letzten Quartiere, Billiers le Bel, mitgebracht worden, und schwere seidene Gardinen, die früher das Boudoir und Schlafzimmer einer pariser Schönheit geschmückt haben mochten, gaben treffliche warme Bettdecken ab. Mit meinem Hausgenossen, dem Rittmeister Landeck

und dem Lieutenant v. Erk lebte ich im besten Einverständnis, und Dank den vielseitigen Talenten eines unserer Burtschen, der nicht nur ein guter Koch war, sondern auch die Gabe besaß, selbst in den schwierigsten Lagen irgend etwas zu essen zu finden, gingen die Drangsale des Krieges ziemlich leicht an uns vorüber.

Unsere drei Stuben lagen nebeneinander im ersten Stock. Jedes der Zimmer hatte einen Ausgang auf die lange schmale Flur. Außerdem stand meine Wohnung mit der des Rittmeisters durch eine Thür in Verbindung, die am Tage immer offen stand, die aber des Abends zugemacht wurde, da Pandeck sich gewöhnlich früher als ich zu Bett legte.

Gegen Mitte December wurde es empfindlich kalt. Thüren und Fenster unserer Sommerwohnung schlossen nicht sonderlich fest, und unser Holzbedarf erwies sich bald als so unbedeutend, daß Bachmann, der oben erwähnte talentvolle Diener, einen benachbarten Schuppen, aus „sehr schönem trockenem Holze“ zu demoliren anfing, um das erforderliche Brennmaterial liefern zu können. Aber es war auch eine Freude, aus dem kalten, nassen Wetter, das draußen herrschte, in die gut durchheizten Zimmer zu treten und sich an der hellen Flamme, die im Kamin loderte, zu wärmen und zu trocknen.

Am 18. December hatte ich bei einem befreundeten Regimente in Montmorency zu Mittag gegessen. Nach Tische war noch viel geplaudert und geraucht und verhältnißmäßig getrunken worden, und als ich um neun Uhr zu Pferde stieg, um den zwei Meilen weiten Weg bis nach Arnonville zurückzulegen, war mir

trotz der dunklen, kalten Nacht hell und warm zu Muth. Ich kannte den Weg wohl, ich hatte Loosung und Feldgeschrei, und trabte, ein Lied summend, das Pferd scharf im Zügel, durch die öden, breiten Straßen. In vielen Häusern war Licht, und durch die gardinenlosen Fenster der hübschen Sommerwohnungen, wo so mancher Pariser in otio sine dignitate gelebt haben mochte, sah ich die treuen, stillen Gesichter der Landsleute vom 4. Corps.

Auf den Höhen von Montmorency war es stockfinster und unheimlich; kein Stern blühte am schwarzen Himmel, und der eifige Nordwind zog heulend und klagend durch das verwüstete Land zu meinen Füßen. Vor mir erstreckte sich Paris. Ich erkannte deutlich seine ungeheuren Dimensionen an dem röthlichen Dunstmantel, der still und schwer darüber lagerte. Früher war dieser Lichtmantel ein glänzendes kaiserliches Gewand gewesen, in dem es von Millionen lustig lockender Gasflammen funkelte und blühte. Meilenweit röthete sich der Himmel im hellen Widerschein, und die Sterne darüber erblaßten ob der irdischen Pracht und Herrlichkeit. Damals war Paris der Sitz aller Lust . . .

Ein ungestümes; „Halt! Wer da?!“ weckte mich aus meinen Träumen. Ich gab befriedigenden Bescheid und passirte, aber der frohe Muth war mir vergangen. Ich hatte Paris in seiner vollsten Blüthe wohl gekannt und ich zählte unter den Belagerten manch werthen Freund.

„Halt! Wer da?!“ hieß es wieder, und ich war in St. Brice.

„Halt! Wer da?!“ und ich passirte Sarcelles. Das Pferd fühlte, daß es sich dem Stalle näherte und griff scharf aus; um halb elf Uhr war ich zu Hause.

In meinem Zimmer brannte ein schönes Feuer; Landeck und Erx saßen vor dem Kamin und warteten auf mich. Sie theilten mir mit, daß man, nach den eingegangenen Meldungen, einen nahe bevorstehenden Ausfall der Besatzung von St. Denis vermüthe und daß sie Beide um elf Uhr zum Hauptquartier beschieden seien, um nach Gonesse und Margency zu reiten und dort, beim Generalcommando und beim Obercommando, Befehle zu empfangen.

„Man kann nicht wissen, was bis zu unserer Rückkehr passiren mag“, sagte Landeck; „wir haben unsere Siebenfachen zusammengepackt; sollte alarmirt werden, so wird Bachmann das Verladen der Bagage übernehmen. Sie würden auch wohl thun, sich für alle Fälle bereit zu halten.“

Aber mir war eigenthümlich zu Muth. Ich war nicht schläfrig, aber ich war todtmüde und zu keiner Anstrengung aufgelegt. „Ich habe rasch gepackt, wenn es nöthig werden sollte“, sagte ich; „einsteilen gehe ich zu Bette.“

Es fehlten nur noch wenige Minuten an elf Uhr. Landeck und Erx wünschten mir eine gute Nacht; gleich darauf vernahm ich ihre schweren Tritte und schleppenden Degen auf der Stiege. Sie ertheilten den Burschen, die in der Straße mit den Pferden auf sie warteten, noch einige Instructionen; ich hörte sie aufsitzen und fortreiten. Die Hausthür wurde laut

zugefchlagen, die Stimmen der Burſchen entfernten ſich, einige Secunden ſchallte noch der Huſſchlag der ſich entfernenden Reiter auf dem harten Pflaſter; dann wurde Alles mäuſchenſtill. Ich zog mich langſam aus, warf noch einige Stücke Holz in den Kamin und legte mich zu Bett. — Das Holz war draußen naß geworden und zifchte und knatterte; in der Ferne hörte ich das Rollen eines Wagens. Unwillkürlich lauſchte ich. Das Gepolter kam näher und näher, erreichte vor meiner Thür ſeinen Höhepunkt, entfernte ſich, nahm ab und hatte aufgehört. Dann zifchte das Holz wieder und knallte ſo laut, daß ich einmal ganz erſchreckt in die Höhe fuhr; gleich darauf wurde es ſo ſtill, daß ich mein Herz klopfen hören konnte.

Ich war in einer eigenthümlich aufgeregten Stimmung; die Nerven waren auf's äußerſte geſpannt. Wie man manchmal in der Dunkelheit Geſtalten zu ſehen glaubt, ſo ſchien mir die tiefe Stille mit verborgenem Getöbe gefüllt. Ich lauſchte, als hinge mein Leben an jedem Tone, den ich hören möchte. — Da donnerte aus der Ferne ein Kanonenschuß. — „Das iſt auf der Südſeite,“ ſagte ich mir; „der Mont Valérien amüſirt ſich wieder einmal.“ Aber dann fiel mir der ſcharfe Nordwind ein, der mich auf den Höhen von Montmorency durch die Kleider geſtochen hatte, und ich ſpeculirte, daß man wohl auf Sevran oder le Bourget geſeuert haben mochte — Eine kurze Pauſe — dann ein anderer Schuß; dieſesmal entſchieden in der Nähe. Deutlich hörte ich das Abfeuern und einige Secunden darauf das Crepieren der Granate. „Das muß dicht hinter unſerm Park auf der Wilhelmshöhe ſein.“

Ich stand auf und trat an das Fenster. Die Nacht war pechrahenschwarz; auf der Straße war es öde und todt. Aber deutlich vernahm ich intensives Feuern, und diesmal konnte kein Zweifel sein: das Gefecht fand in der nächsten Nachbarschaft statt. Ich unterschied intensives Kleingewehrfeuer; das eigenthümliche graufige Geknarre, welches es häufig übertönte, war das wohlbekannte Mitrailleurfeuer. Ich zündete ein Licht an und zog mich in größter Eile an. Landecks Sachen standen noch in seinem Zimmer. Ich lief die Treppe hinab und rief nach meinem Burschen; keine Antwort kam.

„Daß die Leute nur bei einem solchen Lärmen schlafen können“, sprach ich verwundert zu mir selbst. — Ich schritt über den Hof und trat in den Stall. Eine Laterne brannte; mein Pferd, vollständig gesattelt, wandte den klugen Kopf nach mir und wieherte leise. Das Thier war allein; seine Stallgenossen, darunter auch mein zweites Pferd, waren verschwunden. Auch Sättel und Decken waren fort, und von dem Burschen nichts zu sehen. Es wurde mir höchst ungemüthlich zu Muthe. — In dem Hause neben unserm Quartier wohnten mehrere Officiere. Ich lief dorthin. Hausthüren und Stubenthüren waren offen, sämtliche Zimmer leer.

Ich stand einen Augenblick ganz betroffen; dann versuchte ich es, mir ein Bild der letzten Vorgänge zu entwerfen. Manches blieb mir dunkel, aber ganz klar war es, daß mein Regiment alarmirt worden war, daß es ausgerückt, und daß ich allein zurückgeblieben sei. Wie es gekommen war, daß ich die Alarmsignale überhört, daß die Burschen fortgegangen waren,

ohne mich zu rufen, daß der aufmerkfame, sich nie übereilende Bachmann unsere Bagagen zurückgelassen, darüber durfte ich mir in dem Augenblicke den Kopf nicht zerbrechen und mußte spätere Aufklärung abwarten. Ich schnürte meine Sachen rasch zusammen und warf sie zu Landeck's Gepäck, dann, mit den Satteltaschen, die das Werthvollste und Nothwendigste meiner Habe im Felde enthielten, über dem Arm, eilte ich wieder in den Stall, um mein Pferd zu zäumen und mich aus dem Staube zu machen. Ehe ich den Stall verließ, sah ich nach der Uhr. Es war zwei Uhr. Da mußte ich denn doch seit elf Uhr geschlafen haben. Dies erklärte, daß ich den Alarm überhört; gab aber keine Aufklärung über das spurlose Verschwinden der Burschen.

Der Wind hatte sich gelegt und die Witterung war milder geworden. Es war jedoch so finster, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte, und ich fühlte mich durchaus nicht behaglich als ich mich, in der Richtung nach Stains, der Vorpostenstellung meines Regiments, auf den Weg machte. Das Schießen hatte inzwischen ganz aufgehört; ich vernahm nichts als den regelmäßigen Hufschlag meines braven Gauls, der Katzenaugen zu haben schien, so schnell und ruhig ging er, trotz der Dunkelheit, vorwärts.

Ich passirte Garges, wo mich der dort Tag und Nacht stehende Doppelposten zu meiner Verwunderung nicht anrief, und wo, wie in Arnouville, Alles todt und leer schien. Zwischen Garges und Stains führt eine gut unterhaltene, gerade, breite Chaussée. Ich setzte mein Pferd in Galopp;

denn immer unheimlicher ward mir die Dede und Stille, die mich an von allen Seiten umringte, und immer größer der Wunsch, mich wieder mit meinen Kameraden zu vereinigen.

Plötzlich wurde ich barsch angerufen: „Qui vive?!“ Mir stockte das Blut in den Adern und ich stand regungslos. „Qui vive?“ tönte es zum zweiten Male. Ich wandte mein Pferd, trieb ihm die Sporen in die Weichen und jagte davon. Aber da piffen die Kugeln um mich, mein Pferd schreckte zusammen, stolperte, schleppte sich noch einige Schritte vorwärts, blieb heftig zitternd stehen und fiel dann schwer auf die Seite. Ich war nicht verletzt und stand gleich wieder auf den Beinen; aber an ein Entkommen war nicht mehr zu denken. Irgendwo hatte ich in der dunklen Nacht den Weg verfehlt und war gerade in die französischen Vorposten hineingeritten. Einige zwanzig bewaffnete Mann umringten mich und mein gefallenes Pferd; ein Duzend Bohonnets waren auf meine Brust gerichtet: jeder Widerstand wäre nutzlos gewesen. — *Officier allemand*“, sagte ich, „je me constitue prisonnier“ —

II.

Meine Wärter, ich kann es nicht anders sagen, behandelten mich rücksichtsvoll. Zwar nahm man mir meinen Degen ab, aber man begnügte sich mit der Erklärung, daß ich sonst keine

Waffen bei mir trage, ohne sich durch Untersuchung meiner Person von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen. Auch ließ man mir meine Uhr und Baarschaften und gab mir zu verstehen, daß meine Satteltaschen, in denen man Karten und Briefe gefunden habe, geprüft, mir aber in Paris wieder zurückgeben werden würden. Ich sagte kein Wort. Ich war wüthend mit mir selber und hätte vor Aerger und Schaam weinen können. Gefangen werden, in offenem, ehrlichem Kampfe, auf Vorpostendienst, beim Patrouilliren ist immer schon schlimm genug; aber geradezu wie ein Recrut in den Feind hineinreiten, wie ich es gethan, sich wie ein verirrter Marktender von einer feindlichen Feldwache abkneifen lassen, das schien mir ein unerträglich hartes Loos. Ade nun die Lorbeeren, die ich noch zu ernten gehofft; ade all die schönen Pläne, die ich ausgedacht hatte! — Während meine Waffenbrüder siegesgekrönt in Paris einzogen, während ganz Deutschland ihnen enthusiastisch entgegenjubelte, saß ich dann vielleicht auf den Hiden, oder in Algier, oder auf einem zum Gefängniß eingerichteten Kriegsschiffe. Was sollte ich sagen, wenn man mich fragte, wo ich während der letzten großen Kämpfe gewesen? — Nicht auf meinem Posten, bei meinem Regiment, die Gefahren und Leiden der Andern theilend. Nein, in Sicherheit, wo mir weder Freund noch Feind etwas anhaben konnte, — in Gefangenschaft.

Man hatte mich in ein Haus geführt, in dem die Officiere einquartiert zu sein schienen, welche den Vorposten commandirten. Der Chef der Wache, ein noch junger Stabsofficier, bot mir einen Stuhl an und lud mich ein, mich dem Feuer

zu nähern. Das Holz zischte und knatterte, wie es vor ein paar Stunden in meiner Stube in Arnouville gezischt und geknattert hatte. Wie traurig hatte sich mein Schicksal seitdem gewendet! Die Officiere, die ich sah, schienen guter Dinge zu sein. Der Commandeur saß auf einem bequemen Lehnstuhl und las einen illustrierten Roman; zwei andere Officiere waren tief in den Combinationen einer Partie Piquet vertieft. „Cinq et quinze font vingt et quatorze de dames quatre-vingt-quatorze. Je joue: quinze.“ Eine eigenthümliche Art, Vorpostendienst zu versehen. — Ich dachte an meine Kameraden, die den Dienst üben, wie ein Fanatiker seine Religion bekennt.

Ein Unterofficier trat in das Zimmer und brachte dem Commandeur eine Meldung. Aber er blieb nicht etwa stramm an der Thür stehen, wie unsere Leute dies thun, sondern er näherte sich dem Vorgesetzten vertraulich, legte eine Hand auf die Lehne des Sessels und flüsterte ihm einige Worte zu. Der Officier stand auf, kam zu mir, verbeugte sich höflich und sagte: „Belieben Sie dem Unterofficier zu folgen, der Sie nach Paris escortiren wird.“

Ich grüßte und entfernte mich, ohne den Mund zu öffnen.

Vor der Thür empfingen mich zwei Soldaten, die mich in ihre Mitte nahmen und raschen Schrittes auf das rothe Dunstmeer vor mir, auf Paris loschritten. Ich hatte nicht gefragt, wo ich gefangen genommen worden war und wollte mich mit den Soldaten nicht in eine Unterredung einlassen. Die Nacht

war so finster, daß es unmöglich war, sich auf irgend eine Weise zu orientiren. Ich gab den Versuch auch bald auf und folgte stumm meinen schwachenden Begleitern. Wir passirten mehrere Posten, die uns anriefen und uns, nachdem sie uns erkannt, weiter ziehen ließen. Endlich näherten wir uns dem Ziele unseres Marsches. Ich bemerkte, daß wir über eine Brücke und durch zwei starke Thore gingen; dann befanden wir uns auf einem Hofe, auf dem ich ein großes Gebäude erkennen konnte, dessen Fenster hie und da erleuchtet waren. Dort wurde ich dem wachthabenden Officier überliefert, und dieser führte mich ohne Weiteres zum Commandeur des Forts, einem ältlichen Herrn, der die Uniform der höheren Marineofficiere trug und der mich freundlich und würdevoll empfing.

Nachdem ich ihm auf seine Frage, wie ich in Gefangenschaft gerathen sei, geantwortet, daß ich mich in der dunklen Nacht auf dem Wege von Arnouville nach Stains verirrt habe, sagte er, daß ihm die ferneren Einzelheiten meines Abenteuers gemeldet seien und daß er Sorge tragen würde, daß es mir, während meines Aufenthaltes in Paris, an nichts fehlen solle.

„Ich werde dort Ihre Infreiheitsetzung auf Parole erwirken“, setzte er hinzu, „und Sie sollen sich nicht über die Gastfreundschaft zu beklagen haben, mit der die verleumdeten Pariser ihre gefangenen Feinde behandeln. Ich möchte, es ginge meinen unglücklichen Kameraden in Deutschland so gut, wie es Ihnen hier gehen wird.“

Er empfahl mir darauf, mir Civilkleider zu verschaffen, er=

kündigte sich, ob ich Geld habe und gab in meinem Beisein dem Zahlmeister, der gerufen worden war, Instructionen, deutsches Geld und deutsche Kassenanweisungen, die ich bei mir hatte, in Napoleons und französische Banknoten umzuwechseln. Der Officier, der mich zum Commandeur geführt hatte, begleitete mich darauf zum Zahlmeister und von dort in einer verschlossenen Droschke, die für uns bereit zu stehen schien, nach einem Kleidermagazin, in dem ein verschlafener Ladendiener, der eben die Schaufenster geöffnet hatte und der in meiner deutschen Uniform nichts Besonderes zu sehen schien, mir zu einem billigen Preise einen guten Winteranzug verkaufte.

Auf dem Wege vom Fort nach Paris hatte ich nichts sehen können, da die Droschkenfenster verschlossen waren. Ich hatte mich auch gehütet, irgend eine versängliche Frage an meinen höflichen Begleiter zu richten und blieb deshalb fortwährend im Unklaren über den Ort, an welchem ich gefangen worden war. Als wir wieder aus dem Laden traten, waren die Fenster des Wagens geöffnet worden und der Droschkenkutscher, der vorher vollständige Instruction empfangen haben mußte, führte uns durch ein Labyrinth von unbekanntem Straßen, in denen Alles still und leer war, nach den Boulevards, und von dort nach einem auf dem Platz Vendôme gelegenen Ministerium.

Nach langem Warten in einem stark geheizten Vorzimmer, in dem sich zwei Garçons de bureau mit uns befanden, wurde ich endlich einem höheren Beamten vorgestellt, der meinen Namen und meinen Rang in der Armee in ein Register eintragen

ließ und mir einen gestempelten Legitimationschein übergab. Ich hatte darauf ein gedrucktes Document zu zeichnen, in dem ich mich auf Ehrenwort verpflichtete, keinen Fluchtversuch zu machen und mich zu jeder Zeit zur vollständigen Verfügung der competenten pariser Behörde zu halten. Es wurde mir ferner mitgetheilt, daß der mich begleitende Officier mir eine passende Wohnung anweisen werde; ich erhielt außerdem den Befehl, mich jeden Abend um fünf Uhr auf dem Ministerium zu melden, um etwaige Disposition über meine Person zu erleichtern, und wurde mit der höflichen und tröstenden Bemerkung entlassen, daß diese verlangte tägliche Meldung nicht eine strengere Bewachung meiner Person bezwecke, sondern, daß damit nur beabsichtigt sei, mir die Mittheilung etwaiger Freilassung durch Auswechselung ohne Zeitverlust machen zu können.

Das mir angewiesene Quartier befand sich in einem kleinen, aber gut gehaltenen Hôtel der Rue de l'Arcade. Dort empfahl sich mein höflicher Begleiter, indem er mir seine Karte übergab und mir sagte, daß er die erste Gelegenheit, die ihn aus dem Fort, wo er in Garnison liege, wieder nach Paris führe, benutzen würde, um mir seine Aufwartung zu machen.

III.

Ich benutzte die ersten Stunden meines unfreiwilligen Aufenthaltes in Paris, um einige nothwendige Einkäufe zu machen; dann, nach dem ich mich gewaschen und meine Toilette vervollständigt hatte, machte ich mich auf den Weg, die große Stadt, die ich so vergnügt und schön gekannt hatte, in ihrer heutigen traurigen Verfassung zu beobachten. Meine vollständige Kenntniß der französischen Sprache und Gebräuche ließ mich etwaige Unannehmlichkeiten bei diesem Umherstreifen nicht befürchten.

Paris war in der That ganz anders geworden, als ich es gekannt hatte; aber eine Veränderung, wie ich sie erwartete, fand ich eigentlich nicht vor. Die schönen breiten Straßen waren schmutzig, wie ich sie nie gesehen, aber die Schaufenster der Läden auf beiden Seiten der Straßen prangten im alten Glanze. Die Cafés waren wie früher mit Besuchern gefüllt, aber neun unter zehn der Gäste trugen Uniform. In den Straßen herrschte das alte ungeheure Leben, aber ich vermißte den typischen Flaneur, das gepuhte Weib, den Stutzer, den hochmüthigen selbstzufriedenen Bourgeois, den Arbeiter, den Engländer mit dem rotheingebundenen Murray in der Hand und den blonden Landsmann mit der Brille auf der Nase. Uniformen, Uniformen und wieder Uniformen; nur hier und da das dunkle bescheidene Kleid eines Civilisten, gewöhnlich eines ältlichen Herrn. Die Passage über den Boulevard am Faubourg und an der Rue

Montmartre, eine Passage, die für jeden Andern als den eingelebtesten Pariser gefährlich ist, und wo sich allwöchentlich ein oder mehrere Provinzialen überfahren ließen, das sogenannte *Rendez-vous des écrasés*, war lebhaft wie zur Blüthezeit des Kaiserreichs. Aber nicht kreuzten sich dort prächtige Wagen von feurigen Rossen gezogen, in denen schöne Frauen nachlässig hingestreckt lagen: der Phaëton des Monsieur le Vicomte war mit dem schnellen *Coupé des' Agent de change* verschwunden. Eine lange Reihe Ambulanzwagen, von langohrigen Maulthieren und mageren Gäulen gezogen, bewegte sich in der Richtung von der *Madelaine* und kreuzte sich mit mit einer *Colonne* von Proviant- und Munitionswagen. Kein halb barsches, halb scherzendes: „*Avancez-donc! Vous allez vous endormir*“, kein witziges *Quodlibet* zwischen dem phlegmatischen und dem eiligen Kutscher. Langsam und feierlich, wie zu einem Begräbniß, zogen die Wagen vorüber; und die Kutscher auf den Böcken hatten finstere und ernste Gesichter und es fehlte ihnen sogar der sprüchwörtliche *Galgenhumor* der *Cochers des pompes funébres*.

Die kleinen Kioske, in denen früher zu jeder Tagesstunde frische Zeitungen mit frischen Geschichtchen von galanten Abenteuern, Duellen, Wetten und Attentaten auf die Person, das Eigenthum oder die Moral zu finden waren, — Geschichtchen die meistens aus der Luft gegriffen waren und die den Geschmack von hunderttausenden von ungläubigen Lesern langsam und sicher verdarben, — diese kleinen Kiosken standen noch da, aber die Waare, die jetzt dort dem Publikum vorgefetzt wurde, war eben

so verändert wie das Publikum selbst. Le Pays, Journal de l'Empire, mit der blutrothkaiserlichen Prosa des streitsüchtigen Paul de Cassagnac, waren verschwunden; die streng regierungsfreundliche Patrie, journal du Soir, war in ein journal de l'opposition umgewandelt; das Siècle, le journal des marchands de vins, wo Havin jahrelang für die Demokratie gekämpft, predigte zu Gunsten der Regierung gegen die Preßfreiheit; Figaro und der Gaulois wagten es nicht mehr zu spotten und zu lachen; sie logen nach wie vor, aber es lag eben in ihrer Natur, keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Dichtung machen zu können; das Journal pour rire war ernst geworden und der heitere Charivari finster und bitter. Die großen Formate waren ganz verschwunden; selbst das Journal officiel, das Journal par excellence der Großen Nation, erschien in Form einer Provinzial-Zeitung zweiten Ranges.

Ich schlenderte nach den Tuileriengarten, wo die hübschen, jungen Mütter mit den hübschen Kindern zu kokettiren pflegten; wo kleine sechsjährige Mädchen, die zusammen spielten, sich „Mademoiselle“ anredeten, und wo ein alter Mann sich und viele Maulaffen täglich damit amüsirte, daß er die Tauben und Sperlinge, die zu Tausenden im Garten umherflogen, Brodfrumen aus der Hand aufspicken ließ. Die Mütter und die Kinder und der alte Mann waren verschwunden. Auch Tauben und Sperlinge waren nur noch in geringer Anzahl vorhanden. Im Garten waren Kanonen und Munitionswagen aufgefahren. Die früher so schön gehaltenen Gänge und Alleen waren zerfahren wie ein holperiger Feldweg. Auf dem großen Pavillon,

früher mit der dreifarbigen Fahne, als Zeichen, daß der Kaiser in Paris sei, flatterte das rothe Kreuz im weißen Felde; die herrlichen Champs Elysees, wo sich des Nachmittags die Elite der eleganten Welt begrüßte, wo der Tanzlustige Mabillo, der Hungrige Doyen und Laurent, der Musikkfreund Musard fand — die Champs Elysees waren schmutzig und leer. Unter den Bäumen lagerten Soldaten, in den Alleen standen Artilleriewagen, auf den Trottoirs wurde Schnaps verkauft. Nicht ein eleganter Wagen, nicht ein Spaziergänger war zu erblicken. Die wenigen Vorübergehenden schritten raschen Fußes einher; die Männer hatten finstre Mienen; die Mehrzahl der Frauen war in tiefster Trauer. Aehnliche Contraste fand ich, wohin ich die Schritte wandte.

Paris, wie ich es vor sechs Monaten gesehen hatte, war eine gefeierte Tänzerin, die beim blendenden Licht der Kerzen mit Diamanten geschmückt, in strahlender Schönheit prangt. Lutetia, wie ich sie heute sah, hatte sich die Schminke abgerieben, die ihren Wangen die Gluth, und ihren Augen das Feuer der Jugend gab; die kostbaren Gewänder waren heruntergerissen und hingen zerlumpt von ihren Hüften. Die Diamanten, aller Glitter und Prunk waren verschwunden. Sie kam mir vor wie ein altes unmoralisches Wesen, das seine Jugendsünden im Hospital büßt.

Aber ich konnte mir nicht helfen, immer wieder daran zu denken, wie reizend und liebenswürdig ich das lüsterne, lustige Paris gekannt; und der furchtbare Wechsel vom Frohen zum Traurigen,

vom Reichen zum Armen vom Lebenslustigen zum Lebensmüden berührte mich schmerzlich.

Ich hatte wieder die Boulevards erreicht und trat in das Café du Helder, um dort zu frühstücken. Früher war dieser Ort ein Rendezvous für Officiere gewesen; besonders zahlreich versammelt fand man sie dort zur „Absynthstunde“, um fünf Uhr Nachmittags. Niemand trug damals Uniform; die militairische Haltung, der gewichsne, lange Schnurrbart, das unvermeidliche rothe Bändchen im Knopfloch und ein gewisses Etwas in der Kleidung verriethen jedoch den Soldaten auf den ersten Blick. Sie saßen dort stundenlang, beobachteten die Vorübergehenden, schrieben Briefe, consultirten Felix, den Garçon, der sich rühmte, dreiviertel der Officiere in der französischen Armee zu kennen, lasen den *Moniteur de l'armée* oder irgend ein anderes streng bonopartistisches Blatt, rauchten Cigarren und Cigaretten und tranken Absynth, pure ou panachée, Vermuth, Bittern, Curaçao oder ein anderes beliebiges Getränk, dem sie die Eigenschaft beilegten, ihnen Appetit zum Essen zu bereiten. Das Café du Helder war ein elegantes Café; der ärmere Officier ließ sich dort nur selten sehen; das classische Garnisonsspiel *bézigue* war dort verleugnet und die Pfeife unbarmherzig verbannt. Ich glaube, der würdevolle Oberkellner mit der tadellos weißen Halsbinde würde ohnmächtig geworden sein, wenn er gesehen hätte, daß sich einer seiner Gäste eine Pfeife anzustecken wate.

Ich vermißte Felix; der feiste erste Kellner war noch am Plaze, aber die Würde war verschwunden; er sah gedrückt und unglücklich aus, und seine weiße Cravatte war sehr schmutzig.

Wie früher stand er in der Mitte des Saales, die Bedienung zu überwachen; aber das Rufen der Gäste wurde nicht mehr durch sein dienstfertiges lautes „v'la M'sieu, d'suite M'sieu“ beantwortet. Die heutigen Gäste klopfen mit den Gläsern und Theelöffeln, um seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Niemand erfreute sich der Ehre, ihn bei Namen zu kennen. Er wandte den Kopf nachlässig nach der Seite, wo Bedienung verlangt wurde, winkte einem der Kellner durch eine stumme Bewegung und wies mit einem Nischelzucken nach dem lauten Tische. Die Gäste trugen die Uniformen der verschiedensten Regimenter und Waffengattungen; da waren Officiere und gemeine Soldaten, Linientruppen und Nationalgarden, Marine-soldaten und Matelots. Viele von ihnen gehörten der „ungewaschenen Menge“ an. Sie rauchten Pfeifen, spuckten rechts und links und mischten schmutzig geworfene Karten oder rafselten mit Dominosteinen. Wohl mochte der Oberkellner, der mit Freiherrn und Grafen des Kaiserthums auf vertraulichem Fuße gestanden hatte, sich in dieser Gesellschaft unheimlich fühlen.

Neben mir saß ein junger Officier, ein auffallend schöner Mann, mit todtblassem Gesicht und schwarzen, brennenden Augen. Er hatte eine Zeitung in der Hand, aber er laß nicht und blickte starr vor sich hin. Ein anderer, ebenfalls vornehmer, junger Mann trat in das Zimmer und setzte sich zu ihm.

„Was giebt es Neues im Hauptquartier?“ fragte der Erste.

„Chanzy hat einen großen Sieg davon getragen“, antwor-

tete der neu Eingetretene; er zuckte dabei mit den Achseln und lachte bitter.

„Vermaledeite Lügen“, sagte der Erste.

„Was soll man anders thun als lügen,“ fuhr der vom Hauptquartier fort. „Es ist noch das Bequemste, und wir sind nun so weit gesunken, daß uns weder Lüge noch Wahrheit retten kann. — Es sind auch wieder zwei Tauben angekommen. Eine bringt die Siegesnachricht; das ist eine gute, patriotische, französische Taube; — die andere meldet, daß Suidherbe geschlagen sei; das ist eine falsche, preußische Taube, und ich habe vorge schlagen, sie für Verbreitung unwahrer Nachrichten standrechtlich hinzurichten und à la crapaudine zu verspeisen.“ Er trommelte mit den Fingern auf dem Tische und fing leise an zu pfeifen.

Der Andere blieb lange still. Dann sagte er plötzlich mit rauher, leiser Stimme: „Ich halte es wahrhaftig nicht mehr aus.“

Sein Freund blickte ihn scharf an, zuckte mit den Achseln und sagte: „Dummes Zeug! Komm, laß uns zu Anna gehen.“

Sie zahlten ihre Beche und verschwanden. Meine Nachbarn zur Rechten, zwei schmutzige Mobilgardisten, sahen ihnen nach; der Eine von ihnen, ein kleiner, hagerer Mann mit einem falschen, bösen Gesicht, sagte: „sacrés aristos“ Die beiden Leute hatten soeben eine Partie Karten ausgespielt und saßen sich mit aufgestützten Armen, gegenüber. Der Hagere war im Begriff seinem Kameraden

eine haarsträubende Räubergeschichte zu erzählen, deren Held er selbstverständlich selbst war. Er sprach so laut, daß man ihn auch an entfernten Tischen hören konnte. Ein Marinesoldat, der aufgestanden war, um das Lokal zu verlassen, blieb stehen und lauschte. Dann warf er den Kopf verächtlich zurück und sagte: „blagueur! va! Wenn Sie und Ihres Gleichen nur halb so viel mit dem Arme als mit dem Maule kämpfen wollten, so würden wir bald keinen Feind mehr in Frankreich haben.“ Der Erzähler schwieg und sein gelbes Gesicht nahm einen giftigen Ausdruck an. Einen Augenblick sah es aus, als wolle er dem Beleidiger an die Kehle springen; gleich darauf aber schien er sich eines Klügens zu besinnen, und der Marinesoldat entfernte sich spöttlich lächelnd und unbehelligt.

Nach diesen Leuten zog ein Nationalgardist meine Aufmerksamkeit auf sich. Er war ein Mann reiferen Alters und schien der besseren Klasse der Gesellschaft anzugehören. Seine Uniform war bei einem guten Schneider gemacht, aber er fühlte sich augenscheinlich nicht wohl darin. Er hatte ein Stück Papier vor sich, einen Bleistift in der Hand und schien zu rechnen. Ein sorgenvolleres Gesicht hatte ich nie gesehen. — Es war wie ein Traum, wenn ich Das, was ich jetzt mit meinen Augen sah, mit Dem verglich, was ich am selben Platze zu sehen gewohnt war. Hier, wo Leichtsinn, Reichthum, Uebermuth und geselliger, höflicher Ton geherrscht hatten, brüteten Gedanken an Selbstmord, wucherten die Sorge, die Verzweiflung, herrschten Unzufriedenheit, Hader und Streit. Ich stand auf, zahlte für meine Beche und machte mich wieder auf den Weg.

An der Ecke der Rue de Richelieu sah ich einen Mann, der mich so forschend und klagend ansah, daß ich unwillkürlich stehen blieb und ihn fragte, was er wünsche. Der Mann war jung und hatte das Gesicht und den Anstand eines wohlherzogen Menschen. Er sah blaß und abgezehrt aus, als wäre er eben vom Krankenlager erstanden. Als ich ihn anredete, sah er sich scheu um, dann betrachtete er mich ängstlich und aufmerksam, als wolle er in meiner Seele lesen und endlich sagte er mit leiser, flehender Stimme: „Bitte, Herr, folgen Sie mir in die Passage des Princes; ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen.“

In der Passage, die vom Boulevard nach der Rue de Richelieu führt und in der man früher vor Gedränge kaum gehen konnte, war es still und leer.

„Ich stehe seit heute früh auf dem Platze, wo sie mich gefunden haben“, sagte mein geheimnißvoller Begleiter, „und suche Jemand, den ich anzureden wage; Sie sind der Erste, den ich gefunden habe.“

Ich verstand leicht, worauf es abgesehen war, nahm mein Portemonnai aus der Tasche und sagte: „Ich stehe mit einer kleinen Gabe gern zu Diensten; über eine größere Summe kann ich leider auch nicht verfügen“, und damit drückte ich ihm ein Geldstück in die Hand. — Ich weiß nicht, ob der Mann ein Unglücklicher oder ein Komödiant war, aber ich sah, wie sein bleiches Gesicht sich plötzlich röthete und wie ihm die Thränen in die Augen traten.

„Herr“, sagte er, „ich bin sehr unglücklich.“ Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte; ich gab ihm die Hand, um ihm zu zeigen, daß ich seinen Worten glaubte und entfernte mich schnell.

Wenn auf dem Boulevard des Italiens Verzweiflung und Glend am lichten Tage einhergingen, wie mochte es in den ärmeren Quartieren aussehen? Ich nahm eine Droschke und befahl dem Kutsher, mich nach dem Faubourg St. Antoine zu fahren. Dort sah ich böse und traurige Gesichter. Die fleißigen Arbeiter, die sonst im Faubourg mit Blause und Schürze umherzulaufen pflegten, waren verschwunden. Wie auf den Boulevards so bildeten auch hier Leute in Uniformen der National- und Mobilgarde den Hauptbestandtheil der männlichen Bevölkerung. Alle, ohne Ausnahme, gingen finster einher oder standen auf den Trottoirs und in der Mitte der Straße in ernster, eifriger Unterhaltung. Die zahlreichen Läden waren wie sonst geöffnet, aber man sah dort keine Käufer und auch keine Arbeiter. Desto lebhafter ging es beim Marchand-de-vin zu, wo die Leute mit gerötheten Gesichtern tranken und schrieen. Ein blaßes Weib, in dünnen Kleidern, mit einem krank aussehenden Kinde auf dem Arme, stand an der Schwelle der Weinstube und winkte einem Manne der, am Trinktische stand und augenscheinlich des Guten bereits zu viel genossen hatte. Er trat auf die Straße und wandte sich barsch an die unglückliche Frau.

„Nun, was giebt es wieder? Kann ich denn nicht einen Augenblick Ruhe haben?“

„Ach, komm nach Hause“, flehte die Frau, „oder gieb mir etwas Geld, damit ich für das Kind etwas zu essen kaufen kann.“

Der Mann stieß einen Fluch aus. „Ich habe kein Geld und Du weißt es und Du kommst nur her, um mich zu quälen. Geh zur Hölle, Du und Dein Balg!“ Er stieß sie hart bei Seite. Die Arme wankte und fiel und das Kind mit ihr. Sie erhob sich langsam; um ihre dünnen, blassen Lippen zuckte es böse, aber sie sagte kein Wort und streichelte das wimmernde Kind. Der Blick, den sie auf den Säufer warf, war ein unheimlicher Blick. Tod und Verderben lagen darin. Mich überließ es dabei kalt. — War denn Paris, das lustige, hochmüthige, schöne, reiche Paris, eine Hölle geworden, in der man nur noch Verzweiflung, Lüge, Kummer und Sorge fand?

Nicht weit vom Weinhändler wohnte ein Fleischer. Auch dort war es voll. Ich war vorbereitet, daß die Leute dort stundenlang vor der Thür zu warten haben würden, um gegen Bezahlung und nachdem sie sich durch eine amtliche Bescheinigung als berechnigte Käufer legitimirt, einige Loth Fleisch zu erhalten. Aber nicht vorbereitet war ich auf die Physiognomie der wartenden, hungrigen Menge. Sie bestand fast ausschließlich aus Frauen, die der Arbeiterklasse anzugehören schienen. Die meisten davon waren reinlich und ordentlich gekleidet; viele hatten Kinder auf dem Arm oder an der Hand. Es war empfindlich kalt. Die armen Kleinen froren und weinten. Die Mütter sprachen beruhigende Worte und küßten und herzten die Kin-

der. Sonst waren sie stumm; Keine unterhielt sich mit ihrer Nachbarin, und auf den stillen Gesichtern lag eine namenlos traurige Resignation. Nur Eine machte eine Ausnahme von dieser Regel, eine junge, hübsche, freche Creatur, die, als ich an ihr vorüberging, einen obscönen Galembourg riß, der von Niemand belacht wurde. Ihre Gefährtinnen sahen sie von der Seite an und Eine von ihnen sagte: „Ich wünschte ihr ein krankes Kind“. Das gepuzte Frauenzimmer lachte laut auf und antwortete: „Je fait tout pour ça.“

Der kurze Tag nahte seinem Ende. Ich stieg auf das Imperial eines Omnibus und fuhr wieder, die Boulevards hinauf, der Madeleine zu. Meine Reisegefährten waren stumm. Wir passirten die Theater. Alles war dunkel und öde. Hier und da an den Straßenecken wurde eine Gaslaterne angezündet; in den matt erleuchteten Cafés brannten Petroleumlampen; die meisten Läden singen an zu schließen; es war fünf Uhr Abends. Wer hat die Boulevards vor einem Jahre um diese Tagesstunde gesehen? Millionen von Gasflammen flackerten auf den Straßen, in den Läden, in den Cafés, vor den Theatern und machten die Nacht dem Tage gleich. Eine vergnügungssüchtige, lachende, schwazende Menge wogte hin und her: hier ein gepuztes Weib mit herausforderndem Blicke, neben ihr ein abgelebter junger Fant, mit mikroskopischen Füßchen und Händchen und das vielfarbige Band irgend eines fremden Ordens im Knopfloche des Rockes; dahinter der alte Pariser mit dem eigenthümlichen Lächeln auf den schmalen Lippen. Arm

und Reich, Jung und Alt, Alles scheint nur einem Ziele zuzuwandern: Lust; — Lust zu geben oder Lust zu nehmen. Die Gäste der Cafés, die man in den erleuchteten Sälen hinter den großen Spiegelscheiben deutlich erkennen kann, essen, trinken, spielen, lachen, schwätzen. Der Ernst des Lebens existirt nicht oder hat sich verkrochen in dunklen Gassen, in dunklen Stuben. Dort mag der Gelehrte brüten, der Künstler schaffen, der Arme hungern, der Traurige weinen. Die Pflichten gegen die Gesellschaft erheischen, daß man lustig sei oder lustig scheine, um lustig zu machen; ein trauriger Mensch ist ein unhöflicher Mensch, ein Egoist, der des Nächsten gutem Humor nicht die gebührende Achtung zollt.

Und heute?

Die dunkle Straße gleicht einem schwarzen Strome, dessen furchtbares Leben die Nacht verbirgt; sie hat etwas unbeschreiblich Unheimliches; es herrscht darin ein dumpfes, brausendes Getöse, wie das entfernte Wogen eines wüthenden Meeres. Hier und da, vor der Passage de l'Opéra besonders, steht die Masse in verschiedenen Gruppen zusammengeballt. Man unterhält sich halblaut. Die Worte, die ich im Fluge erhasche, zeigen, daß ein und dieselbe Idee, die Belagerung, Aller Geist beherrscht. Heute ist es unhöflich geworden, lustig zu sein; ein Egoist nur wagt zu lachen. Paris ist in Trauer und Nöthen und verlangt, daß die Welt mit ihm traure. Der Sorgenlose mag seiner Heiterkeit im einsamen

Kämmerlein freien Lauf lassen, aber die elende Stadt verlangt, daß nun ihr Unglück geachtet werden solle, wie früher ihrer rücksichtslosen Lust gefröhnt werden mußte.

Ich war bis zum Ende der alten Boulevards, bis zur Madelainekirche, hinter der sich die Rue de l'Arcade befindet, gelangt. Ich wollte nach Hause gehen, denn ich fühlte mich bis zum Tode ermattet und äußerst niedergeschlagen. Da ertönte aus der Kirche Orgelspiel und lud mich ein, mich am Orte des Friedens auszuruhen. Die tiefen ernstesten Töne verstummten bald, nachdem ich Platz genommen hatte und eine feierliche Pause trat ein. Die Kirche war voll. Die andächtige Menge bestand ausschließlich aus Frauen. Einige Lampen erleuchteten das große Schiff mit einem milden, matten Lichte, das zum Träumen und Nachdenken einlud. Neben mir saßen zwei Damen, dem Anschein nach Mutter und Tochter, Beide, wie viele ihrer Nachbarinnen, in dunklen Trauerkleidern. Die Mutter hatte das edle, scharf geschnittene Gesicht der vornehmen Französinnen, die Tochter war bildschön.

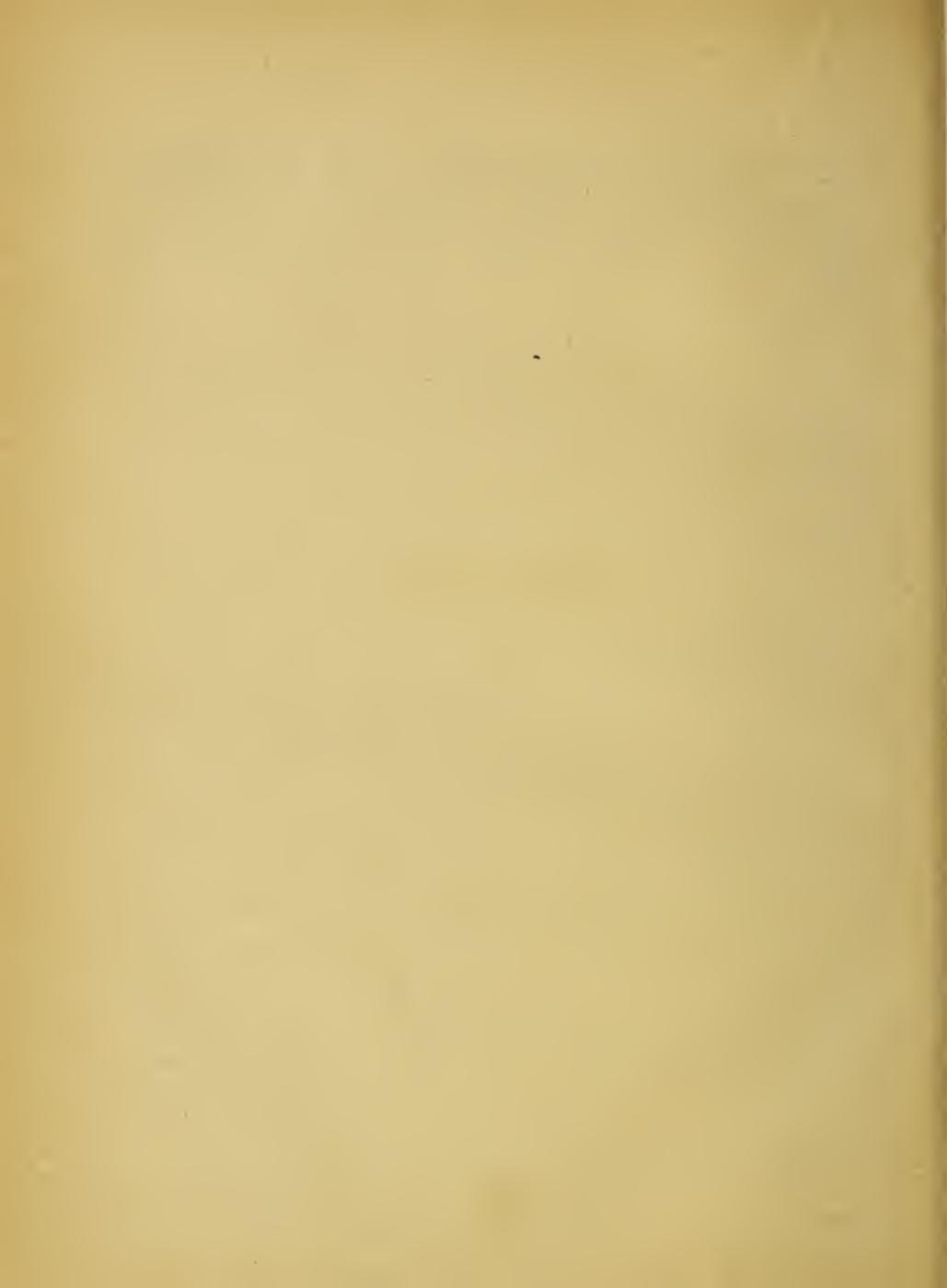
Jetzt durchschritt der Schweizer die Kirche, um dem ihm folgenden Priester einen Weg zur Kanzel zu bahnen. Er stieß dabei mit seiner schweren Hellebarde auf den dröhnenden Fußboden und marschirte stolz und würdevoll einher, wie er es immer gethan. Es war der erste Franzose, den ich in Paris wiedersah wie ich ihn vor einigen Monaten verlassen hatte. Der Priester war ein hagerer junger Mann mit bleichem, ausdrucksvollem Gesicht. Er trug

die weiße Kutte der Dominikaner. Er begann seinen Vortrag mit einem kurzen Gebet. Seine Stimme war tief, ernst und wohlklingend. — Seine Predigt behandelte den Gegenstand, der in Aller Herzen war: den Krieg. Er sprach weder vom Sieger noch vom Besiegten: er erzählte das maßlose Elend, das der unselige Krieg über die Erde gebracht. Er beschrieb das Schlachtfeld, auf dem der Todesengel eine so furchtbare Ernte gehalten; er zeigte die verstümmelten Leichen der jungen Helden; er führte seine Zuhörer in die verwaisten Familien, denen das Theuerste so unbarmherzig entrisen worden war. Seine Stimme zitterte in sichtbarer Bewegung, wie die schmerzreichen Worte langsam von seinen Lippen fielen; seine Zuhörer weinten; meine Nachbarin hatte das Taschentuch vor die Augen gedrückt und ich sah an den Bewegungen ihrer Schultern, daß sie heftig schluchzte. Und meine Gedanken wanderten zurück über die blutigen Scenen, denen ich in den letzten Monaten beigewohnt hatte, und entfernten sich mehr und mehr von der Predigt; die Worte wurden unklarer und undeutlicher; bald hörte ich sie nur noch wie aus weiter Ferne. Eine unüberwindliche Müdigkeit bemächtigte sich meiner, die Augen fielen mir zu; ich schlief ein.

Als ich erwachte stand Landeck vor mir und ich lag in dem Bette in Arnouville, in dem ich am vorhergehenden Abend eingeschlafen war.

„Stehen Sie auf“, sagte Landeck. Ich komme so-

eben vom Befehlsempfange zurück. Man hat bedeutende Truppenbewegungen zwischen Drancy und Courcelles bemerkt und wir können jeden Augenblick alarmirt werden.“



Frauenliebe.



Jedermann hat heute von Schlachten, Ueberfällen, von Brandstiftung, Plünderung und ähnlichen ersprießlichen Resultaten christlicher Civilisation zu erzählen; und wenn es anderen Lesern wie mir geht, so sind sie der Geschichten aus dem Feldzuge bereits herzlich satt geworden. Ich erspare ihnen und mir deshalb die Beschreibung des blutigen Gefechtes, in dem der französische Premierlieutenant Jacques Fromentin, nach tapferm Widerstande, schwer verwundet, in deutsche Gefangenschaft gerathen war. Der Kampf hatte vor Paris stattgefunden, und der sterbende Mann war in das Feldlager von Couven geschafft worden. Der Arzt hatte die tödtliche Wunde soeben gewissenhaft untersucht, hatte einen Verband angelegt und war dann zum nächsten Schmerzenslager geschritten, wo ein anderer Patient ächzend und stöhnend auf ihn wartete. Ich folgte dem Doctor und wollte mit ihm weitergehen, als mich der Blick des verwundeten Offiziers fest hielt. Der Mann hatte keinen Tropfen Blut mehr im Gesicht und auf der bleichen Stirn perlte bereits der kalte Todesschweiß. Die weitgeöffneten, glühenden, dunkeln Augen waren unverwandt auf mich gerichtet und flehten um Erfüllung

einer Bitte. Ich näherte mich und setzte mich vor ihm nieder. Er folgte jeder meiner Bewegungen mit peinlicher Wachsamkeit. „Näher, bitte“, sagte er mit leiser Stimme, „ich kann nicht laut sprechen.“ Ich rückte dicht an ihn heran. „Sie sprechen französisch?“ Ich bejahte die Frage. „Ich heiße Jacques Fromentin“, hub er sofort an. Meine Braut heißt Jeanne de Willers.“ Er nannte mir die Wohnung. „Bitte, schreiben Sie sich die Namen auf.“ Ich zog ein Taschenbuch hervor und notirte seine Angaben. „Lassen Sie mich sehen.“ Ich hielt das Buch vor seine Augen und er las aufmerksam, was ich geschrieben. „Es ist richtig“, sagte er. Dann schwieg er, als wolle er seine Gedanken sammeln. Sein Blick wandte sich von mir ab und richtete sich nach dem Fenster; die glühenden Augen wurden feucht. Er schloß sie mehrere Secunden; dann kehrte er sich wieder zu mir und sprach mit fieberhafter Hast, als fürchte er nicht Zeit zu haben, zu vollenden, was er noch zu sagen wünschte. „Hören Sie die Bitte eines Sterbenden. Sehen Sie meine Braut sobald es die Umstände gestatten. Erzählen Sie, wie ich gestorben: in Erfüllung meiner Pflicht. Sagen Sie, daß mein letzter Gedanke für sie und nur für sie gewesen ist. Ich segne die Stunde, wo ich sie gesehen; ich segne die Stunde, wo sie mir ihre Liebe gelobt; ich segne die Stunde, in der ich von ihr geliebt und, sie liebend, sterbe. Bringen Sie ihr diesen Ring und diesen Schlüssel zu einem Kasten, den sie wohl kennt. Derselbe enthält in einem versiegelten, an sie gerichteten Packete ihre Briefe an mich. Dann führen Sie sie zur Stätte, wo man mich begraben wird. Und nun Dank. Sie versprechen, daß

Sie meine Bitte erfüllen werden?" Ich gelobte es feierlich und entfernte mich mit schwerem Herzen. An der Thür wandte ich mich noch einmal um und begegnete dem letzten Blick des Sterbenden. Ich winkte bejahend und die großen Augen schlossen sich zur ewigen Ruhe.

Am nächsten Tage wurde die Leiche von Jacques Fromentin im alten schattigen Park des Connetable Anne de Montmorency, in Couen, beigesetzt. Ich ließ ein hölzernes Kreuz mit Inschrift des Namens auf der Stätte des Gefallenen errichten.

* * *

Paris wollte sich nicht ergeben und die Arbeiten zum Bombardement und zur Erstürmung der Stadt gingen nur langsam vorwärts. Tage, Wochen, Monate flossen dahin. Ich kam häufig nach Couen und besuchte dann regelmäßig das Grab von Jacques Fromentin. Ich hatte es mit einem niedrigen, einfachen Gehege umgeben lassen, und eine fromme Seele, wahrscheinlich eine der barmherzigen Schwestern, die in Couen die Krankenpflege übernommen hatten, hatte das Kreuz mit einem Kranze geschmückt. Ich dachte häufig an den Verstorbenen und ich dachte an ihn wie an Jemand, der mir nahe gestanden hätte. Ich sah ihn vor mir, das schöne blasse Antlitz vom Tode und von der Liebe verklärt und ich malte mir den Schmerz der hinterlassenen Braut aus. Die Nachricht von seinem Tode mußte sie längst erhalten haben und der schwierigste Theil meiner Mission an sie war mir dadurch erspart. Ich sah sie im Geiste, in

tiefer Trauer. Sie mußte sehr schön sein, um eine Liebe eingestößt zu haben, wie Jacques Fromentin sie empfunden hatte. Er hatte mir nichts von ihren Angehörigen gesagt; aber Seanne de Villers war ein vornehmer Name und ihre Wohnung lag in einem aristokratischen Viertel von Paris. Meine Phantasie arbeitete fleißig und ich überraschte mich sogar einmal bei dem Gedanken, daß ich mich in Seanne verlieben könnte.

Die Capitulation von Paris war endlich unterschrieben, aber der Friede war noch zu zeichnen und die Stadt blieb allen Fremden geschlossen. Ich war genöthigt, nach Deutschland zu reisen; als ich nach Frankreich zurückkehrte, war Paris in den Händen der Commune und wurde von der versailer Regierung eingeschlossen und belagert. — Auf den Höhen von Montmorency, von denen aus ich die Zerstörung der Hauptstadt der Civilisation durch die Vertheidiger von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und durch ihre Gegner, die Vertheidiger von Recht, Ordnung und Gesetz, zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte ich den Stadttheil übersehen, in dem Seanne de Villers leben sollte. Ich bemerkte mit Freuden, daß er von Granaten, Petroleumbomben, Feuersbrünsten und ähnlichen materiellen Manifestationen des Geistes der großen Nation verschont blieb. — Und nun war der Kampf vorüber. Recht und Ordnung hatten, Dank Chassépot und Mitrailleusen, die, von Freiheit und Brüderlichkeit, eingestürzte Stadt von der Regierung des Schreckens und der Gleichheit befreit. Freiheit und Brüderlichkeit hatten furchtbar gewüthet; Recht und Ordnung hatten unbarmherzig gewirthschaflet. Die schönsten Monumente des Meßta der Ci-

vilification waren von den Fortschrittsmännern niedergebrannt worden. Die Vertheidiger des Gesetzes hatten dafür summarisch niedergeschossen, was sich ihnen in den Weg stellte, was sich ihnen in den Weg gestellt haben könnte oder ihnen überhaupt irgend welchen Grund zu Verdacht und Mißfallen geben mochte. Die Straßen waren mit zerstückelten Leichen von Männern, Frauen und Kindern bedeckt und die Vertreter der öffentlichen Meinung in Frankreich, nachdem sie in der ersten Spalte ihrer Zeitungen geweint und gejammert, hatten in der zweiten Spalte nicht verfehlt, die Welt darauf aufmerksam zu machen, daß die französische Armee durch den Sieg, den sie errungen, Frankreich wieder in den ihr gebührenden Ehrenplatz, an der Spitze der Civilisation, eingesetzt habe. Alles war wieder in musterhafter Ordnung. Ich benutzte diesen günstigen Moment seltener Ruhe, um mich endlich der mir vor Monaten anvertrauten Mission zu entledigen.

Ich fand ohne Mühe das mir bezeichnete Haus. Es war ein schönes, großes Gebäude; der Portier, der den Kopf aus der Conciergenloge heraussteckte, hatte ein würdevolles, gemessenes Aussehen. „Wohnt Fräulein de Villers hier?“ fragte ich. „Fräulein?“ — antwortete er — „Sie wollen ohne Zweifel von Madame de Villers sprechen?“ — Ich besann mich schnell, daß es wohl unschicklich erscheinen möchte, nach einem jungen Mädchen zu fragen und erwiderte: „Ja wohl, ich meine Madame de Villers.“ — „Zweites Stock, Thür links“ und das Fensterchen schloß sich wieder.

Ich klingelte. Ein hübsches Kammermädchen mit einem

schneeweißen, koketten Morgenhäubchen, öffnete die Thür und sah mich fragend an. „Ich wünsche Madame de Villers zu sprechen“, sagte ich. Das Kammermädchen musterte mich einen Augenblick, knirzte sodann und schritt mir voran. Ich folgte etwas betroffen. Ich hatte mir den Eintritt in die Wohnung der Geliebten des armen Jacques jedenfalls ganz anders ausgemalt. Der Salon, in den mich das Kammermädchen geführt hatte, war von auffallender Eleganz. „Wen habe ich die Ehre anzumelden?“ fragte meine Führerin. Ich reichte meine Karte, „Madame de Villers kennt mich nicht“, fügte ich hinzu. „Sagen Sie ihr, bitte, daß ich eine Bestellung von einem Freunde des Hauses auszurichten habe.“ Die Karte wurde mir abgenommen und die Trägerin verschwand hinter den schweren seideneen Vorhängen, welche die Thür verdeckten.

Man ließ mich lange warten. Ich examinirte das Zimmer, in dem ich mich befand. Niemals hatte ich ähnlichen Aufwand und Luxus gesehen. Ein kostbarer Aubüffonteteppich deckte den Fußboden. Vorhänge aus schweren, alterthümlichen Stoffen verbargen Thüren und Fenster und hüllten das Zimmer in ein geheimnißvolles Halbdunkel. Ein großer Flügel, aus Rosenholz, reich verziert, wie man gewöhnlich nur auf Ausstellungen sieht, zog meine Augen auf sich. Die bequemen Sessel und Stühle waren mit seideneem Damast überzogen. Uhr und Leuchter auf dem Kamine waren vollendete Kunstwerke. Auf den Tischen, auf dem Kamine, auf dem Flügel, wo man hinblickte, lagen und standen Kunstschätze aller Art: chinesische Vasen, alte Tassen aus Sevres, japanesische Kästchen und Kasten, elfenbeinerne Fächer

und Schnitzereien, merkwürdige Waffen, darunter ein Dolch, dessen Griff und Scheide mit Edelsteinen verziert waren, und hundert andere ähnliche Gegenstände. — Ich bemerkte auch und wunderte mich darüber, daß auf dem Kamine eine Schale aus Onyx stand, in der sich russische Papyros verschiedener Dimensionen befanden. — Ein einziges Bild schmückte den Salon und zog sofort den Blick auf sich. Es war das Portrait einer Frau und es war von einem der berühmtesten und theuersten Maler Frankreichs gezeichnet. Das Original mußte von außerordentlicher Schönheit sein, wenn das Bild nicht übermäßig geschmeichelt war. Es stellte eine Frau in der schönsten Blüthe der Jahre dar. „Wahrscheinlich die Mutter von Jeanne“, sagte ich mir; „Jacques Fromentin hatte sich, dem Anscheine nach, reiche Schwiegereltern und eine schöne Schwiegermutter ausgesucht. Nur Schade, daß die Leute so viel Lärm mit ihrem Reichthum und ihrer Schönheit machen. Bescheidenheit und Einfachheit sind in der hier regierenden Generation nicht sonderlich vertreten. Welch wunderbaren Blick das Bild auf mich richtete. Es gehörte eine gewisse Courage dazu, das Original zu heirathen, und wenn es Herrn de Villers gelungen ist, seine Frau an sich zu fesseln, so darf er kein unbedeutender Mann gewesen sein. Sie sieht kaum wie eine Französin aus; das rothe Haar, die dunklen Augen erinnern an die Bilder alter italienischer Meister.“ . . . Ich schreckte plötzlich zusammen und fuhr von dem Stuhle, den ich dem Bilde gegenüber eingenommen hatte, in die Höhe. Neben mir stand eine große schöne Frau mit rothem Haar und dunklen Augen, die durch eine der verhängten Thüren geräusch-

loß in das Zimmer getreten war. Sie war nicht älter, als das Bild vor mir zeigte, und die Ähnlichkeit mit demselben war vollkommen. „Es ist doch unmöglich, daß sie die Mutter ist“, sagte ich mir, „die Frau ist höchstens dreißig Jahre alt.“ — Sie hielt meine Karte noch in der Hand, aber sie legte sie nun auf einen kleinen Tisch, der neben ihr stand, ließ sich in einen Sessel nieder und bedeutete mir gleichzeitig, mich zu setzen. Ich fühlte, ohne es zu sehen, daß mich ihr Blick von Kopf bis zu Füßen musterte. — „Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?“ hub sie die Unterredung an. Ihre Stimme war die tiefe, volle, weiche Stimme der Südländerinnen. — „Ich komme in Erfüllung einer traurigen Pflicht“, antwortete ich. „Ich habe einem Sterbenden versprochen, eine Bestellung an Fräulein Jeanne de Villers auszurichten. Darf ich um die Ehre nachsuchen, der jungen Dame vorgestellt zu werden?“ —

„Die junge Dame, Fräulein Jeanne de Villers, bin ich“, erwiderte sie, die Worte „junge Dame“ und „Fräulein“ mit einem Lächeln markirend.

Ich saß einige Secunden sprachlos. Dann überschlich mich ein Gefühl des Unwillens, fast des Zornes und ohne mir Mühe zu geben, dies zu verbergen, sagte ich barsch: „Dann ist meine Botschaft ja leicht bestellt: Am 13. October fand ein Vorpostengefecht bei Montmagny statt. Die Franzosen wurden zurückgetrieben und mußten ihre Verwundeten und Todten in unseren Händen lassen. Unter Ersteren befand sich ein junger Officier, der sich tapfer geschlagen hatte und der, mit einer Kugel durch

die Brust, sterbend, in das Feldlazareth von Ecouen gebracht wurde. Dort hauchte er, noch im Laufe des Tages, sein junges Leben aus. Ich saß an seinem Sterbebette und sah wie nur noch ein Gedanke in ihm lebte: der Gedanke an Die, die er liebte. „Ich empfang seine letzten Worte: „Geben Sie ihr diesen Ring und diesen Schlüssel“, sagte er, „erzählen Sie ihr, wie ich in Erfüllung meiner Pflicht gestorben, treu bis zum Tod. Ich segne die Stunde, wo ich sie gesehen, ich segne die Stunde, wo ich von ihr geliebt und, sie liebend, sterbe.“ Der junge Officier hieß Jacques Fromentin und ich versprach ihm feierlich, die Kunde seines Todes an Fräulein Jeanne de Villers zu überbringen. Er liegt im Park von Ecouen, hinter dem Schlosse des Connetable Anne de Montmorency begraben, und ich habe die Verpflichtung, Sie dorthin zu führen, wenn Sie es verlangen sollten.“ —

Sie hatte, während ich sprach, ruhig lauschend dageessen, ohne die Augen von mir abzuwenden. Als ich ihren Namen und den Namen des Verstorbenen nannte, hatte sie eine leichte, kaum bemerkbare Bewegung gemacht. Das war Alles gewesen. Als ich schwieg trat eine längere Pause ein. „Armer Jacques“, unterbrach sie die Stille und ihre Stimme war wohl-tönend und ruhig wie zuvor. „Er hatte eine treue, edle Seele und ich habe ihn sehr lieb gehabt. Ich erwartete seit langer Zeit die Nachricht seines Todes, denn ich wußte, daß er verwundet in die Hände des Feindes gefallen war und daß er mir geschrieben haben würde, wenn er nicht gestorben wäre. Die Mittheilungen, die Sie mir gemacht haben, sind sehr werthvoll

für mich und ich danke Ihnen dafür. — Dies ist in der That sein Ring. Ich erinnere mich sehr wohl, ihn an seinem Finger gesehen zu haben. Er gehörte ursprünglich mir, aber er war etwas zu groß für mich. Er nahm ihn eines Tages von meiner Hand und steckte ihn an seinen Finger und sagte: der Ring würde ihn nur mit seinem Leben verlassen. Die Scene steht mir noch vor Augen. Ich lachte über seine Exaltation. Er war leicht erregt und nahm Vieles höchst tragisch auf, was mich gar nicht zu rühren vermochte. Wir haben uns sogar manchmal darüber gezannt, denn er konnte sich mit meiner „erschrecklichen Ruhe“, wie er es nannte, nicht versöhnen. Aber er war ein guter, treuer Mann, der arme Jacques, und ich habe, seit seinem Tode, noch oft an ihn gedacht.“

Ich hatte Mühe, meinem Unwillen nicht lauten Ausdruck zu geben; aber sie schien den Eindruck, den sie auf mich machte, gar nicht zu bemerken, und fuhr unbekümmert fort:

„Also in Couen haben Sie ihn begraben lassen? Ich habe eine kleine Villa in St. Gratien und erfahre durch meinen Diener, daß die ganze Umgegend noch voll von Soldaten ist. Dann schiebe ich die Pilgerfahrt lieber auf. Ich habe während der letzten zwei Monate viele Emotionen gehabt und bedarf der Ruhe. An der Ecke der Straße, keine hundert Schritte von hier, hatten die Communisten eine Barrikade errichtet. Glücklicherweise ist es nicht zum Kampf gekommen. Ich wäre vor Angst gestorben, wenn ich Kanonenschüsse in der Nähe meiner Wohnung gehört hätte.“

Ich war aufgestanden, aber sie rührte sich nicht. „Noch

etwas“, sagte sie und nahm den Schlüssel auf, den ich ihr mit dem Ringe überreicht hatte. Es war ein kleiner, goldener, hübsch verzierter, leicht erkennbarer Schlüssel. „Jacques hatte die sonderbare Manier, jedes Wort, das ich ihm schrieb, sorgfältig aufzuheben. Er hatte zu dem Zweck ein besonderes Kästchen machen lassen, das dieser Schlüssel öffnet. Die Briefe enthalten des Interessanten wenig, aber ich möchte doch nicht gern, daß sie in fremde Hände fielen. Darf ich Sie bitten, mir dieselben zu verschaffen? Sie werden die kleine Kiste in seinem Zimmer finden. Sie ist mit rothem Leder überzogen und leicht daran zu erkennen, daß auf dem Deckel mein Monogramm J. d. V. eingeprägt ist.“

„Sie vergessen, daß ich die Wohnung des verstorbenen Herrn Jacques Fromentin nicht kenne und keine Befugniß habe in dieselbe einzudringen.“

„Er wohnte bei seiner Mutter.“ Sie nannte mir die Wohnung. „So viel ich von der alten Dame kenne, wird sie Alles gewähren, was Sie im Namen ihres Sohnes von ihr fordern mögen. Ich selbst“ — ein häßliches Lächeln flog über die Züge — „ich selbst habe nicht die Ehre Madame Fromentin zu kennen, sonst würde ich Ihnen die Mühe, mir meine Briefe zurückzubringen, ersparen.“

„Ich thue gern Alles, um die letzten Wünsche von Jacques Fromentin zu erfüllen“, sagte ich. Sie stand auf, als wollte sie sagen: „Sie können nun gehen“, und ich nahm den Wink sofort auf und entfernte mich.

Im Grunde meines Herzens zürnte ich dem Verstorbenen,

seine Liebe einem so unwürdigen Geschöpfe geschenkt zu haben „Das war also die keusche Jeanne“, sagte ich mir, und ich verglich die Wirklichkeit mit dem Bilde, das meine Phantasie ausgemalt hatte. „Madame de Villers, die geliebte Braut des armen Jacques, ist einfach eine der zahlreichen Aspazien, wie sie das moderne Athen hervorgebracht hat, eine Marguerite Bellanger, Cora Pearl, Anne de Pions. Ich gratulire dem Verstorbenen zu seinem Tode. Er hat sich dadurch gewiß viel Schande und viel Geld erspart.“ Dann wurde ich aber nachsichtiger gestimmt. „Er war blutjung, der arme Mensch“, philosophirte ich, „und der Teufel, den man Venus nennt, hatte ihn wohl ohne Mühe ganz bethören können.“ Was ich Jacques nicht verzeihen mochte, war, daß er nicht einen Gedanken für seine Mutter gehabt zu haben schien. Ich ging geraden Wegs nach ihrer Wohnung, denn mein Aufenthalt in Paris sollte ein kurzer sein und ich war, trotz der Enttäuschung, die mir mein Besuch bei Madame de Villers bereitet hatte, entschlossen, Jacques letzte Wünsche gewissenhaft auszuführen.

Madame Fromentin bewohnte ein kleines Haus in einer ruhigen, vornehmen Straße. Der Diener, der mir die Thür öffnete, war ein alter Mann mit weißen Haaren. Ich bemerkte, daß er in tiefer Trauer war. „Madame Fromentin empfängt Niemand“, sagte er, als ich ihm meine Karte reichte. — „Bestellen Sie, daß ich Nachricht von ihrem Sohne bringe“, erwiderte ich. — „Von ihrem Sohne! Von Herrn Jacques? rief der, Mann und wurde todtenbleich. „Lebt er noch?“ — „Nein“ sagte ich traurig. „Ich bringe nur die Nachricht von seinem

Tode. Ich habe Herrn Jacques Fromentin sterben sehen.“ — Der alte Diener stand einen Augenblick stumm, dann entfernte er sich langsam. An der Thür, die in die Wohnung führte, blieb er nachsinnend stehen, als überlege er sich, wie er mich anmelden sollte. Dann seufzte er tief, schüttelte traurig das weiße Haupt und trat in das Zimmer.

Ich mußte mehrere Minuten warten, ehe er zurückkam, um mich in das Empfangszimmer zu führen. Es war ein großes, anständiges, mit alten, guten, anspruchlosen Möbeln eingerichtetes Zimmer, das mit dem Salon, den ich kurz vorher verlassen hatte, seltsam contrastirte. Zwei Portraits fielen mir zuerst in die Augen. In dem einen erkannte ich sofort Jacques Fromentin; das andere stellte ein junges Mädchen von großer, ernster Schönheit dar. Die Ähnlichkeit im Ausdruck der Gesichter ließ mich in den beiden Bildern Portraits von Geschwistern erkennen.

Die Thür öffnete sich langsam und ich wandte mich um. Eine ehrwürdige Dame in tiefster Trauer trat in das Zimmer. „Ich bin die Mutter von Jacques Fromentin“, sagte sie. Ich verbeugte mich tief und nahm neben ihr Platz. Die Zunge klebte mir am Gaumen. Ich wußte nicht, wie ich die Unterredung beginnen sollte; — daß ich nicht den Muth haben würde, daß ich nicht den Muth haben durfte, der unglücklichen Fran vor mir die ganze Wahrheit über das Ende ihres Sohnes zu sagen, wurde mir sofort klar.

„Sie sind bereits von dem Unglück, das Sie betroffen hat, unterrichtet“, hub ich leise an. Sie machte ein stummes Zeichen

mit dem Kopfe und bedeckte die brennenden Augen mit der Hand. Aber ich sah die bitteren Thränen auf den abgehärmten Wangen und mir selbst wurde das Herz zum Brechen schwer. Ich stand auf, ergriff die freie Hand, die in ihrem Schooße lag und küßte sie ehrerbietig. „Ihr Sohn ist den Tod des Edlen und Tapfern gestorben“, fuhr ich fort. „Ich wünschte, ich könnte Sie trösten.“

„Nichts kann mich trösten“, erwiderte sie unter Thränen. „Mein Gott, wie soll ich leben? ... was soll ich thun? Seit dem Tage, an dem er verschwunden, habe ich mein Dasein von Angst und Kummer gefristet. Ich habe hoffen wollen, daß er noch lebe, daß er gefangen, daß er verwundet sei, daß er nicht schreiben könne. Aber seit zwei Monaten weiß ich das Schlimmste, denn ich habe sein Grab gefunden.“ — Sie konnte nicht weiter sprechen. Der Jammer erstickte sie. Ich wagte nicht die traurige Stille zu unterbrechen. Nach einigen Minuten fragte sie mich: „Wo haben Sie ihn zum letzten Male gesehen?“

Ich erzählte, daß Jacques tödtlich verwundet in das Hospital von Ecouen gebracht worden und daß er dort bald darauf gestorben sei.

„Wie erfuhren Sie meine Adresse?“ fragte sie. — Jetzt kam die nicht zu vermeidende Unwahrheit. „Er bat mich, Sie aufzusuchen und Sie von seinem Tode zu unterrichten“, antwortete ich dreist.

„Gott segne ihn für den Gedanken an seine Mutter,“ sagte

ſie, „und Gott ſegne Sie für die Botſchaft und den Troſt, den Sie mir bringen.“

Ich fühlte mich beſchämt, aber ich konnte den unverdienten Segen nicht zurückweiſen. Der Blick der unglücklichen Frau richtete ſich plötzlich forſchend auf mich. „Hat Jacques Ihnen ſonſt nichts geſagt?“

„Ihr Sohn gab mir die Adreſſe einer Dame, der ich ein rothes Käſtchen, mit den Buchſtaben J. d. V., das ich in ſeinem Zimmer finden würde, von ihm überbringen ſollte.“ Es zuckte ſchmerzlich im Geſichte der armen Mutter, aber ſie ſprach kein Wort, ſtand auf und verließ das Zimmer. Nach wenigen Minuten kehrte ſie zurück und überreichte mir ſtumm einen kleinen, eleganten Kaſten mit rothem ruſſiſchem Leder überzogen und auf dem ich das bezeichnende Monogramm erkannte. Dann verſank ſie in tiefes Nachdenken, biß ſie den Kopf wieder erhob und mit feſter Stimme ſprach: „Sagen Sie der Frau, daß ich bete, daß Gott meinem Sohn gnädig ſei, und daß ich ihr, aus Liebe zu ihm, verziehen habe.“

Ich ſchickte das rothe Käſtchen durch einen Boten. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, ſelbſt zu Madame de Villers zurückzukehren. Vor meiner Abreiſe von Frankreich beſuchte ich noch einmal das Grab von Jacques Fromentin. Als ich mich der Stätte näherte, ſah ich eine knieende, ſchwarze Geſtalt, die das hölzerne Kreuz umklammert hielt. Ich erkannte Jacques Mutter und zog mich ſtill zurück. Auf dem ſchattigen Wege zwiſchen Enghien und St. Gratien begegnete ich einer eleganten Equipage, und in derſelben lag, nachläſſig

zurücklehrend, ein schönes gepuhtes Weib, der alle Vorübergehenden nachsahen. Es war Jeanne de Villers. Sie erkannte mich, lächelte mir freundlich zu und verschwand in einer Staubwolke.

Komödianten.



I.

Jean Valmale, fünfundzwanzig Jahre alt, Advocat am Parquet von Paris, eine echte Franzosengestalt, mittler Größe, hager, wohlgebaut; scharf gezeichnete edle Züge, schwarzes, dichtes Haar, schmale, hohe Stirn, dunkle, stechende Augen, lange, knochige Hände, sorgfältig und geschmackvoll gekleidet; — Jean Valmale war Journalist und, in Ausübung seiner schriftstellerischen Thätigkeit, Communist und Atheist, wie man brünett oder blond ist, d. h. ohne seinen moralischen Eigenthümlichkeiten jemals einen ernstern Gedanken geschenkt zu haben. Jean Valmale besaß vortreffliche Geistesgaben, war witzig, schlau, eitel viel mehr als ehrgeizig, und zeichnete sich besonders durch eine kräftige und gewandte Darstellungsgabe aus. Er hatte zunächst aus der großen, klaren Quelle des besten Französisch, aus Voltaire, geschöpft, und hatte dabei viel gelernt; später hatte er sich verleiten lassen, die modernen französischen Journalisten und Feuilletonisten zum Muster zu nehmen, und ihnen schuldete er die runde, tönende Phrase, das absprechende, unbedingte Urtheil und ganz besonders die Gewandtheit im Ge-

brauch und im Mißbrauch der Antithese und des Paradoxons, die Victor Hugo zu Ehren gebracht und die in letzter Instanz von Rochefort mit nicht zu bestreitendem Talente ausgebeutet worden sind. Wenigen Schriftstellern standen vollständig unpassende Bewörter so gehorsam zu Diensten wie dem jungen Jean Valmale; und der harmlose Bourgeois, der seine Prosa las, staunte, wenn er von „ehrwürdigen Mördern, unzüchtigen Keuschheitsgelübden, blödsinniger Gelehrsamkeit“ und ähnlichem Unsinn sprechen hörte.

Nachdem er die Schule, mit glänzenden Zeugnissen ausgestattet, verlassen, war Jean Valmale als achtzehnjähriger Burſche in das Quartier-Latin gezogen, um dort die Rechtswissenschaft zu studiren. Einige Artikel über Tagesfragen, die er um diese Zeit bereits schrieb, hatten ihm die Spalten des damaligen äußersten Oppositionsblattes geöffnet. Später war er mit Raoul Rigault und Ferré in ein freundliches Verhältniß getreten, und durch diese und andere Bekannte hatte er Zutritt zu den Kreisen erlangt, in denen Gambetta, Ranc, Rochefort, Delescluze und andere Politiker ejusdem farinae als Sterne erster Größe glänzten. Während der letzten Jahre des Kaiserreichs hatte Valmale eine Reihe heftiger und erbitterter Artikel im Reveil, Rappel und zuletzt in der Marseillaise veröffentlicht. Seine Arbeiten hatten den Verlegern und Eigenthümern der Zeitungen, in denen er schrieb, Prozesse, Geldstrafen, Confiscationen u. s. w. zugezogen, und schließlich hatte man seine Prosa dort nicht mehr aufnehmen wollen. Valmale hatte darauf seine eigene Zeitung „Le Quartier rouge“ gegründet, die nach der zweiten

Nummer unterdrückt worden war. Bei dieser Gelegenheit war ihm auch ein Prozeß angehängt worden, der damit schloß, daß Balmale, zu einem Jahre Gefängniß und zu 5000 Frchs. Geldstrafe verurtheilt wurde. Dies ereignete sich im Monat November 1869.

Balmale, der den Ausgang der gegen ihn gerichteten Verfolgungen vorausgesehen hatte, war, währenddem die Untersuchung gegen ihn schwebte, über die Grenze gegangen und hatte sich in Brüssel niedergelassen. Dort erreichte ihn die Nachricht der Schlacht von Sedan, der Gefangennahme des Kaisers und der Erklärung der Republik in Paris. Balmale eilte nach Frankreich zurück. Aber die Zeit der Opposition gegen die Regierung war, für den Augenblick, vorüber. Die Franzosen waren einmal, auf eine kurze Zeit, durch den Haß und die Furcht vereinigt; und Balmale, ein Mann der Feder vielmehr als der That, fand keine andere Beschäftigung, als die Deutschen, die ihm im Grunde sympathisch waren, da sie das von ihm gehaßte Kaiserthum gestürzt hatten, anzugreifen und zu verleumden. Er that dies mit der ihm eigenthümlichen, rücksichtslosen Heftigkeit; von dem Grundsatz ausgehend, daß der Zweck die Mittel heilige, daß es die Pflicht eines jeden guten Patrioten sei, die Deutschen so sehr als möglich verhaßt zu machen, versenkte er sich, ohne die geringsten Scrupel, in ein Meer von lügnerischen Erfindungen. Zum ersten Male fanden seine Artikel Aufnahme in sogenannten respectablen Blättern. *La Patrie*, *Le Pays*, *Le Constitutionnel*, *La France*, ja die anständigen *Débats* sogar standen nicht an, seine unverschämten, aber mit

großer Gewandheit dargestellten Fügen wie lautere Wahrheit zu veröffentlichen. Dieser literarische Triumph Balmales war nur von kurzer Dauer. Die Preußen ließen sich in den französischen Zeitungen ruhig genug schlagen; auf französischem Grund und Boden rückten sie ebenso ruhig vorwärts, und am 19. September standen sie vor Paris.

Jean Balmale blieb in der Hauptstadt und hielt dort standhaft bis zum Abschluß des Waffenstillstandes aus. Während der Belagerung war er in ein Freicorps eingetreten und auch dort hatte seine Eitelkeit, die ihm Muth gab, genügt, ihn vor der großen Masse auszuzeichnen. Er war bei der Ausführung einiger verwegener Handstreichs, die schließlich fehlgeschlagen waren, stets in erster Linie gewesen und war bei diesen Gelegenheiten zweimal verwundet worden. Der commandirende General hatte ihn dafür höchsteigenhändig decorirt und ihn „einen würdigen Sohn des großen Vaterlandes“ genannt. Dies hatte Balmale durchaus nicht verhindert mit Glourens und Consorten gegen die Regierung der Nationalvertheidigung zu conspiriren und am 31. October ernsthafte Versuche zu machen, das Hôtel de Ville, an der Spitze einiger auführerischer Bataillone von Belleville, zu überrumpeln. Er war dafür nach Mazas geführt worden und hatte sich einem Urtheile unterziehen müssen, das ihn freisprach.

Balmale war eine nervöse, reizbare Natur; seine Constitution war nicht von der stärksten; er hatte manche Excesse begangen und mit seiner Gesundheit rücksichtslos gewirthschaftet. Seit seiner Rückkehr aus der Verbannung hatte er in fortwäh-

render Aufregung gelebt, und seit der Belagerung von Paris war er wie ein Fieberkranker, den ein inneres Feuer verzehrt, einhergegangen. Er war ein Mann, der sich in Wuth schreiben konnte und dessen Feder leicht mit dem Verstande durchging. Er fühlte die französische Ohnmacht, der deutschen Kraft gegenüber, auf das Empfindlichste, und er konnte darüber bis zur Raserei zornig werden. Seine literarischen Ergießungen wurden immer heftiger, rücksichtsloser, und erreichten schließlich einen solchen Grad der Frechheit und Brutalität, daß selbst das „*Mot d'ordre*,“ das sonst viel vertragen konnte, zugab, Sean Balmale ginge etwas zu weit in seinen Anfeindungen und Verdächtigungen. Aber im Pariser Publicum fanden sich immer noch Tausende von Lesern, die die giftige Prosa des Besessenen köstlich fanden und sich an keiner andern mehr delectirten.

Balmale war nie verlegen, seine Arbeiten zu guten Preisen unterzubringen, und nur der Wunsch, gänzlich freies Spiel zu haben, außerdem vielleicht der Gedanke, daß er bei seiner sicheren, zahlreichen Kundschaft ein gutes Geschäft mache, veranlaßten ihn, eine neue Zeitung zu gründen. „*Spartacus*“ erschien in den ersten Tagen des Monat März und rief ein allgemeines Zeter hervor. Die Franzosen waren bereits daran gewöhnt, bittere und heftige Angriffe gegen die Mitglieder ihrer Regierung mit anzuhören, aber Sean Balmale ging weiter, als man je gegangen war. „*Spartacus*“ wurde von der Polizei unterdrückt und erschien erst am 18. März, am Tage der Commune, wieder. Von dieser Zeit an hatte er freies Spiel, und während zweier Monate wetteiferte er mit dem „*Mot d'ordre*“ von Roche-

fort, dem „Vengeur“ von Felix Phat, der „Montagne“ von G. Maroteau und dem „Père Duchêne“ von Vermersch an Zügellosigkeit und Rohheit. Er hegte zur Zerstörung der Vendômesäule und des Hauses von Thiers, er empfahl die Hinrichtung des Erzbischofes von Paris und anderer Geißeln als eine legale, vollständig gerechtfertigte, quasi nothwendige Maßregel; schließlich wurde die Vernichtung der Stadt Paris das Steckenpferd, das er in jeder Nummer des „Spartacus“ ritt. Er hatte die erste Seite seiner Zeitung illustriren lassen, und das Bild, von einem geschickten Künstler gezeichnet, stellte zwei Städte dar, von denen die eine in hellen Flammen aufging, während die andere, unverfehrt, in Dunkel und Nacht gehüllt, erschien. Aus dem Flammenmeer der brennenden Stadt schwang sich die lichte Gestalt der Freiheit zum Himmel empor; während die dunkle Stadt in einem unreinen Sumpf gebadet erschien, in dem die Knechtschaft und die Schande, in scheußlichen Gestalten dargestellt, erzeugt wurden. Unter den beiden Städten stand: „Moskau — Meß“, und darüber „Pariser wählt!“ Es war ein unsinniges, albernes Bild, aber der Arbeiter und der Straßenjunge kauften es vor allen anderen und weideten sich daran.

Die letzten Tage des Monat Mai unterbrachen Valmale in seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Er sah, den Tod im Herzen, daß die Commune unterliegen müsse und er beschloß mit ihr unterzugehen. Als er zu diesem Entschlusse kam, hatte er bereits aufgehört, zurechnungsfähig zu sein. Der Pulverdampf, der Kanonendonner, das Heulen seiner wahnsinnigen Kampfge-

noffen, daß Sammern und Wehklagen der Verwundeten, daß Angstgeschrei der Weiber und Kinder, — alles Dies hatte ihn be-
rauscht, hatte ihn halb verrückt gemacht; dann muß auch bemerkt
werden, daß er während dreier Tage nur wenig gegessen, dage-
gen viel getrunken hatte. Er stand neben Delescluze, als die-
ser fiel; er hörte von Augenzeugen, wie Millière, Raoul Rigault,
Jules Vallés und andere seiner Freunde standrechtlich erschossen
seien; er war in Verzweiflung, todesmatt, lebensmüde, als er
am 29. Mai hinter einer der letzten Barrikaden, welche gegen
die versailer Truppen vertheidigt wurde, mit einer Kugel
durch die Brust, brechenden Huges nieder sank. — Die tödt-
liche Wunde, die er erhalten, rettete ihm das Leben, denn wäh-
rend alle Insurgenten, die mit den Waffen in der Hand ergrif-
fen waren, ohne Erbarmen niedergeschossen wurden, ließ man die
Verwundeten, Sterbenden, Unschädlichen einstweilen unberück-
sichtigt. Eine Colonne Krankenträger raffte dieselben später auf,
und so kam es, daß Jean Balmale eines Morgens im Lazareth
erwachte, wohin er am Abend der Schlacht bewußtlos getragen
worden war.

II.

Es dauerte mehrere Tage, ehe Balmale wieder zu klarem
Bewußtsein kam. Eine schwere Last lag auf seiner Brust; er
fühlte sich beengt und unbehaglich, aber er war zu schwach und

matt, um sich über seinen Zustand Rechenschaft ablegen zu können. Er hörte neben sich sprechen, er sah Leute kommen und gehen, aber Alles war undeutlich, wirr, wie in einem Traume. Er lag stundenlang mit offenen Augen, ohne zu sehen, was um ihn vorging; er versank in einen Halbschlummer, der ihm wüste, beängstigende Träume brachte, aus denen er, in Schweiß gebadet, erwachte. Mit der Zeit gewannen die Schattenbilder, die vor seinem Geist vorüberglitten, an Consistenz; die Stimmen, die er neben sich hörte, wurden deutlicher; er unterschied Worte und Phrasen; die Leute endlich, welche kamen und gingen und von Zeit zu Zeit an seinem Bett stehen blieben, fingen an, eine gewisse, obgleich immer noch unklare Bedeutung für ihn zu haben. Dann versiel er wieder in einen tiefen, traumlosen Schlaf und als er daraus erwachte, war er Herr seiner Sinne. Er versuchte, sich im Bett, in dem er lag, in die Höhe zu richten, aber es gebrach ihn an Kraft.

Er sah in der Ecke des Zimmers einen Krankenwärter sitzen, der eine Zeitung las, und rief ihn: „Infirmier!“ — Das Wort kam leise und schwach aus seiner kranken Brust und er erkannte seine eigene Stimme nicht. Der Gerufene erhob den Kopf, um zu sehen, wer nach ihm verlange. Sein Blick begegnete den Augen Valmales.

Er stand langsam auf und trat an das Bett des Patienten. Dieser sah ihn groß an, wie Jemand, der seine Gedanken sammeln will.

„Wo bin ich?“ fragte er endlich.

„Im Lazareth der Salpetrière“, war die Antwort.

„Und was ist heute für ein Tag?“

„Sonnabend der 17. Juni.“

Der Krankenwärter entfernte sich wieder.

Balmale versank in ein tiefes Nachdenken. Er war noch sehr schwach und es ward ihm schwer, eine ordentliche Folge in seinen Ideengang zu bringen; aber nach und nach gelang es ihm, sich ein einigermaßen klares Bild seiner Lage zu machen. Er erinnerte sich, daß er eines Sonntags seine Wohnung verlassen, daß er mehrere Tage in den Straßen von Paris von Barrikade zu Barrikade geirrt war, daß er Delescluze fallen gesehen, den Tod seiner Freunde und Genossen erfahren und daß er schließlich auf irgend eine Weise in das Viertel der „Buttes Chaumont“ gelangt war. Dort sah er sich hinter einer mächtigen Barrikade, inmitten einer verzweifeltten Rotte von Insurgenten; und dort mußte er verwundet worden sein, denn seitdem wußte er von nichts mehr.

„Verwundet und gefangen“, sagte er sich, — und das Bild seiner Lage trat ihm nun deutlich vor Augen.

Balmale's Genesung schritt langsam vorwärts; viele Tage vergingen noch, bis ihm der Doctor endlich gestattete, das Zimmer zu verlassen und im Lazarethhof etwas freie Luft zu schöpfen. Es war ein heller, sonniger Julitag; außerhalb des Krankenhauses, im Freien, in Paris, mochte es freundlich genug aussehen; aber in dem Hofe, wo Balmale nun in einer schattigen Ecke Platz genommen hatte, sah es traurig aus. Einige vierzig Kranke und Genesende schlichen dort langsam auf und ab oder kauerten still und theilnahmslos an den hohen, fahlen

Mauern, die den Hof von allen Seiten umschlossen. Einige gingen an Krücken, andere trugen einen Arm in der Binde, Alle waren abgemagert, hohläugig, und die Meisten sahen traurig, entmuthigt, niedergeschlagen aus. „Gefangene Glaubensgenossen“, sagte sich Valmale. — Er suchte nach einem bekannten Gesicht und bald sah er ein solches. Ein großer, junger Mann, mit breiten Schultern und Brust, ein Kühnes, nicht unschönes Gesicht, den linken Arm in der Binde, näherte sich der Ecke in der Valmale saß. Dieser rief ihn bei Namen: Louvet!“ — Der Angeredete stutzte und examinirte Valmale aufmerksam; nach einigen Augenblicken erkannte er ihn.

„Sie hier?“ sagte er, „man hat sie an zwanzig verschiedenen Orten getödtet, und ich wagte nicht zu hoffen, Sie noch unter den Lebenden zu finden.“ — Valmale erzählte, was er von seinem Schicksale wußte.

Louvet hatte sich zu ihm gesetzt. „Mir ist es noch schlechter gegangen“, sagte er, als sein Leidensgefährte seine kurze Erzählung beendet hatte. „Sie haben die schrecklichsten Tage nicht erlebt. Ich ward am 27. verwundet; ein Schuß durch den Oberarm. Die Wunde schmerzte, war aber nicht gefährlich, und ich war immer in der Lage, mir Rechenschaft von Dem, was vorging, abzulegen. Ich ließ mich bestmöglich verbinden und da ich mich in meiner Wohnung nicht sicher fühlte, so ging ich zu einem alten Freunde meines Vaters, einem ruhigen, bejahrten Manne, der mir immer wohl gewollt hatte, und bei dem ich mich geborgen glaubte. Er war in fürchterlicher Angst und Aufregung, als er mich verwundet und in einer stolzen Oberstenuniform erblickte;

er beschwor mich, ihn nicht zu compromittiren und mein Heil wo anders als bei ihm zu suchen. Schließlich kamen wir dahin überein, daß ich ihn verlassen, meinen Anzug wechseln und in der Dämmerung wieder kommen sollte; bis dahin hoffte er ein Versteck für mich gefunden zu haben.

Ich sah nämlich ziemlich klar, wie sich die Verhältnisse gestalteten. Ich hatte seit dem 25. alle Hoffnung aufgegeben, daß sich unsere Leute gegen die Versailler halten würden. Mein Bataillon war auf einige vierzig Mann zusammengeschrumpft. Tapfere Leute, aber große Trinker, über die ich jede Autorität verloren hatte. Ueberall, wo ich Officiere traf, hörte ich dieselben Klagen. Wir mochten uns noch drei bis vier Tage halten; an einen Sieg war nicht mehr zu denken. Ich wußte auch, wie die Versailler mit gefangenen Soldaten der Commune verfahren; und nachdem ich auf meinem Posten so lange ausgehalten hatte, bis ich auf demselben nichts mehr nützen konnte, beschloß ich, an meine eigene Sicherheit zu denken. Deshalb suchte ich, nachdem ich verwundet war, nach einem Versteck.

Ich kehrte nach meiner Wohnung zurück, die in einem ruhigen Viertel lag, nöthigte den Concierge, sehr gegen seinen Willen, fürchte ich, mir beim Wechseln der Kleider behülflich zu sein, und wartete dann die Dunkelheit ab, um zur Wohnung meines alten, muthigen Freundes zurückzukehren. Dieser hatte durchaus nicht die Absicht, mich bei sich zu verbergen; er führte mich in ein anderes Haus, dessen Eigenthümer Paris verlassen hatte, das gänzlich leer stand und welches seiner Sorgfalt anvertraut war. „Sie werden hier wie in Abrahams Schoß sitzen“, sagte er — „nur machen

Sie kein Feuer, kein Licht, keinen Lärm und zeigen Sie sich nicht am Fenster; in der Küche sind Provisionen für wenigstens acht Tage; ehe die aufgezehrt sind, sehe ich Sie wieder; jedenfalls verlasse ich mich darauf, daß sie mich im Falle eines Unglücks nicht ver-rathen.“— Ich versprach es ihm gern und lauschte, wie er, wie ein Dieb, aus dem Hause schlich und die Thür vorsichtig ver-schloß. Dann wurde Alles still.

Ich war todtmüde, warf mich angekleidet auf ein Bett und schlief fest ein. Die nächsten fünf Tage gehörten nicht zu den angenehmsten meines Lebens. Zwar schlug man sich nicht in dem Viertel, in dem ich mich befand; aber Tag und Nacht hörte ich das Getöse des Kampfes, der mich umringte. Nach Dem, was ich gesehen hatte, konnte ich mir eine ziemlich lebhaftere Idee davon machen, was in den Straßen von Paris vorgehen mußte. Es wurde mir äußerst unbehaglich zu Muthe in der stillen Klausel, in der ich ein harmloses Einsiedlerleben führte, während man draußen sengte und mordete. Manchmal schien es mir, als hörte ich fernes Wehklagen und furchtbares Angstschrei. Wohl zwanzig Mal beschloß ich, mich lieber dem Schlimmsten auszusetzen, als in der unruhigen Einsamkeit meines Versteckes zu bleiben; aber ich hatte versailer Truppen vor dem Hause vorbeiziehen sehen, ich hatte „Vive la ligne!“ rufen hören, aus den Fenstern des Hauses mir gegenüber wehten ein Duzend dreifarbigiger Fahnen und es war mir deshalb ziemlich klar, daß es mir unmöglich sein würde, hundert Schritt im Freien zu machen, ohne angehalten und verhaftet zu werden. „Dazu habe ich immer noch Zeit,“ dachte ich und entschied mich schließlich zu Gunsten

einer abwartenden Politik. — Darauf wurde ich etwas ruhiger und beschäftigte mich damit, meinen Wohnort zu untersuchen. Es war ein neues, zweistöckiges, kleines Haus, das ein speculativer Capitalist gebaut haben mochte, in der Hoffnung, es an eine südamerikanische Gesandtschaft oder an eine andere billige Größe theuer zu vermietthen: große Empfangszimmer, kleine Bettstuben, und jeder Quadrat Zoll der Fläche so wohl benutzt, daß eine Maus vergeblich nach einem Versteck gesucht haben möchte. Den Gedanken, meine vierschrötige Person dort zu verbergen, gab ich als vollständig unausführbar auf. — Die Stunden und Tage schlichen langsam dahin. Die Wunde, die ich erhalten, fing an, sich zu entzünden und heftig zu schmerzen. Ich pflegte mich so gut ich konnte, aber ich hatte nichts als kaltes Wasser zu meiner Verfügung und ich fühlte, daß ein heftiges Fieber mich packte. Ich glaubte zu bemerken, daß die Wunde brandig wurde, und eines Abends, als die Straße ruhig erschien, nahm ich allen Muth, der mir geblieben, zusammen und verließ mein Versteck.

In der nächsten Ecke hielt mich ein Sergeant de ville an und fragte mich, woher ich käme. Ich antwortete: „Aus meiner Wohnung.“ — „Wo ich wohnte.“ — Ich nannte ein beliebige Straße. — „Da haben Sie sich ja weit von Ihrer Wohnung entfernt“, sagte der Mann. „Wo wollen sie hingehen?“ — Ich verlor den Kopf etwas und nannte ohne Besinnen eine andere Straße. — „Da haben sie sich jedenfalls verirrt“, meinte der Sergeant de Ville. „Ich werde Ihnen den Weg zeigen. Vorwärts! Marsch!“ — Ich sah einen gespannten Revolver in der

Hand des Soldaten, ich fühlte mich gänzlich unfähig, mich in einen Kampf mit ihm einzulassen, und ich ließ mich ohne Widerstand zur nächsten Caserne führen, von wo man mich nach einer summarischen Untersuchung und nachdem ein zufällig anwesender Arzt meinen Gesundheitszustand als höchst bedenklich constatirt hatte, hier in das Hospital abliefern. — Seitdem bin ich sehr krank gewesen, aber nun bin ich so ziemlich genesen. Vor dem Untersuchungsrichter bin ich noch nicht erschienen, ich weiß jedoch, daß man meinen Namen kennt; und ich bin von Seiten meiner Richter auf Strengeres gefaßt, als auf liebevolle Ermahnung, nicht wieder zu thun, was ich gethan habe.“

Valmale hatte aufmerksam zugehört. — „Sind schon einige von unseren Freunden verurtheilt worden?“ fragte er, und wie ist man mit ihnen verfahren?“ — Couvets Gesicht, das bis dahin einen gewissen humoristischen Ausdruck bewahrt hatte, wurde plötzlich ernst. „Man verfährt hart mit uns, Valmale,“ sagte er, „und Sie dürfen nicht auf eine gnädige Beurtheilung Ihrer Handlungen hoffen.“ —

„Ich verlange auch keine Gnade“, erwiderte Valmale, „wenn ich Gerechtigkeit erlangen kann, so bin ich befriedigt.“

„Es ist mit der Gerechtigkeit auch nicht sehr geheuer“, meinte Couvet, „und ich glaube kaum, daß Ihre Ansicht darüber mit denen Ihrer Richter übereinstimmen werden. Es liegen verschiedene unangenehme Thatsachen vor, die in den Augen der heutigen Gewalthaber nicht eben zu Gunsten der unterdrückten Com=

mune von Paris sprechen. Man hat einige sechszig Geißeln erschossen, darunter den Erzbischof und den Präsidenten Bonjean; man hat die Tuilerien, das Hôtel de Ville, den Palast der Ehrenlegion, die Rechnungskammer, den Justizpalast und einige Duzend anderer Häuser niedergebrannt. Ich habe damit nichts zu thun gehabt, und Sie wohl auch nicht; aber die heutige Regierung schreibt diese Thaten auf die Debetseite des Schulbuches der Commune und, um die Rechnung auszugleichen, hält sie es für selbstverständlich, eine gewisse Anzahl Communisten hinrichten zu lassen, oder auf Lebenszeit zu transportiren. Sie nennt dies Gerechtigkeit und erlaubt uns nicht, irgend etwas dagegen einzuwenden, was uns von Nutzen sein könnte. Sämmtliche Parteien, mit Ausnahme der Commune, die sich augenblicklich nicht zu rühren wagt, rufen der Regierung Beifall zu: „Je strenger, je besser, rottet die ganze Bande aus.“ Seit langen Jahren ist Frankreich nicht so einig gewesen wie heute — in seinem Haß gegen die Commune. Wir finden nirgends Sympathien. Das Gemetzel während der letzten Mai- und ersten Junitage ist erschrecklich gewesen. Tausende, buchstäblich Tausende, sind wehrlos niedergeschossen worden, darunter Weiber und Kinder hundertweise. Man hat die unglaublichsten Gerüchte verbreitet, um diese Blutorgie zu rechtfertigen, und ganz Frankreich hat diese abscheulichen Lügen geglaubt oder hat gethan, als ob es sie glaubte. Von der gegen uns existirenden Wuth können Sie sich keinen Begriff machen. Heute hat man sich bereits etwas beruhigt, aber bis vor wenigen Tagen hätte man Jedermann zerrissen, der öffentlich zu sagen gewagt hätte, er sei ein Commu-

nist. Die Preußen sind nicht beliebt; aber nie ist der Haß gegen die Barbaren so ergrimmt, so blind, so unbarmherzig gewesen, wie der Haß gegen die Communisten. — Gerechtigkeit! — Das ist gerecht, was die öffentliche Meinung gerecht findet; sie verdammt uns heute ohne Gnade und Barmherzigkeit. — Wir können uns hier leicht Zeitungen verschaffen. Lesen Sie den Figaro, Gaulois, das Journal de Paris. „Lügenblätter, käufliche und verkaufte Schandblätter“, sagen Sie. — Ganz Ihrer Meinung; aber dessenungeachtet sind die Zeitungen der wahre Ausdruck der öffentlichen Meinung. Wir können es nicht ändern, wenn die Majorität der Großen Nation aus Lügnern, Feiglingen, Heuchlern und Komödianten besteht. Heute leiden wir darunter. — Wir finden auch im Auslande keine Sympathien. Man behandelt uns dort mit Verachtung, und das ist unsere Schuld. — Die Ermordung der Geißeln, die Zerstörung der Monumente von Paris hätten wir möglicherweise von unseren Schultern wälzen können. Es wäre unmöglich gewesen, diese Thatfache aus der Welt zu disputiren, aber wenn sich Personen gefunden hätten, die die Verantwortlichkeit dafür übernahmen, so konnte die Sache, die Commune, gerettet werden. Statt dessen benehmen sich unsere Freunde vor den Gerichtshöfen wie die alten Weiber: sie flennen, betteln um Gnade und Nachsicht, suchen jede Verantwortlichkeit von sich abwälzen und haben es dahin gebracht, daß man uns Banditen und Feiglinge nennt. Die Schaamröthe steigt mir in die Wangen, wenn ich die Zeitungen lese und sehe, wie unter all den Communisten, die bis heute vor der Dessenlichkeit erschienen sind, auch nicht ein Einziger eine wirklich

würdevolle Haltung gezeigt. Lullier hat sich noch am besten benommen, aber nun sagt man von ihm, er sei vollständig verrückt, und die öffentliche Meinung in Europa, von der öffentlichen Meinung in Frankreich geführt, ist heute darüber einig, daß Communist gleichbedeutend ist mit Mordbrenner, Raubmörder, Feigling oder Wahnsinniger.“

Balmalès Gesicht röthete sich etwas. „Wer ist bis jetzt verurtheilt worden?“ fragte er.

„Einige dreißig bis vierzig arg Compromittirte. Ferré, Lullier, Roussel sind zum Tode verurtheilt worden; Paschal Grossiet, Urbain und Andere, deren Namen mir gerade nicht einfallen, zu lebenslänglicher Transportation. Die Richter haben keine Nachsicht mit uns, und das Kriechen und Wimmern, das Leugnen und um Gnade bitten hat noch Niemand etwas genützt. Der Einzige mit dem man, ganz unerklärlicher Weise, mit großer Nachsicht verfahren ist, ist Courbet, der mit sechs Monaten Gefängniß davon gekommen ist.“

„Und Rochefort?“ fragte Balmalè weiter.

„Seine Akten sind noch in den Händen des Untersuchungsrichters. Er wird gleichzeitig mit Maroteau erscheinen. Man prophezeit ihnen recht Schlimmes. Einige Leute glauben sogar, daß man sie zum Tode verurtheilen wird.“

„Das erscheint mir unmöglich“, sagte Balmalè lebhaft. „Weder Rochefort noch Maroteau haben sich thatsfäch=

lich bei den sogenannten Verbrechen der Commune betheilig.“

„Aber sie haben dazu Veranlassung gegeben und . . .“

Louvet schwieg. Es fiel ihm plötzlich ein, daß Valmale genau in der Lage von Rochefort und Maroteau sei. Eine kurze Pause trat ein. Dann fragte Valmale weiter:

„Was ist aus Pyat und Dombrowsky geworden?“

„Dombrowsky ist hinter einer Barrikade gefallen; Pyat hat sich aus dem Staube gemacht und man weiß heute noch nicht, wo er sich verkrochen hat.“

„Nun noch eine Frage“, sagte Valmale, „dann habe ich für heute genug gelernt. Was halten Sie von Ihrer Lage — und was von der meinigen?“

„Ihr Name ist noch gar nicht genannt worden“, antwortete Louvet. „Man sagte, Sie wären mit Jules Vallés, Millière und Raoul Rigault erschossen worden. — Was meine Lage angeht, so halte ich dieselbe nicht für gänzlich verzweifelt. Ich bin nicht Soldat gewesen; man kann mich deshalb nicht als Deserteur behandeln; ich habe weder Proclamationen noch Artikel veröffentlicht; die einzige Anklage, die gegen mich vorliegt, ist, ein Bataillon aufrührerischer Nationalgarden commandirt zu haben. Dies Bataillon hat keine Rolle gespielt. Gegen Ende des Monats Mai war es auf einige vierzig Mann zusammengeschnitten, die fortwährend betrunken waren und die sich um mich eben so wenig kümmerten, wie ich um sie Sorge hatte. Meine Betheiligung am Barrikadenkampf ist ein dunkler Punkt,

den ich nicht aufklären kann. Daß man sich nicht damit begnügen wird, mir einen väterlichen Verweis zu geben, darauf bin ich gefaßt; aber ich hoffe, mit drei bis fünf Jahren Gefängniß davon zu kommen. Das ist auch die Meinung meines Advokaten, und darüber will ich nicht klagen. — Was meine Haltung am Gerichtshof anbetrifft, so können Sie überzeugt sein, daß ich meinen Freunden keine Schande machen werde. Ich werde mich auf keine Rechtfertigung meiner Handlungsweise einlassen; dies halte ich für unnütz; aber Das, was mir positiv zur Last gelegt werden kann, meine Betheiligung an der Insurrection, werde ich nicht ableugnen. Mein Advokat glaubt, daß dies das einfachste Mittel ist, mich auf die beste Weise aus der Affaire zu ziehen. In vierzehn Tagen werde ich wissen, woran ich mich zu halten habe, denn es ist mir bereits angedeutet worden, daß ich morgen oder übermorgen nach Versailles transportirt werden soll. — Und was denken Sie zu thun, Valmale?"

Der Angeredete schwieg einige Zeit. Dann ballte er die Fäuste, und in seinen schwarzen Augen loderte das alte Feuer auf.

„Ich will verdammt sein“, sagte er leise und langsam, „wenn ich je irgend Jemand das Recht gebe, mich einen Feigling zu nennen.“

Von diesem Augenblick an war Valmales Entschluß gefaßt. Sein scharfer Geist sah die Lage, in der er sich befand, klar vor sich. Er konnte nicht daran denken, seine Persönlichkeit zu verleugnen. Tausende in Paris kannten sein Gesicht, das in allen Schaufenstern neben den Photographien von Rochefort, Puyat,

Delescluze, Rigault, Gluseret, Dombrowski und anderen Chefs der communistischen Bewegung geprangt hatte. An dies Gesicht knüpfte sich der Name von Jean Valmale, redacteur en chef du journal „Spartacus“, und im „Spartacus“ fanden sich Hunderte von Phrasen, die Valmale geschrieben und gezeichnet hatte und von denen jede einzelne genügte, um ihn in den Anklagezustand zu versetzen.

„Ich muß fallen“, sagte er sich, „nichts kann mich retten, so will ich wenigstens mit Anstand fallen.“

Dieser Entschluß, den ihm seine Eitelkeit dictirte, war übrigens auch durch viele Vernunftgründe bekräftigt. Valmale war kein Gefühlsmensch. Seine Eitelkeit hätte ihn möglicherweise zu einem unüberlegten Streiche hinreißen können, aber aller Wahrscheinlichkeit nach würde ihn sein scharfsichtiger Egoismus im letzten Augenblick davor bewahrt haben. Während der Unruhen der Commune war er in der That weiter gegangen, als er jetzt vor seinem Verstand vertheidigen konnte, — sein Gewissen sagte ihm nichts — aber er entschuldigte dies vor sich selber, wie man eine in der Trunkenheit begangene That vor sich entschuldigen mag.

„Ich muß meiner Fahne treu bleiben“, specularie er, „denn sie allein kann mir noch einigen Schutz gewähren. Meine Zukunft hängt von der Zukunft der Partei ab, mit der ich mich compromittirt habe. Ich muß mir das Verdienst bewahren, mich für dieselbe compromittirt zu haben, um später einmal, wenn das Glück uns wieder hold werden sollte, meine Ansprüche auf Belohnung geltend machen zu können. Die ordnungsliebende

Partei will nichts von mir wissen; jedes Liebäugeln mit ihr würde als Feigheit gedeutet werden, würde mir auf der einen Seite nichts nützen und mich im Geiste der Commune zu Grunde richten. Ich muß also als Communist auftreten und fallen. Als solcher kann ich mir einen Platz in der Geschichte machen. Jede andere Stellung ist mir versagt. Meine Vernunft und mein Ehrgefühl, mein Egoismus und meine Eitelkeit, wie man sagen wird, deuten nach demselben Ziele: mit Anstand fallen.“

In dieser Ideenrichtung arbeitete von nun an Balmalès reger Geist. Louvet war, wie er dies vorausgesehen hatte, nach Versailles transportirt worden, und Balmalès war sich selbst überlassen. Seine große und augenscheinliche körperliche Schwäche hielt ihm noch im Hospital fest, wo man ihm zu lesen und zu schreiben gestattete und wo er nun seine ganze Aufmerksamkeit darauf verwendete, die Rolle zu studiren, die er vor der Oeffentlichkeit aufzuführen beabsichtigte. Er wollte in derselben keinen Fehler machen, er wollte sie, mit dem vorgeschriebenen Ziele vor Augen, von Anfang bis zu Ende consequent durchspielen. — Er las in den Zeitungen die Verurtheilung Louvets zu zehnjähriger Gefängnißstrafe, aber er hatte keinen Gedanken des Mitleids für seinen unglücklichen Freund. Louvet schien doch im entscheidenden Augenblick den Muth verloren zu haben; man hatte ihn, nachdem man ihm sein Urtheil vorgelesen, halb ohnmächtig aus dem Gerichtssaal tragen müssen. „Erbärmliche, feige Memme“, war Balmalès Commentar. Was ihn viel näher berührte, waren die Proceße von Roche-

fort, Redacteur des „Mot d'ordre“ und von Maroteau, Redacteur der „Montagne“, die dicht auf einander folgten.

Als er las, daß Rochefort und Maroteau, zwei Zeitungsschreiber wie er, der Eine zu lebenslänglicher Transportation, der Andere zum Tode verurtheilt worden sei, überkam ihm eine Schwäche, die er nicht bewältigen konnte. Die Zeitung fiel ihm aus der Hand, es wurde ihm schwarz vor den Augen und während mehrerer Minuten sah und hörte er nichts von Dem, was um ihn vorging. Er erwachte aus der Ohnmacht, mit einer furchtbaren Beklemmung der Brust. Aber erholte sich schnell und ward wieder der Alte. „Nichts kann mich retten — ich bin verloren — ich will mit Anstand fallen“ — und er ballte die mageren Fäuste und setzte die scharfen, weißen Zähne zusammen, als wolle er ein Stück Eisen dazwischen zermalmen.

III.

Jean Valmale stand vor seinen Richtern. Der Saal war zum Ersticken voll. Seit acht Tagen war der Angeklagte der Löwe des Tages. Die gewöhnlichen Indiscretionen der Presse hatten das Publicum von dem Benehmen des Redacteurs des „Spartacus“ während der Voruntersuchung unterrichtet gehalten. Man wußte, daß er einfach und klar auf alle an ihn gerichteten Fragen geantwortet, daß er nicht einen einzigen Entlastungszeugen citirt und daß er ohne Widerrede die ganze furchtbare

Verantwortlichkeit der von ihm geschriebenen und veröffentlichten Artikel übernommen hatte. Ueber seine Betheiligung am Barrikadenkampf liefen märchenhafte Gerüchte: er hatte, so sagt man, durch seine Feuerreden die letzten, unbefiegten Bataillone zur Fortsetzung des verzweifelten heillosen Kampfes hingeworfen; und der letzte Mann auf der letzten Barrikade war er, mit der rothen Fahne in der Hand, aus zwanzig Wunden blutend, mit dem Schrei zusammengestürzt: „Es lebe die Commune!“

Die Photographen machten ausgezeichnete Geschäfte mit seinem Bilde; die Pariserinnen interessirten sich lebhaft für den jungen Enthusiasten mit dem edlen, abgemagerten Gesichte, tiefen, beredten Augen. „Er soll sehr leidend sein, der unglückliche junge Mann“, hieß es, „er hat mehrere tödtliche Wunden erhalten, und es ist eine unnütze Grausamkeit, einen Sterbenden noch zum Tode verurtheilen zu wollen“.

Wohl war Balmale, in seiner äußeren Erscheinung wenigstens, des Interesses würdig, welches ihm das nach Sensationen dürstende Publicum schenkte. Seine Wunde war geheilt, aber die lange Krankheit hatte tödtliche Blässe auf seinen Zügen gelassen; die Wangen waren ihm eingefallen, die blutlosen, dünnen Lippen festgeschlossen, und in den tiefen Augenhöhlen glühten die schwarzen, forschenden Augen wie die eines Fieberkranken. Balmale war in einem dunklen Anzuge, höchst einfach, aber elegant gekleidet. Er saß vorn über gebeugt, die Füße übereinander geschlagen, die linke Hand auf dem rechten Schenkel, den Ellbogen des rechten Armes in der offenen Hand, und die Stirn

auf die rechte Hand gestützt. In dieser sitzenden Stellung, die ihm der Präsident, unter Berücksichtigung seiner körperlichen Schwäche, einzunehmen gestattet hatte, lauschte er unbeweglich dem Vortrage der Anklage. — Das Verhör war kurz. Valmale gab auf alle an ihn gerichteten Fragen bestimmten, unzweideutigen Bescheid: er hatte den „Spartacus“ redigirt; er war der Verfasser der meisten incriminirten Artikel; er hatte auf den Barrikaden gekämpft, er wußte nicht mehr auf welchen Barrikaden; er erinnerte sich nicht, längere Reden gehalten zu haben, auch wußte er nichts von einer rothen Fahne, mit der er eine Rotte Insurgenten in das Feuer geführt haben sollte; er bestritt jedoch die Wahrhaftigkeit der Aussagen der vorgeladenen Belastungszeugen nicht; er beabsichtigte nicht, irgend etwas abzuleugnen, nur bat er, zu constatiren, daß er während der drei Tage, wo er gekämpft, in großer Aufregung gewesen sei und sich nicht mehr besinnen könne, was er in dieser Aufregung gethan. Daß er gegen die Truppen der Regierung gekämpft habe, gebe er zu; auch sei er kämpfend verwundet worden und bewußtlos niedergefallen. — Die Stimme, mit die er diese Antwort gab, war leise und heiser, wie die eines Brustkranken; die Ausdrücke, deren er sich bediente, waren gewählt und zeugten von vollständiger geistiger Ruhe. — Das Verhör der zwei Zeugen, die citirt worden, dauerte nur wenige Minuten: der Cine, Concierge eines niedergebrannten Hauses der Rue St. Honoré, sagte aus, Valmale habe an der großen Barrikade der Rue Royale und der Rue St. Honoré eine längere Rede gehalten, in der er unter Anderm gesagt habe, er wolle lieber mit eigenen Händen die

Tuileries in Brand stecken, als sie den Versaillern gönnen; — der zweite Zeuge, ein Krankenträger, deponirte, daß er Valmale, anscheinend leblos, hinter einer Barrikade gefunden habe und daß der Angeklagte, mit dem Gesicht zur Erde, auf einer rothten Fahne gelegen habe. — Valmale antwortete: „Es ist möglich; ich entfinne mich dessen nicht.“

Der öffentliche Ankläger hatte eine herrliche Gelegenheit, sein hohes Rednertalent, auf das er sich viel einbildete, zu zeigen. Er malte Valmale in den grellsten Farben; jedes dritte Adjektiv, dessen er sich bediente, war ein Superlativ. Er stellte den Angeklagten als ein der Gesellschaft schädliches, schändliches Schicksal dar. Valmale, so perorirte er, hatte in seiner ganzen Carrière, nicht eine gute That, die für ihn auftrat: ehrgeizig, rücksichtslos, unbarmherzig, ohne jedes Princip, unmoralisch, ohne jede Motion des Wahren, des Guten, des Schönen, willig den Einflüsterungen der gefährlichen, schändlichsten Leidenschaften ohne Widerstand zu gehorchen, hatte er die herrlichsten Geistesgaben, mit denen ihn die Natur ausgestattet hatte, abscheulich gemißbraucht. Seine Laufbahn war eine Laufbahn des Lasters, der Sünde, des Aufruhrs. Er hatte dieselbe durch seine im Dienste der Commune entwickelte Thätigkeit logisch gekrönt. Er war es, der zuerst von dem barbarischen sogenannten Gesetz der Weiseln (*la loi des otages*) gesprochen und der den Mitgliedern der Commune die teuflische Idee eingeflüstert hatte, dies cannibalische Gesetz zur Ausführung zu bringen. Gegen Valmale schrieb das unschuldig vergossene Blut des Erzbischofs von Paris, des Pastors der Magdalenenkirche, des ehrwürdigen Präsidenten

Bonjean und der anderen erbarmungslos, zwecklos hingemordeten Geißeln; Balmale war es, der wochenlang das Niederbrennen von Paris als eine glorreiche, patriotische, zum allgemeinen Wohl nothwendige Haltung empfohlen hatte. Die schrecklichen Ruinen der alten Paläste der Regierung, Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Municipalität, — die Schutthausen, welche jetzt die reichsten und die ärmsten Stadttheile des einst so herrlichen und jetzt so elenden Paris entstellten, — zeugten gegen ihn. Balmale war tausendmal gefährlicher und strafbarer, als ein Besessener, ein Rasender; sein Leben war eine Beleidigung für die Moral, eine Gefahr für die Gesellschaft; und er, der öffentliche Ankläger, hoffte mit Zuversicht, daß der Gerichtshof, diese Ansicht theilend, ein Verdict geben würde, welches die Erde für immer von der abscheulichen Anwesenheit Balmales befreien würde. Er schloß damit, daß er, mit heiser geschrieener Stimme, einige zwanzig Artikel des Strafgesetzbuches citirte und deren strengste Application gegen den Angeklagten beanspruchte. Darauf wischte er sich den Schweiß von der Stirne, trank ein großes Glas Zuckerwasser und setzte sich schnaufend und selbstbefriedigt nieder.

Balmale hatte während der langen zornigen Rede des öffentlichen Anklägers unbeweglich dageessen. Jetzt beugte er sich zu seinem Advokaten und flüsterte diesem einige Worte zu. Der Advokat erhob sich darauf und löste mit großem Takt die schwierige Aufgabe, seinen unliebenswürdigen Klienten zu vertheidigen. — Die französischen Advokaten sind allgemein geschickte Leute, und ihre Vertheidigungsreden sind selten in den Wind gesprochen. Wenn sie dem Angeklagten auch nichts nützen, so

dienen sie doch dem Advokaten. Die Umstände hatten nicht gestattet, ein Wort zu sagen, wodurch die Geschworenen zu Gunsten Valmales hätten beeinflusst werden können, aber der Advokat hatte eine seltene Gelegenheit gefunden, vor einem großen und aufmerksamen Publicum aufzutreten, und er hatte diesen Zufall nach besten Kräften ausbeutet. Ein Murmeln des Beifalls füllte den Saal, als der Advokat bleich und zitternd, inmitten einer Phrase, in der er um Mitleid für die schönen, hoffnungsvollen fünfundzwanzig Jahre seines Klienten flehte, plötzlich zusammenbrach, sich dann mit einer letzten Krastanstrengung wieder aufrichtete, und mit den mit bebender Stimme gesprochenen Worten schloß: „Richten sie meinen unglücklichen und irregeleiteten Freund nach Ihrem Gewissen, als Menschen und Christen.“

Und nun, nach dem Ankläger und dem Vertheidiger erhielt der dritte Komödiant, der Angeklagte, das Wort. Er erhob sich langsam und begann, inmitten tiefer Stille, mit leiser, klagender Stimme wie folgt:

„Herr Präsident, meine Herren vom Rathe! Ich werde Ihre Aufmerksamkeit nicht lange in Anspruch nehmen, denn ich fühle, daß meine Kräfte mich rasch verlassen. Ein Sterbender stehe ich vor Ihnen, und dem Tode verfallen, fürchte ich Ihr Urtheil nicht. Die Hoffnung, mich vor Ihnen rechtfertigen zu können, habe ich nie gehegt, und wenn ich das mir gegebene Wort ergreife, so geschieht dies, um mein Andenken von der Schande und der Schmach zu reinigen, die der Procurator der Republik an meinen Namen zu heften versucht hat. Selbst wenn mir dies

gelingt, bleibe ich, ich weiß es, in Ihren Augen ein Schuldiger, den nichts entschuldigen kann; und diese Gewißheit bestärkt mich in dem Entschlusse, weder an Ihre Gerechtigkeit, noch an Ihr Mitleid zu appelliren. Ich weiß, daß Ihre Gerechtigkeit mich verdammen muß und daß sie mich Ihres Mitleids für unwürdig halten.

„Der Herr Procurator der Republik hat Ihnen gesagt, daß sich in meiner ganzen Laufbahn nicht eine gute Handlung finde, die jetzt zu meinem Gunsten sprechen könne. Der Herr Procurator hat, von seinem Standpunct aus, vollkommen Recht. Es ist in seinen Augen keine gute Handlung, sein ganzes Leben der Vertheidigung eines Principis geopfert zu haben und sein Leben für seinen Glauben zu geben — treu zu leben treu zu sein bis in den Tod. Dies habe ich gethan und bin ich bereit zu thun. Außerdem findet sich nichts Gutes in meinem Leben — und auch nichts Schlechtes.

„Man hat mein Privatleben nach allen Richtungen durchforscht. Man hat darin nichts gefunden, dessen ich mich zu schämen hätte oder zu rühmen wünschte. Von dem Grundsätze ausgehend, daß der Mensch zur Arbeit geboren ist, habe ich seit meinem siebzehnten Jahre von den Früchten meiner Arbeit gelebt. Kein Galeerensclave ist zu einem härtern Loos verdammt, wie das, welches mir mein Pflichtgefühl auferlegt hat. Ich habe die Genüsse des Lebens nur vom Hörensagen gekannt. Niemand kann mich einer Auszuschweifung zeihen. Ohne Raft und Ruh, oft bis zur gänzlichen Ermattung, habe ich als Jüngling und Mann, seit acht Jahren, gearbeitet und geschafft, und

keinen anderen Lohn habe ich dafür beansprucht und erhalten, als das tägliche, trockene, harte Brod. Im Schweiß meines Angesichts habe ich es gegessen und bin damit zufrieden gewesen; und dasselbe sauer erworbene Brod und nicht mehr, habe ich für alle Arbeiter beansprucht — und darin liegt nun mein Verbrechen.“

Der Angeklagte hielt einen Augenblick inne, als wolle er neue Kräfte sammeln. Seine Stimme, leise und eintönig, war noch schwächer geworden, aber sein bleiches Gesicht blieb ruhig und unbewegt. Der Ankläger zuckte die Achseln, als wolle er sagen: „Wird man dem Geplapper nicht ein Ende machen?“ Der Advokat blickte von dem Angeklagten nach dem Richter und von diesem nach dem Publicum. Der Präsident saß kerzengerade, das Gesicht in strenge Falten gezogen; er kam sich wie die Incarnation der unerbittlichen, unbeeinflussbaren Gerechtigkeit vor und gefiel sich sehr in dieser großen Rolle. Das Publicum war ganz auf Seiten des Angeklagten und hätte ihn, wenn es in seiner Macht gelegen hätte, freigesprochen. Einige Damen hielten ihre Schnupftücher bereit, um nöthigenfalls Thränen der Rührung trocken zu können. Die Richtersassen schienen zu sagen: „Rührung und andere Schwächen der menschlichen Natur können uns, in Ausübung unserer hehren Pflicht, nicht berühren. Menschen, nehmt Euch ein Muster an uns!“ Der Angeklagte fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Die Schriften, die Beweise meiner Schuld, sind in den Händen meiner Richter. Der Herr Procurator hat daraus zahlreiche Auszüge gemacht und hat dargethan, daß ich Tod und Zerstö-

rung gepredigt habe und daß Mord und Vandalismus die unsauberen Elemente sind, in denen ich mich wohl befinde. Möge es mir gestattet sein, meine Arbeiten, die vereinzelt hingestellt, unsinnig und verbrecherisch erscheinen, in ihrem natürlichen Zusammenhang zu entwickeln.

„Im Jahre 1863 debütirte ich in der Presse mit einer Reihe von Arbeiten, welche, trotz der Jugend und Unerfahrenheit des Autors, einen gewissen Werth hatten, da sie Thatsachen, die Vielen bekannt waren, aber von denen Niemand sprach, und die der öffentlichen Aufmerksamkeit würdig waren, vor die Oeffentlichkeit brachten. Diese Artikel handelten von dem unerträglichen Elend der arbeitenden Klassen, in deren Mitte ich lebte, und constatirten nichts als Thatsachen. Sie gingen, von Wenigen bemerkt, vorüber. Als ich es später gerechtfertigt hielt, die unverdienten Draugsale der Armen mit dem unverdienten Wohlleben der Besitzenden zu vergleichen, wurde mir officiös und in unzweideutiger Weise zu verstehen gegeben, daß meine Arbeiten hohen und höchsten Ortes Anstoß erregen und Mißfallen erzeugen und daß es, in meinem Interesse, gerathen sein würde, denselben eine andere Richtung zu geben. — Ich war damals noch sehr jung und hatte noch nicht gelernt, daß in den Augen der Machthaber Gewalt ein Recht ist, mit dem ebensowenig Mißbrauch getrieben werden kann, wie mit dem Rechte selbst. Die angedrohten Maßregeln empörten mein Gerechtigkeitsgefühl und trieben mich in das Lager der politischen Opposition. Ich constatire hier, daß sittliche Entrüstung und freimüthiges, gefährliches Aufsehen gegen Ungerechtigkeit und Druck mich

in die Laufbahn geleitet haben, die mich nun bis hierher, des Mordes und der Brandstiftung angeklagt, geführt hat.

„Man empfing mich im Lager der Opposition mit offenen Armen. Ich arbeitete mit Lust und Liebe und mit einigem Talent. Ich machte mir zahlreiche Freunde, deren Lobsprüche mich zu immer neuen Anstrengungen aufeuerten; das Publicum rief mir Beifall zu. Ich wurde von einigen Seiten lebhaft angegriffen; aber meine erbittertesten Feinde: Cassagnac, Duvernois und Conforten, standen im Rufe, bezahlte Söldlinge des Kaiserthums zu sein, und ihre Feindschaft war in meinen Augen und, zu der Zeit, in den Augen der achtungswerthesten Männer von Frankreich, eine beneidenswerthe Ehre. Ich theilte diese Auszeichnung mit den Männern, die seitdem an der Spitze der Regierung gestanden haben und größtentheils noch heute am Ruder sind, namentlich auch mit Herrn Thiers, dem unverföhnlichen Feinde des Kaiserthums, dem Präsidenten der französischen Republik.

„Ich bin vielleicht zu sehr von der Güte meiner Sache eingenommen, aber ich habe die Absicht, aufrichtig zu sein, und ich bin aufrichtig. In diesem Sinne behaupte ich, daß ich während der längsten Periode meiner schriftstellerischen Thätigkeit, während der Jahre 1863 bis 1870, auf der Seite gekämpft habe, auf der die Mitglieder der heutigen Regierung kämpften, — auf der Seite der Republik gegen das Kaiserthum. Wenn der Herr Procurator der Republik meine derzeitige Handlungsweise verdammt, so verurtheilt er damit die Politik, als deren ergebener Diener er heute erscheint.“

Der genannte Herr Procurator lächelte herablassend und spöttisch; der Präsident verzog keine Miene; die Assessoren sahen gleichgültiger aus als je; das Publicum hätte gern Beifall geklappt; der Advokat nickte bedeutsam mit dem Kopfe, und der Angeklagte fuhr mit leiser, ruhiger Stimme fort:

„Das Kaiserthum fiel am 4. September inmitten einer Krisis, wie sie die Welt nie gesehen hatte. Die Pariser wissen von dem ungeheuren Jubel zu erzählen, der damals das Herz eines Jeden von ihnen füllte und der sich in stürmischer, begeisterter Weise Luft machte. Einen Augenblick hoffte man Frankreich gerettet. — Aber es war nur ein kurzer Augenblick. Unwiderstehlich wie die Fluth des Meeres wälzten sich die feindlichen Horden näher und näher, und Tod und Verderben zeigte ihre furchtbare Spur. Ein ungeheurer Schmerz erfüllte das Herz der Patrioten: Wahnsinn, panischer Schrecken, unsinnige Hoffnungen, ohnmächtige Verzweiflung verdunkelten die Vernunft eines ganzen Volkes. Frankreich glich einem Irenhause. Ruhe und Besonnenheit waren daraus verschwunden. Es war eine wilde, unklare Zeit des Widerspruchs, der Verblendung, der Lüge; eine Zeit, die Alles verdrehte und entstellte und Alles verdreht und entstellt sah. Das Volk, das seit Jahrhunderten in dem Glauben aufgewachsen war, daß Waffenruhm der höchste Ruhm sei, sprach unbefangen und einmüthig von „glorreichen“ Niederlagen, von „schmachvollen“ Erfolgen, von „feigen“ Siegern, von „heroischen“ Gefangenen; es verlästerte und verspottete heute, was es gestern vergöttert hatte: Napoleon, Olivier, Bazaine, die ganze Armee, Gambetta, Trochu, Jules Favre, die bewaffneten

Bürger und Freiwilligen, Paris und die Provinz; ein Jude wurde zum Minister des christlichen Cultus ernannt, ein Advokat zum Kriegsminister und höchst commandirenden General; Heerführer schworen bei ihrer Ehre nicht zu capituliren, zu sterben oder zu fliegen. Sie capitulirten und lebten besiegt und geehrt weiter. Alle Notionen des Rechts und der Wahrheit waren verloren; die Phrase beherrschte Alles; die Lüge verdunkelte Alles — der Erfolg hätte Alles gerechtfertigt; aber Niederlage folgte auf Niederlage. Nie war ein großes Volk so vollkommen elend und gedemüthigt, wie Frankreich zu Anfang des Jahres 1871.“

Der Angeklagte schien zum ersten Male ergriffen. Er hielt einen Augenblick inne, als wolle er neue Kräfte sammeln. Das Publicum zeigte weniger Interesse an dem Vorgange. Es hatte während des letzten Jahres zu viel allgemeine Phrasen gehört, um an rhetorischen Uebungen irgend einer Art noch großen Reiz finden zu können. Der Advokat rückte unbehaglich hin und her und schien Lust zu haben, seinen Clienten zu unterbrechen. Der Gerichtshof bewahrte seine alte Haltung. Valmale fuhr fort:

„Verzweiflung bemächtigte sich meiner Seele. Ich hatte mein Vaterland warm geliebt und sah es unrettbar verloren. Mein Geist suchte nach Deneu, die das furchtbare Unglück heraufbeschworen, und glaubte sie in den derzeitigen Machthabern zu finden. Ich griff diese darauf mit großer Heftigkeit an. Das Fieber, das in meinen Adern brannte, möge dies erklären. Ich verlange nicht, daß es meine Handlung entschuldige. Wie zur Zeit des Kaiserthums war ich nun wieder in die Opposition getrieben; aber meine alten Gesinnungsgenossen waren nun

meine Feinde, und das Volk allein war mein Verbündeter; das Volk, das heißt: die stets Verachteten, Gemißhandelten, Aufgeopferten; die Besitzlosen, die Armen, die Arbeiter. Ich sah das Volk wieder, wie ich es zuerst gesehen hatte, als ich mit schwacher, aber überzeugter Stimme die Vertheidigung seiner verkannten Rechte übernahm. Ich sah es muthig, opferfreudig, unverzagt, resignirt. Das Volk hatte, ohne zu klagen, die Drangsale der Belagerung überstanden; das Volk hatte sein bestes Blut auf allen Schlachtfeldern gelassen, die halb Frankreich bedeckten; es hatte nicht geschworen, zu siegen oder zu sterben; aber es war gestorben; und die Ueberlebenden, die Besiegten, fühlten sich entehrt. Sie dürsteten nach einer Rehabilitation in den Augen der Welt und sie glaubten, daß das Mittel einer solchen Wiederherstellung einzig und allein in einem engen, brüderlichen Bündniß zu finden sei. Ich theilte diese Ansicht. Sie wird heute, nachdem die Sache, die ich vertheidigte, besiegt worden ist, als eine irrige und gefährliche bezeichnet. — Die Revolutionaire von 89, Napoleon I., Ludwig XVIII., Louis Philippe, die Männer von 48, der Mann von Sedan, die Regierung des 4. September und die heutigen Gewaltinhaber haben, ein Jeder zu seiner Zeit, die von ihnen besiegte Partei als eine Partei des Irrthums und der Gefahr hingestellt. Der Sieg hat ihr Urtheil gerechtfertigt; eine Niederlage würde sie dahin geführt haben, wo ich heute stehe. — Ihre Handlungen haben jedoch besondere, vom Erfolg unabhängige Eigenthümlichkeiten. Die Geschichte, die ihre Motive durchforscht hat, verurtheilt sie oder spricht sie frei. — Sie wird auch, ohne Rücksicht auf das Ur-

theil, dem ich mir hier unterwerfen muß, über mich zu Gericht sitzen, und ich fürchte ihren Ausspruch nicht. Meine Motive waren jeder Selbstsucht frei; ich habe nichts gewollt als das allgemeine Wohl. Ich habe es ohne Rücksicht auf mich und ohne Rücksicht auf andere Persönlichkeiten gewollt. Ich glaubte an die Möglichkeit einer Verbrüderung der Völker; ich sah in dieser Verbrüderung das große Reich der Zukunft. In diesem Sinne habe ich die Zerstörung von Monumenten gepredigt, welche an alte Feindschaften zwischen Völkern und Völkern mahnten. Ich glaubte, indem ich dies that, meine Pflicht zu erfüllen, und kann nie bereuen, meine Pflicht nach bester Ueberzeugung, rücksichtslos und treu, gethan zu haben.

„Die Verhaftung der Geißeln schien mir zu Anfang eine rein militairische Maßregel. Ich sah darin nichts als die Anwendung eines allgemein gebräuchlichen Zwangsmittels gegen unsere Feinde. Sie hielten viele der Unsrigen gefangen; ich fand es gerechtfertigt, daß wir uns ihrer Freunde versicherten. Die verhafteten Priester, Soldaten und Beamten waren überführt, der Partei anzugehören, die uns mit äußerster Wuth bekämpfte.

„Tausende von Communisten und Föderirten fielen täglich unter den Kugeln der Versailler. — Der Krieg ist böse, unmenschlich, unbarmherzig. Nichts Gutes, Gerechtes, Barmherziges kann aus ihm entspringen. In mir erzeugte er blinden, tödtlichen, verzweifelten Haß. Ich predigte Widerstand bis zum Aeußersten; ich glaubte Alles erlaubt, um diesen Widerstand zu einem erfolgreichen zu machen, und mit der Logik einer furchtba-

ren Zeit, deren Einfluß Niemand entgehen konnte, angesichts der durch die Versailler angerichteten Zerstörungen, der von ihnen verübten Schlächtereien, wies ich auf Zerstörung und Tod als nothwendige Gewaltmittel hin.

„Dann kamen die Tage des letzten Kampfes, die Gewißheit einer unvermeidlich gewordenen Niederlage. Die Schlacht umwogte mich. Wohin ich mein Auge richtete, sah ich Verzweiflung, Verderben; wohin ich ging, folgte mir das Heulen und Wehklagen der Kämpfenden, Verwundeten, Sterbenden. Es war mir, als wäre ich von Furien gezeißelt und fast vergingen mir die Sinne vor gräßlichem Schmerz. Aber nicht einen Augenblick kam mir der Gedanke, an meine persönliche Sicherheit zu denken, den Versuch zu machen, mich dem mir drohenden Schicksal durch die Flucht zu entziehen. Ich suchte den Tod, denn ich wollte nicht ohne Freiheit leben, und für die Freiheit kämpfend, fiel ich, tödtlich verwundet, auf einer der letzten Barrikaden, treu bis zum Tod der Sache, die ich für die Sache der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hielt.

„Und nun stehe ich vor Ihnen, um meine Handlungen zu verantworten. Ich habe dies gethan mit der Ueberzeugung, daß ich nichts von Ihrer Gnade, nichts von Ihrer Gerechtigkeit erwarten darf. Ihre Gerechtigkeit ist die Bestätigung der heute existirenden Macht, und ich weiß, daß ich im offenen Kampfe, in voller Empörung gegen diese Macht gefallen bin.“

Der Procurator der Republik sah fast mitleidig auf den Angeklagten herab; der Advokat blickte zur Erde und rührte sich nicht; im Publicum zuckte man die Achseln; die Assessoren

sahen tieffünnig drein, als wären sie beschäftigt, eine algebraische Gleichung im Kopfe zu lösen. Der Präsident faßte die ganze Debatte kurz zusammen und konnte, ohne Anstrengung, vollständig unparteiisch sein. Balmale hatte ihm die Aufgabe leicht gemacht. — Der Gerichtshof zog sich zurück und erschien nach kurzer Berathung wieder, erklärend, daß Jean Balmale sämtlicher Verbrechen, deren er angeklagt gewesen, einstimmig für schuldig befunden sei, und daß der Gerichtshof, unter Anwendung einer langen Reihe von Paragraphen des Strafgesetzbuches, die Todesstrafe über ihn verhängt habe.

Darauf zog sich alle Welt langsam und geräuschlos zurück. Der Procurator nahm ein gutes Diner ein, im Bewußtsein, dasselbe wohl verdient zu haben; der Präsident sprach von dem verstockten Sünder, den er verurtheilt hatte; der Advokat ereiferte sich über den Gerichteten, als hätte dieser ihm ein Unrecht zugefügt, und schloß damit, daß er Balmale „un client impossible“ nannte; die Assessoren waren geheimnißvoll und schweigsam; und das Publicum amüßte sich im Theater und in Gesellschaft, applaudirte Hortense Schneider in den „Diables roses“ und schimpfte über die Ernennung von Jules Ferry zum Minister in Washington. Jean Balmale wurde zwischen zwei Gendarmen in seine Zelle zurückgeführt, wo er, sobald er allein war, beide Hände gegen die Schläfen preßte, den Kopf zurückwarf und ohnmächtig niederfiel. E finita la comedia.



Paris nach den Maitagen.

Im Monat Juni des Jahres 1870 war Paris die schönste Stadt der Welt; ein Jahr später die traurigste. Die französische Eitelkeit hatte es durchgesetzt, der Hauptstadt von Frankreich eine ganz exclusive Stellung zu bewahren, und die Augen von Europa, die in allen französischen Proclamationen eine so große Rolle spielen, waren in der That mit Erstaunen und Grauen auf Paris gerichtet gewesen. Ein furchtbares Schicksal hatte die herrliche Stadt heimgesucht; aber die Wunden, mit denen sie geprahlt haben würde, wären sie ihr von Feindes Hand geschlagen worden, waren das Werk ihrer eigenen, verzogenen, durch Schmeichelei zu Grunde gerichteten Kinder. Die Pariser Bevölkerung, der man die heiligen Principien der großen Revolution verdanken sollte, die pariser Bevölkerung, welche durch ihren heroischen Widerstand, während der Belagerung durch die Deutschen, Frankreich rehabilitirt haben wollte, dieselbe Bevölkerung, für die alle französischen und viele englische und amerikanische Zeitschriften Achtung, Liebe, Bewunderung, als schuldigen Tribut, verlangten, — sie hatte sich nun ohne Schminke und ohne Prunk gezeigt, und selbst die geschickteste Rhetorik konnte

eß nicht mehr verbergen, daß die hervorragenden Eigenthümlichkeiten derselben Unentschlossenheit, Gleichgültigkeit für das Gemeinwohl, politischer Wahnsinn und Raub- und Mordlust sind. Von unverantwortlicher Unentschlossenheit war der bessere Theil der pariser Bevölkerung während der Schreckensherrschaft gewesen; die niederen Volksklassen der Hauptstadt und ihre Führer hatten sich durch die beabsichtigte, und theilweise ausgeführte Zerstörung von Paris ein ewiges Denkmal der Schande gesetzt.

Der Fremde, der heute Paris besucht, läßt sich, wie vor einem Jahre, nach der Place Vendôme, dem Hôtel de Ville, dem Palais de Justice, der Place de la Concorde und den Tuilerien führen und weilt dort wundernd und nachdenkend. An den Stellen, wo die schönsten Monumente menschlicher Kunst und nationaler Größe prangten, erheben sich jetzt klägliche und großartige Ruinen muthwillig zerstörter Pracht und Herrlichkeit. Der Pariser, dessen Schmerz über den erlittenen Verlust dadurch nicht vermindert wird, daß er sich sagt und Anderen bekennt, er habe denselben theilweise verschuldet, — der Pariser steht bestürzt und beschämt vor den mahnenden Zeugen der Ruchlosigkeit seiner Mitbürger und der Schwäche seiner Gesinnungsgeossen. Am meisten beklagt er die Zerstörung des Hôtel de Ville, des alten, ehrwürdigen Rathhauses, dessen Geschichte so eng mit der von Paris verknüpft ist, dem alle Revolutionen und alle Regierungen, wie einer hehren Persönlichkeit, wie einer Incarnation von Lutetia, gehuldigt

hatten, und in dessen furchtbar schöner Ruine sich auch heute noch das Schicksal der unglücklichen Hauptstadt wiederzuspiegeln scheint.

Das Hôtel de Ville wurde 1327 Eigenthum der pariser Bürgerschaft. Der derzeitige Stadtvogt Etienne Marcel erwarb es damals für die Summe von 2880 Livres. Es war ein unbedeutendes Gebäude, das den an ein Rathhaus gestellten Anforderungen nur unvollkommen entsprach und an dem während einer langen Reihe von Jahren fortwährende Reparaturen und Verbesserungen vorgenommen werden mußten. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts entschloß sich die Bürgerschaft endlich, das alte Gebäude niederzureißen und ein neues Rathhaus an dessen Stelle zu setzen. Der Stadtvogt Pierre Viole legte dazu im Jahre 1533 den ersten Stein. Die Bauarbeiten gingen Anfangs schnell vorwärts; später jedoch geriethen die Bürger darüber in mannigfachen Streit mit König und Hof; die Arbeiten wurden zu verschiedenen Malen und auf längere Zeit unterbrochen, und erst unter Heinrich IV., in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, stand das Gebäude vollendet da.

Während der Revolution, des Consulats, des Kaiserreiches und der Restauration wurden verschiedene Veränderungen an dem Rathhause vorgenommen, ohne daß der Plan des Ganzen dadurch wesentlich modificirt worden wäre; unter Louis Philipp jedoch, während der Jahre 1837 bis 1851, mußten bedeutende Neubauten angestellt werden, um der sich immer mehr ausdehnenden Administration von Paris passende und genügende Räum-

lichkeiten zu verschaffen. Napoleon III. endlich hatte ungeheure Summen auf die innere Ausschmückung des Hôtel de Ville verwandt. Der Seinepräfect Hausmann, der sich nicht mit Kleinigkeiten befaßte, der Paris zur schönsten Stadt der Welt gemacht hatte, wollte, daß das Rathhaus die große, reiche, schöne Stadt in würdiger Weise vertrete. Der Luxus der von ihm mit besonderer Vorliebe decorirten Säle und Gallerien ließ selbst den Reichthum der großen kaiserlichen Paläste weit hinter sich. Die Bibliothek des Hôtel de Ville zählte einige 60,000 Bände und enthielt mehrere werthvolle Manuscripte.

Die historische Wichtigkeit des Hôtel de Ville datirt von 1789.

Die große französische Revolution ging, so zu sagen, vom pariser Rathhause aus, und seit dieser Zeit hatten alle französischen Revolutionäre dieses Gebäude immer in ganz besonderes Augenmerk gefaßt. Der Besitz desselben schien jeden Gewaltstreich gewissermaßen zu legitimiren; die verschiedenen Regierungen, deren sich Frankreich während der letzten neunzig Jahre zu erfreuen gehabt hat, trugen deshalb auch stets Sorge, das Hôtel de Ville, sobald eine Umwälzung drohte, stark zu besetzen, während, auf der anderen Seite, die Führer der Revolution ihre sicherste Bataillone in Bewegung setzten, um sich desselben zu bemächtigen. Die Tuilerien, der alte Sitz der Könige, personificirten, in den Augen des großen Haufens, die bestehende Gewalt; das Hôtel de Ville, die Wiege der ersten Revolution, erschien dagegen dazu bestimmt, allen neuen Regierungsformen während ihres Entstehens Asyl zu geben. Daher

kam es auch, daß das königliche Schloß nach einer jedesmaligen Erstürmung geplündert wurde und mehr oder weniger von den eindringenden Volkshaufen zu leiden hatte, während die neue Regierung im Hôtel de Ville ihren provisorischen Wohnsitz aufschlug und von dort aus durch Proclamationen und Edicte die gestörte Ruhe und Ordnung wieder herzustellen versuchte.

Ludwig XVI. empfing im Hôtel de Ville die dreifarbigc Cocarde; Robespierre appclirte von dort aus an das Volk von Paris gegen die Beschlüsse des Convents; die Verheirathung Napoleon I., die Geburt des Königs von Rom, der Einzug Ludwig XVIII., die Verheirathung des Herzogs von Berry, die Geburt des Grafen von Chambord, die Krönung Karl X. und andere ähnliche politische Ereignisse wurden dort von der Stadt Paris durch großartige Festgelage gefeiert. Louis Philipp wurde durch Lafayette auf dem Balcon des Hôtel de Ville dem Volke von Paris als constitutioneller König von Frankreich vorgestellt. An derselben Stelle hielt Lamartine seine berühmte Rede zur Vertheidigung der gemäßigten gegen die rothe Republik. Die provisorische Regierung von 1848 nahm ihren Sitz im Rathhause und hatte dort, in den blutigen Tunitagen, einen erbitterten Kampf gegen die Insurgenten zu bestehen. Im vergangenen Jahre endlich, nach der Schlacht bei Sedan, machte es sich die Regierung der Nationalvertheidigung, nachdem die Absetzung Napoleons decretirt worden war, zur ersten Pflicht, sich des Hôtel de Ville zu bemächtigen und dort die Regierung von Paris und, soweit es die Umstände gestatteten, die Regierung von

Frankreich zu centralisiren. Die poetischen Reden von Jules Favre und Genossen an die begeisterte Menge, die das Hôtel de Ville am 4. September umdrängte, sind noch im Gedächtniß Derjenigen, die dem Schicksal Frankreichs, während des Kriegsjahres, gefolgt sind. Wenige Wochen später, am 31. October, erschien die Regierung der Nationalvertheidigung bereits vielen Parisern als eine Regierung von Verräthern und Schwächlingen. Die Deutschen, die Paris umringten, wollten nämlich den lauttönenden Phrasen Favres eben so wenig weichen wie dem geheimnißvollen Plane Trochus; und da die Pariser verlangten, daß die Deutschen weichen sollten, und es ein Unding erschien, die heroische Bevölkerung von Paris der Schwäche und Muthlosigkeit zu zeihen, so fanden die neuesten Staatenbeglitzer und Reformatoren es am bequemsten, die derzeitigen Herren von Frankreich, die Favre, Picard, Ferry, Trochu u. s. w. des Verraths und der Ohnmacht anzuklagen. Ein, von dem hirnverbrannten Flourens, gegen das Hôtel de Ville geleiteter Angriff mißglückte jedoch; es gelang den Mitgliedern der Septemberregierung, mit heiler Haut zu entkommen, die Insurgenten aus dem Hôtel de Ville zu vertreiben und wieder für kurze Zeit Meister der Situation zu werden. Die ordnungsliebende Presse begrüßte damals in ihnen die Retter von Paris, ergo von Frankreich, ergo der Welt. Die gut orthodoxe französische Eitelkeit erlaubt nicht gern, daß ihre Führer weniger thun, als Europa und die Welt zu retten.

Wenn die Russen die polnische Insurrection unterdrücken, wenn die Nordamerikaner die Conföderirten schlagen, so consta-

tirt die Presse derartige Ereignisse als russische oder amerikanische Begebenheiten. Aber wenn Versailles Herr von Paris wird, so soll das Weltall dem Sieger danken.

Während der Belagerung von Paris durch die Deutschen und bis zur Capitulation der Hauptstadt blieb das Hôtel de Ville Sitz der Regierung der Nationalvertheidigung. Später versammelten sich dort die Delegirten der Regierung Thiers, bis sich, am 18. März, das Bedürfniß wieder fühlbar machte, Paris, Frankreich und die Welt zu retten, und die dazu berufenen Apostel: Delescluze, Piat, Groussiet und Consorten durch Gewalt in Besitz des Hôtel de Ville gelangten. Von der schrecklichen Herrschaft dieser neuesten Weltbeglucker spricht die Ermordung der Generale Clément und Thomas, des Erzbischofs Darbois, des Predigers Deguerry, des Schriftstellers Chauvin und hundert anderer eben so unschuldiger, achtungswerther und beklagenswürdiger Opfer der Commune.

Im Hôtel de Ville schlug das Herz der rothen Republik und mit dieser, so wollten es die Männer des 18. März, sollte es von der Erde verschwinden. „Wenn es um die Freiheit geschehen ist“, sagte der fanatische Delescluze, „so laßt uns ihr eine Leichenfeier bereiten, wie sie die Welt noch nicht gesehen.“ Die Vernichtung des Hôtel de Ville wurde beschlossen, und eine Bande von, volles Vertrauen einflößenden, Mordbrennern erhielt den Auftrag, für Ausföhrung des erhabenen Beschlusses Sorge zu tragen. Sie haben gethan, was von ihnen erwartet werden durfte; die pariser Municipaliät, die Wiege der Revolutionen von 1789, 1830, 1848, 1870 und 1871 ist heute nichts

mehr als eine großartige Ruine. Die französische Tagespresse verlangte, daß dieselbe zur „ewigen Schande“ der pariser Commune von 1871 in ihrem heutigen trostlosen Zustande conservirt werde. Aber „ewig“ ist ein großes Wort: Die Franzosen von 1871 haben nicht das Recht sich desselben zu bedienen; und wenn man bedenkt, daß in Paris einmal davon die Rede war, die Statue Napoleons auf der Vendôme Säule durch die des gefallenen Flourens zu ersetzen, während in der Nationalversammlung vorgeschlagen wurde, das Genie von Frankreich dazu zu wählen, so erscheint es durchaus nicht als ein Ding der Unmöglichkeit, daß eine zukünftige Regierung decretire, in den Ruinen des Hôtel de Ville ein Denkmal der Kraft und Größe des französischen Volkes zu setzen. Es wird lange Jahre dauern, ehe die Bürgerschaft von Paris die grauenhaften Maitage verschmerzen kann; die Tage der Commune werden unvergeßlich sein; aber am wenigsten ziemt es den Franzosen, oder gar den Parisern, das Andenken derselben verewigen zu wollen.

Nach dem Hôtel de Ville beklagen die Franzosen ganz besonders die Zerstörung der Vendôme Säule. „On est fier d'être Français en regardant la Colonne“ — Man ist stolz darauf Franzose zu sein, wenn man die Säule betrachtet — war eine sprüchwörtlich gewordene Phrase. Noch ganz kürzlich, bei Gelegenheit des Einzuges der siegreichen Deutschen in Paris, hatte man davon einen nicht sehr mäßigen Gebrauch gemacht. Die Colonne verherrlichte den siegreichen Feldzug von 1805; es war ein Trost für die niedergeschlagenen Franzosen, sich darin erin-

uern zu dürfen, daß ihre Väter die heut triumphirenden Deutschen einst besiegt hatten.

Die Colonne Vendôme, von den Architekten Denon, Goudouine und Lepere errichtet, wurde am 15. August 1810, dem Namenstage Napoleons, inaugurirt. Sie war aus Stein und nur mit dünnen Bronzeplatten bedeckt. Diese Platten, aus eroberten österreichischen Kanonen gegossen und spiralförmig aneinandergereiht, stellten, in schlechten Basreliefs, die hervorragenden Waffenthaten des Feldzuges von 1805 dar. Oben auf der Colonne stand die Statue des ersten Napoleon. Nach der Restauration beeilten sich die Bourbonen, dieselbe herunter nehmen zu lassen und das Bildniß des „Orgre de Corse“ durch eine harmlose weiße Fahne zu ersetzen. Fünfzehn Jahre später, als die legitimen Herrscher Frankreichs zum zweiten Male in das Exil zogen, hielt es ihr Nachfolger für seine Pflicht, Das wieder aufzubauen, was seine Vorgänger sich befließigt hatten, zu zerstören. Louis Philipp ließ einen neuen Napoleon gießen, der im Juli 1833 den ihm gebührenden Platz auf der Vendômesäule einnahm und an dem die Franzosen während langer Jahre große Freude hatten. Der Kaiser war „en petit corporal“ dargestellt; der classische kleine Hut, der berühmte lange Ueberrock, die Reiterstiefeln, das Fernrohr sogar waren, so versicherten die Cicerone, getreu nach der Natur modellirt.

Napoleon III., dem um hohe Abkunft zu thun war wollte sich mit dem bürgerlich aussehenden Dunkel nicht begnügen. Er ließ denselben nach der Avenue de Neuilly schaffen und setzte einen, als römischen Kaiser costümirten, Napoleon an die Stelle des

historischen „kleinen Corporal“. Die Imperatorstatue, aus unvergänglichem Erze, hat nicht einmal die Dauer eines gewöhnlichen Menschenalters erreicht. Die zartfühlende, sentimentale Commune von Paris gelangte, in ihrer unberechenbaren Logik, urplötzlich zu der überraschenden Schlußfolgerung, daß die Vendomesäule eine „Herausforderung der Menschheit“ sei, „un défi jeté à l'humanité.“ Die Zerstörung des anti-brüderlichen, menschenfeindlichen Monuments wurde ohne Schwierigkeit decretirt und Mitte Mai ausgeführt.

Wohlunterrichtete versailer Blätter behaupteten der Zeit, die Vernichtung der Siegesäule sei das Werk des Prinzen Bismarck gewesen. Einige wollten sogar bestimmt wissen, das Erz würde nach Berlin geschafft und dort auf dem Schloßplatze errichtet werden. Der Plan einer Statue des Kaiser Wilhelm, die Statue Napoleon ersetzend, war, nach denselben glaubwürdigen Autoritäten, bereits entworfen. — Andere Zeitungen waren der Meinung, die Commune beabsichtige, aus dem Verkauf des Metalls der Colonne Geld zu machen und auf diese Weise das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Die Säule zerprang bei ihrem Fall in tausend Stücke. Dies vereitelte Bismarcks tiefen Plan, sie ganz nach Berlin zu transportiren; auf der andern Seite wurden Speculanten in Sieges-trophäen durch die Dufaurische Gesetzvorlage schon gemacht, wonach alle Besitztitel, auf Verträgen mit der Commune beruhend, als null und nichtig erklärt wurden. — Vendomesäulen, in natürlicher Größe, sind kein couranter Handelsartikel. So viel bekannt geworden ist fand sich kein Liebhaber für das von der

pariser Commune feilgebotene Specimen, und die Versailler Truppen hatten, bei ihrem Einzuge in Paris, die traurige Genugthuung, die Trümmer der von ihnen verehrten Säule fast unangerührt an dem Platze zu finden, auf den sie von ihrem ursprünglichen Piedestal gefallen war.

Die französische Nationalversammlung hat, mit Stimmeneinheit, wenn ich nicht irre, beschlossen, die Vendômesäule wieder herzustellen. Dies wird Niemand überraschen, der sich mit dem französischen Charakter einigermaßen bekannt gemacht hat. Picard hatte den Vorschlag gemacht, die Statue Napoleons durch eine große, Frankreich darstellende, Figur zu ersetzen. Dies fand aber keinen Beifall.

Die zur Verewigung napoleonischen Ruhmes und französischer Tapferkeit errichtete Colonne ist sechszig Jahre alt geworden. Sie hat in dieser Zeit drei verschiedene Statuen des Kaisers und, während eines fünfzehnjährigen Interregnums, die weiße Fahne der Bourbonen getragen. Sie wird nun wieder errichtet werden und zwar zu Ehren der Armeen von 1805 und von 1871 und zu Schanden der Commune. Wenn die neue Säule das Schicksal der alten theilt, so dürften, vor Ende dieses Jahrhunderts, noch mannigfache Veränderungen mit derselben vorgehen. Die Franzosen haben während des letzten Jahres ihre großen Männer und ihre großen Institutionen auf merkwürdige Weise behandelt. Napoleon III. erscheint in diesem kurzen Zeitraum als großer Mann, als niederträchtiger Verräther und als legitimer Throncandidat, „von Volkes Gnaden“. Jules Favre, Gambetta, Picard, Trochu, Bazaine sind abwech-

selnd Retter des Vaterlandes — und Verräther an demselben. Die Armee ist die Hoffnung, dann die Schande, zuletzt wieder der Ruhm Frankreichs — wie der Welt. Jede neue Behauptung wird mit einer so gänzlichen Nichtachtung alles Dessen, was kurz vorher behauptet und bewiesen war, hingestellt, daß der nicht Betheiligte, der Zuhörer und Leser, an seinem eigenen Gedächtniß irre wird. Man muß sich die Mühe geben, die französischen Journale des letzten Jahres zu durchblättern, um sich von dem Wankelmuth der öffentlichen Meinung zu überzeugen. Die Franzosen wissen heute weniger als je, was sie wollen und unter diesen Umständen erscheint die Wiedererrichtung zerstörter Triumphsäulen kaum zeitgemäß. Daß man sich aber gerade deshalb mit außerordentlichem Eifer um diese Restauration bekümmern wird, unterliegt keinem Zweifel.

Ein zweites großartiges, dem Kriegsruhme der französischen Nation gewidmetes Monument, der Arc de Triomphe, hat ebenfalls stark gelitten. Während der Cernirung durch die deutschen Truppen hatten die Pariser bedeutende Vorrichtungen getroffen, um die öffentlichen Monumente des Mecca der Civilisation gegen die Bomben der Vandalen und Barbaren zu schützen. Auch der Triumphbogen war bei dieser Gelegenheit reichlich bedacht worden. Man las auf demselben die Namen: Ulm, Austerlitz, Sena, Friedland, Lützen, Bautzen, Dresden &c.; es mußte, so argumentirten die Franzosen, den Deutschen daran gelegen sein, dies Denkmal ihrer alten Niederlagen zu vernichten. Die wohlunterrichtete pariser Presse wußte auf das bestimmteste, daß General Moltke besondere Batterien errichtet hatte, deren Zweck

war, den Arc de Triomphe zu zerstören. — Die deutschen Artilleristen schossen schlecht, und das große Monument französischer Siege blieb unversehrt. Man beeilte sich, nachdem Paris von der unsaubern Gegenwart der Barbaren gereinigt war, dasselbe wieder zu enthüllen. Leider hatte man dabei unberücksichtigt gelassen, daß Frankreich stets mehr von Franzosen als von Fremden zu leiden gehabt hat, und daß es unwahrscheinlich war, daß Paris eine schöne Gelegenheit, eine große Revolution zu machen, unbenutzt vorübergehen lassen sollte. Die rothe Republik erhob am 18. Mai ihr Haupt und die Vertheidiger von Ordnung und Gesetz hatten zunächst nichts Eiligeres zu thun, als eine strategische Rückwärtsbewegung nach Versailles anzutreten. Die aufgegebenen Positionen mußten sodann wieder erobert werden. Eine derselben, die Porte Maillot, befand sich in gerader Schußlinie vor dem Arc de Triomphe. Ueber die von den Versailler Truppen bei Wiedereinnahme der Porte Maillot gezeigte Tapferkeit hat die Welt alle Details gehört und wiedergehört. Von den Verlusten an Todten und Verwundeten ist weniger erzählt worden. Unter den schwer Verwundeten befindet sich auch der Arc de Triomphe. Hunderte von Granatsplittern haben Spuren ihrer Wuth in den harten Stein gebissen, und in der colossalen Gruppe: La Resistance von Gtl ist dem Kinde der Kopf, und dem Genie der Zukunft von Frankreich das Schwert abgeschossen. Auch die geschmackvolle schöne Gallerie, die den oberen Theil des Triumphbogens schmückt, ist mehrfach verlegt. Das Meisterstück Rudes, die Gruppe „le Dé-

part en 1792“, das großartigste, schönste Werk morderner Sculptur, ist glücklicherweise gänzlich unverfehrt. —

Die Place de la Concorde ist, beim Eindringen der versailer Truppen in Paris, Zeuge eines lebhaften Gefechts gewesen, und nirgends sieht man deutlicher als dort die Spuren der Wuth der zurückgeworfenen Communisten. Wenn man in der Mitte des Platzes stehend, dem Arc de Triomphe den Rücken kehrt, so sieht man vor sich die Ruinen der Tuilerien, rechts das verwüstete Quai d'Orsay, links die jammervollen Ueberreste des schönsten Theils der Rue de Rivoli, der schönsten Straße von Paris. Der Thurm der Sainte Chapelle zeigt den Platz, wo der alte Justizpalast stand; diesem gegenüber weiß man die Ruinen des Hôtel de Ville; zwischen diesem und dem Finanzministerium, in der Rue de Rivoli, befindet sich das ebenfalls niedergebrannte Palais Royal. Die Straße, die links von der Place de la Concorde nach der Madeleine führt, die breite, stolze Rue Royale, hat schrecklich gelitten. Die Thüren der Madeleine sind von Kugeln durchlöchert, und auch der Stein des ehrwürdigen Gebäudes trägt zahlreiche Spuren von Granatsplittern und Chassepottkugeln.

Das Finanzministerium in der unmittelbaren Nähe der Place de la Concorde, in der Rue de Rivoli, zwischen den Rues de Castiglione und de Luxembourg gelegen, war ein mächtiges Gebäude, dessen Inneres ein Labyrinth von Gängen, Treppen und Höfen bildete. Alle Einkünfte und Ausgaben von Frankreich wurden von dort aus administrirt. Wenn man bedenkt, welch ungeheure Masse wichtiger Documente

und Schriftstücke aller Art bei der Zerstörung dieses Ministeriums zu Grunde gegangen sind, so verzweifelt man an dem Erfolg der Arbeit, die der Regierung Frankreichs obliegt, wieder Ordnung und Regelmäßigkeit in das Finanzwesen des Staates zu bringen. Die Ruinen des Finanzministeriums sind, mit denen des Hôtel de Ville und des Palais d'Orsay, die großartigsten und vollständigsten von Paris. Das mächtige Gebäude ist gänzlich ausgebrannt, und die calcinirten Mauern, die nur noch durch ihre eigene Schwere aufrecht erhalten werden, drohen jeden Augenblick Verfall. Die Hintergebäude des Ministeriums sind theilweise gerettet worden. Die Zerstörung des Hauptgebäudes war das Werk förmlich einregimentirter Mordbrenner, sogenannter Fuséens, die vom Hôtel de Ville Befehl erhalten hatten, die verschiedenen Ministerien in Brand zu stecken.

Den großen Ruinen der Rue de Rivoli gegenüber, auf dem linken Ufer der Seine, sieht man die Trümmer des Palais d'Orsay, der Caserne des Quai d'Orsay und des Palastes der Ehrenlegion.

Das Palais d'Orsay war ein Gebäude morderer Construction. Der erste Stein zu demselben wurde im Jahre 1810 gelegt. Während der Jahre 1820 bis 1833 wurden die Bauten unterbrochen, dann aber in zwei Jahren vollendet. Die Rechnungen der Architekten allein beliefen sich auf 11 Millionen 340,000 Franken. Der Name Palais d'Orsay rührt einfach von der Lage am Quai d'Orsay her; er ist niemals Eigenthum eines Privatmannes gewesen und war ursprünglich dazu bestimmt,

Sitz des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu werden. Seit 1840 hatten der Staatsrath (Conseil d'Etat) und die Rechnungskammer (Cour de Comptes) davon Besitz genommen. Die großen Säle des Palastes waren mit dem verschwenderischen Aufwand ausgestattet, den Napoleon III. in den öffentlichen Gebäuden Frankreichs zur Schau zu tragen liebte. Der rein materielle Verlust, den Paris durch die Zerstörung des Palais d'Orsay erlitten hat, kann auf 15 Millionen Franken geschätzt werden. Der durch das Verbrennen der Archiven des Staatsrathes und der Rechnungskammer verursachte Schaden ist nicht zu ermessen.

Rechts und links vom Palais d'Orsay befanden sich der Palast der Ehrenlegion und eine große Cavalleriekaserne, Quartier Bonaparte oder la Caserne du Quai d'Orsay genannt. Beide Gebäude sind von den Communisten in Brand gesteckt worden. Die Caserne ist gänzlich zerstört; der hübsche kleine Palast der Ehrenlegion kann wieder hergestellt werden. Das Quartier Bonaparte war unter dem ersten Napoleon erbaut worden. Es hatte nicht den monumentalen Character der von Napoleon III. errichteten Casernen (Prince Eugène, Gendarmerie de la Garde, Napoleon), aber es war ein großes, schönes, werthvolles Gebäude, dessen Wiederherstellung der schwer gedrückten Stadt Paris ebenfalls Millionen kosten dürfte.

Der Palast der Ehrenlegion datirte von 1785. Er wurde von dem Architect Rousseau für den Prinzen Salm erbaut und galt mit Recht für einen der geschmackvollsten Privatpaläste von

Paris. Nach dem Tode des Prinzen Salm, der während der großen Revolution hingerichtet wurde, ging das Gebäude in die Hände verschiedener Besitzer über, bis es im Jahre 1803 von der französischen Regierung gekauft wurde, die dort die Große Kanzlei und die Bureaux der Ehrenlegion installirte. — Die pariser Commune, die in ihrem Hass gegen die bestehenden Errichtungen, alle von der Familie Napoleon ausgehenden Institutionen, noch in ganz besonderes Augenmerk gefaßt hatte, mußte den Palast der Ehrenlegion in ihr Zerstörungsprogramm mit einschließen. Die Vorrichtungen zur Vernichtung desselben waren deshalb auch so gut getroffen, daß selbst das unerwartet schnelle Vordringen der versailer Truppen dem Brande nicht mehr Einhalt thun konnte. Die massiven, steinernen Mauern widerstanden jedoch dem zerstörenden Elemente, und wenn Frankreich die zur Wiederherstellung des Palastes der Ehrenlegion nöthigen Gelder votiren kann, so ist anzunehmen, daß das hübsche Gebäude, der Schmuck des Quai d'Orsay, die Augen der Pariser wieder erfreuen wird. Die Archive der Kanzlei und der Bureaux sind ein Raub der Flammen geworden. Unter anderen Umständen würde dies als ein unendlicher Verlust beklagt werden; heute scheint sich kein Mensch darum zu kümmern.

Die Rue de Lille, die mit dem Quai d'Orsay parallel läuft, hat durch den Brand der Paläste d'Orsay und der Ehrenlegion stark gelitten. Das in dieser Straße gelegene preussische Gesandtschaftshôtel ist unverfehrt geblieben. Den Communisten darf deshalb Niemand Dank wissen. Sie schienen es ausdrück-

lich darauf abgesehen zu haben, daß reiche, vornehme Quartier St. Germain, in dem die Rue de Lille gelegen ist, niederzubrennen; ihre Feigheit allein, die ihren Rückzug zu einer wilden, kopflosen Flucht machte, verhinderte sie, ihre Pläne vollständig auszuführen. Ueberall jedoch, wohin der Schritt sich wendet, namentlich in der Rue du Bac, findet man Spuren der Wuth der Commune.

Das Wort Thiers' in der versailer National-Versammlung: „Le Tuileries ne sont plus qu'un monceau de cendres“, (die Tuileries sind nur noch ein Aschenhaufen) hat einen tiefen Eindruck auf die ganze civilisirte Welt gemacht.

Der erlittene Schaden, obgleich ein sehr großer und ein unerseßlicher, ist jedoch nicht so bedeutend, als man erst vermuthete. Jeder, der Paris kennt, weiß, daß das Louvre und die Tuileries zwei ganz verschiedene Paläste sind; dessenungeachtet betrachten Viele dieselben als ein großes Ganze. Dies große Ganze ist nicht zerstört. Der bedeutendste und wichtigste Theil des Louvre ist, mit Ausnahme der sogenannten Bibliothek des Louvre, gänzlich unverseht geblieben; auch von den Tuileries sind einige nicht unwichtige Theile, namentlich der neue, schöne Pavillon de Flore wieder zu restauriren. Ob dies geschehen wird, ist jedoch höchst fraglich. Millionen würden dafür zu verausgaben sein, und abgesehen davon, daß Frankreich augenblicklich nicht in der Lage ist, Geld für etwas Anderes als das unbedingt Nothwendige und Nützliche auszugeben, muß bemerkt werden, daß die vordere Fassade der Tuileries dadurch, daß sie das Louvre und die schönen Flü-

gelgebäude der Place du Carouffel und der Place Napoleon verbarg, den Gesamteindruck des mit den Tuileries vereinigten Louvre verminderte. Die Großartigkeit der Dimensionen des Ganzen konnte nur von den inneren Höfen aus gewürdigt werden; wogegen der Fall der, nach der Place de la Concorde hinblickenden Hauptfront der Tuileries, den Einblick in die tiefen Höfe: Place du Carrouffel und Place Napoleon — gestattet, welche, mit dem Pavillons Sully, Rohan, Richelieu, Mollien, Turgot, Lesdiguières, Denon und Daru, eine Stadt großartiger Paläste bilden. Die französische Presse befürwortet die Nichtwiederherstellung der Tuileries, und da dieses Project den Anforderungen der Schönheit und der Dekonomie gerecht werden würde, so darf wohl angenommen werden, daß die französische Regierung demselben schließlich beistimmen wird. Somit wird das herrliche Bauwerk, mit dem Philibert Delorme sich verewigen wollte, von der Erde verschwinden.

Die innere Ausstattung der Tuileries, obgleich reich und kostbar, hatte keinen besonderen historischen Werth. Das „gute Volk von Paris“ ließ keine Gelegenheit, den Palast der Könige zu plündern, ungenutzt vorübergehen, und richtete dort in den Jahren 1830 und 1848 große Verwüstungen an. Die Commune von 1871 hatte selbstverständlicher Weise nicht unterlassen, in dieser Beziehung in die Fußtapfen der ruhmreichen Vorfahren zu treten, und man darf wohl annehmen, ohne daß dies jedoch mit Bestimmtheit behauptet werden könnte, daß, in Bezug auf das Mobiliar und die ganze innere Einrichtung der Tuileries, der große Brand im Monat Mai das bereits bedeu-

tend vorgeschrittene Zerstörungswerk der Commune nur vollendete. Zu bedauern ist unter Andern der Verlust der Gobelins und eines außerordentlich schönen Kronleuchters, der sich im Thronsaal befand. Auch viele werthvolle Statuen, Gemälde und andere Kunstwerke sind verloren gegangen. Die Franzosen schlagen den Verlust zum Ganzen des unberechenbaren Schadens, den die Commune angerichtet, schütteln trübselig den Kopf, seufzen: *quel malheur*, bekümmern sich weiter nicht um den Nachtheil, der den Einzelnen nicht trifft und gehen, ein jeder über seine eigenen Sorgen brütend, an der großen Ruine des alten Schlosses der Könige von Frankreich vorüber. Die Zerstörung der Tuileries betrübt die Pariser bei Weitem nicht so, wie die Vernichtung des Hôtel de Ville und der Vendôme-Säule. Diese letzten beiden Monumente, so will es das Volk, sollen sofort wieder hergestellt werden. Das zukünftige Loos der Tuileries scheint die meisten pariser Bürger gleichgültig zu lassen.

Die Bibliothek des Louvre, die beim Brande der Tuileries mit ausgebrannt wurde, enthielt 90,000 werthvolle Bände. Das Innere des Gebäudes, in dem sich diese Bücher befanden, ist vollständig ausgebrannt; die starken steinernen Mauern des Gebäudes selbst haben jedoch dem Feuer ziemlich gut widerstanden; eine vollständige Wiederherstellung desselben, obgleich dieselbe mit bedeutenden Kosten verbunden sein wird, ist deshalb zu erwarten. Die unschätzbaren Kunstschätze, die in den Museen des Louvre aufbewahrt werden, sind nicht berührt worden. Die kostbarsten derselben: die Venus von Milo, der streitende Fechter, die Madonna

von Murillo, die Rubens, Raphael, Rembrandt, Leonardo da Vinci, Correggio u., deren Zerstörung in der That ein Verlust für die, von den Franzosen zu oft citirte, Menschheit gewesen wäre, waren übrigens aus Paris geschafft worden, als man dort anfang, den Gedanken an eine Cernirung der Hauptstadt zu realisiren.

Daß es der Commune mit der Vernichtung des schönen Stadttheiles, dessen Centrum gewissermaßen das Louvre bildet, bitterer Ernst war, davon zeugt die Zerstörung der Tuilerien, der Bibliothek des Louvre und des Palais Royal, welcher letzterer Palaß sich ebenfalls in der unmittelbaren Nähe des Louvre befindet.

Das Palais Royal zerfällt, obgleich es ein leidlich homogenes Ganze bildet, in zwei verschiedene Theile: das eigentliche Palais Royal — das alte Palais Cardinal — und die sogenannten Galeries du Palais Royal. Das Palais Royal wurde 1629 von Richelieu erbaut, der dort 1642 starb und es Ludwig XIII. testamentarisch vermachte. Anna von Oesterreich bewohnte es darauf mit ihren Söhnen: Ludwig XIV. und Philipp von Orleans. Nach dem Tode seiner Mutter schenkte Ludwig XIV. das Palais Royal seinem Bruder Philipp, und nach diesem wurde der Regent, Philipp d'Orleans, Eigenthümer des Palaßes. Der Herzog Louis Philipp Joseph, der spätere Philipp Egalité, ließ den zweiten Theil des Palais Royal, die obengenannten „Galeries“ errichten. Sie bilden den bei Weitem umfangreichsten Theil des ganzen Palais Royal und sind, seit ihrer Construction, fortwährend an Kaufleute, Restau-

ranten 2c. vermiethet gewesen. Dieser Theil des Palastes, in dem große Reichthümer aufgestapelt sind und der einige der schönsten Magazine von Paris enthält, ist nicht verbrannt. Das alte Palais Royal allein ist von der Commune zerstört worden. Die Ruine des Palastes ist keine vollständige. Der letzte Bewohner des Palais Royal war Prinz Jérôme Napoleon. Die außerordentliche Klugheit, die dieser Prinz bei verschiedenen Gelegenheiten, wo Gefahr drohte, an den Tag gelegt hatte, war ihm auch zur Zeit des Falls seines kaiserlichen Veters Napoleon III. zu Hülfe gekommen. Man sagt, daß die Wohnung Seiner kaiserlichen Hoheit des Werthvollen nur noch wenig enthielt, als die Septemberregierung das Palais Royal als Nationaleigenthum erklärte, und daß Jérôme Napoleon verhältnißmäßig am wenigsten von dem Schicksal gelitten, das seine auguste Familie betroffen hat.

Das Théâtre français, das unmittelbar an das Palais Royal stößt, ist bei dem großen Brande nur unbedeutend beschädigt worden; das Theater des Palais Royal, in den Galerien gelegen, hat gar nicht gelitten.

Von den zahlreichen Theatern, welche Paris zählt, sind überhaupt nur drei zerstört worden: das neue Theater lyrique, das Theater der Porte St. Martin und das der Delassement comiques. Weshalb gerade diese Theater gefallen sind, während alle anderen verschont geblieben, läßt sich nicht erklären. Die Commune hatte ihre Launen.

Das Theater der Porte St. Martin war bei den Parisern außerordentlich beliebt. Die französische Eitelkeit, der durch

schlechte Romane verdorbene Geschmack der niederen Classen der pariser Bevölkerung fanden dort die reichste Nahrung. In der Porte St. Martin war es, wo französische Edelleute die unglaublichsten Waffenthaten verrichteten und wo jahrelang, allabendlich, Duzende von ersten Helden und ersten Liebhaberinnen, unter dem Beifall der Menge, vergiftet und erdolcht dahinsanken. Frédéric Lemaitre, Bocage, Mélingue und neben ihnen die Damen Dorval, Georges, Marie Laurent waren die größten Lieblinge des blutdürstigen Boyou und der sentimentalen Grijette. Die Dumas'schen Spectakelstücke: Antony, Don Juan de Marana, la Tour de Nesle; Victor Hugos Lucretia Borgia, Marion Desorme, Marie Tudor haben ihre größten Erfolge in der Porte St. Martin gefeiert. Als Gebäude hatte dies Theater keinen sonderlichen Werth. Es war seiner Zeit in sechsundsiebzig Tagen von Venoir errichtet worden, um das niedergebrannte Opernhaus zu ersetzen. Das provisorische Haus hatte sich jedoch als gut bewährt, und ohne den Gewaltstreich der Commune hätte es noch lange Jahre stehen können. Es enthielt 1800 ziemlich unbequemer Plätze; die innere Ausstattung ließ überhaupt viel zu wünschen übrig. Aber der Pariser liebte das Theater sehr, und an Sonn- und Festtagen hielt es immer schwer, dort einen Platz zu finden. Es ist heute nur noch ein Schutthausen. Das leichte Gebäude fiel unter dem Angriff der wüthenden Flammen wie ein Kartenhaus zusammen.

Das Theater der Delassément comiques war eine Scene dritten Ranges; der Verlust desselben wird wohl nur von den zu Grunde gerichteten, unglücklichen Eigenthümern ge-

fühlt werden. Man spielte in diesem Theater viele der vollständigen blödsinnigen Stücke, die man sich schämen sollte, zu belachen, aber über die man nolens volens lachen muß. Die deutschen Bühnen haben, in den Uebersetzungen der Offenbach'schen Operetten: die schöne Helena, Pariser Leben, Orpheus in der Unterwelt u. Proben von dem Unsinn gebracht, den das pariser „Kleine Theater“ zu fördern im Stande war. Die gefällige Musik dieser Stücke mag als „mildernder Umstand“ für den Beifall, den dieselben in Deutschland fanden, angeführt werden. Aber von dem krassen Unsinn, dem absoluten Blödsinn, mit dem zahllose Autoren das pariser Publicum jahrelang tractirt haben, kann man sich nur einen Begriff machen, wenn man die kleineren pariser Theater besucht hat. — Raoul Rigault, der Henker des Erzbischofs von Paris, des Predigers Deguerry und andere Geißeln der Commune hatte, während seiner kurzen Herrschaft, eine besondere Vorliebe für das Theater der Delassement comiques an den Tag gelegt. Man sagt, daß die Zerstörung des Theaters diesem Umstande zuzuschreiben sei. Diese Erklärung ist wohl im Gehirn eines fantasiereichen, pariser Feuilletonisten erstanden; wahrscheinlicher ist es, daß die Delassement comiques angesteckt worden sind, weil sie sich zufälligerweise „unter der Hand“ einiger Fuséens fanden, die unverbrauchte Petroleumvorräthe zu placiren hatten und die ihre Lust an dem unschuldigen Theater gefühlt haben, weil sie sich einbilden mochten, der Verlust könnte ein mehr schmerzlicher sein, als der in der Nachbarschaft gelegener Privathäuser.

Das Théâtre lyrique, ein geschmackloses Gebäude, war ei-

nes der bequemsten Theaters von Paris. Es ist beinah gänzlich zerstört; die Wiederherstellung desselben, wenn dieselbe überhaupt möglich ist, wird sehr bedeutende Summen kosten. Es datirt von 1862, enthielt 1500 Plätze und war überaus reich decorirt. Das sogenannte „Tout Paris“ pflegte sich dort Rendezvous zu geben, um die Gounod'schen Opern zu hören. Pasdeloup hatte den Tannhäuser, nachdem derselbe auf der großen Oper Fiasko gemacht, auf dem Théâtre Lyrique zur Ausführung bringen lassen und damit einigen Erfolg gehabt. Die Zerstörung des Theaters beraubt Paris einer der besten Scenen der Hauptstadt.

Vom Théâtre Lyrique, auf der Place du Chatelet gelegen, gelangt man, wenn man die Seine überschritten hat, nach einem neuen großen Heerd der Zerstörung: nach dem Justizpalast und der Polizeipräfector. Die Commune hatte der Justiz und der Polizei ganz besondere Feindschaft geschworen, und es ist nicht zu verwundern, daß sie ihre Sizze zerstört hat. Glücklicherweise waren dieselben so fest gebaut, daß sie den Flammen lange genug widerstehen konnten, um, wenigstens theilweise gerettet zu werden. Dessenungeachtet ist das Werk der Zerstörung dort ein schreckliches und die dadurch erlittenen Verluste gehören zu den schmerzlichsten, die Frankreich zu beklagen hat. — Daß die Gauner und Spitzbuben, welche mit der heiligen Commune gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, die einzige Gelegenheit benutzt haben, ihre Antecedentien, welche die Polizeipräfector mit väterlicher Sorgfalt aufbewahrte, zu zerstören, darf man ihnen nicht übel nehmen. Auch ist der dadurch erlittene Schaden

bei weitem nicht so groß, wie die Herren Missethäter sich dies einbilden mochten. Kurze biographische Notizen der hervorragenden Verbrecher fanden sich an mehr als einem Orte, und die entlaufenen Galeerensclaven, die der Commune mit patriotischer, wenn auch nicht uneigennütziger Tapferkeit dienten, werden wahrscheinlich bald erfahren, daß ihre Vergangenheit nicht einer gänzlichen Vergessenheit übergeben worden ist. Unersehlich aber ist der Verlust der historischen Documente, welche auf der Polizeipräfectorat aufbewahrt wurden. Dieselben enthielten, unter Anderm, die vollständigsten Archive aus der ersten französischen Revolution und eine kolossale Sammlung sämmtlicher, je in Paris publicirter, Zeitungen. Ueber die Zerstörung der im Justizpalast aufbewahrten Acten, Grundlagen von tausend schwebender Proceffe, verlautet nichts Bestimmtes.

Die Liste der durch den Bürgerkrieg und die letzten Acte der Commune angerichteten Zerstörungen ist durch das in den vorhergehenden Spalten Gesagte noch nicht erschöpft. Aber es würde ermüdend werden auf fernere Einzelheiten einzugehen. Dieselben würden auch übrigens viel Wiederholungen des bereits Constatirten enthalten müssen. Das Vernichtungswerk der Commune rägt überall dieselben Spuren niederträchtiger, vandalischer Wuth.

Wohin der Schritt sich wendet, stößt er auf Spuren des verderblichsten Kampfes, der je geliefert worden ist. Diese Spuren werden rasch verschwinden und Paris wird wieder eine schöne Stadt, wahrscheinlich die schönste Stadt der Erde werden. Aber das Paris aus dem letztem Jahre des Kaiserthums mit seinen

Palästen, seinem überschwänglichen Reichthum, seinem Aufwand, seinen Vergnügungsorten und Vergnügungen; Paris mit seinen Parisern, die so stolz auf ihre schöne Stadt waren und wohl Grund hatten es zu sein, daß Paris von 1869 gehört einer Vergangenheit an, die dem Heute unerreichbar fern liegt, und kein Lebender darf hoffen, die Hauptstadt von Frankreich wieder so zu sehen, wie sie vor dem Bürgerkriege unnachahmbar, einzig in der Welt, dastand. Fuit Ilium.

E n d e.

Druck von Hermann Blanke, Berlin, Rosenthalerstraße 14.

Americana

"Food" pp 1-14

15/1

25

44050/59

